

# WELTENPORTAL



SONDERAUSGABE

10/2024

15,00 €

ISSN Druckausgabe: 2748-9574  
ISSN Onlineausgabe: 2748-9582



ERHÄLTlich IM BAHNHOFsbUCHANDEL UND AUSGEWÄHLTEN ZEITSCHRIFTENLÄDEN  
AB HALLOWEEN 2024



## HORRORCOMIC-MAGAZIN

SOFTCOVER - S/W - 44 SEITEN - 6.66 EUR

AUSSERDEM ERHÄLTlich:

FERAL HORROR SOUNDS VOL. 1

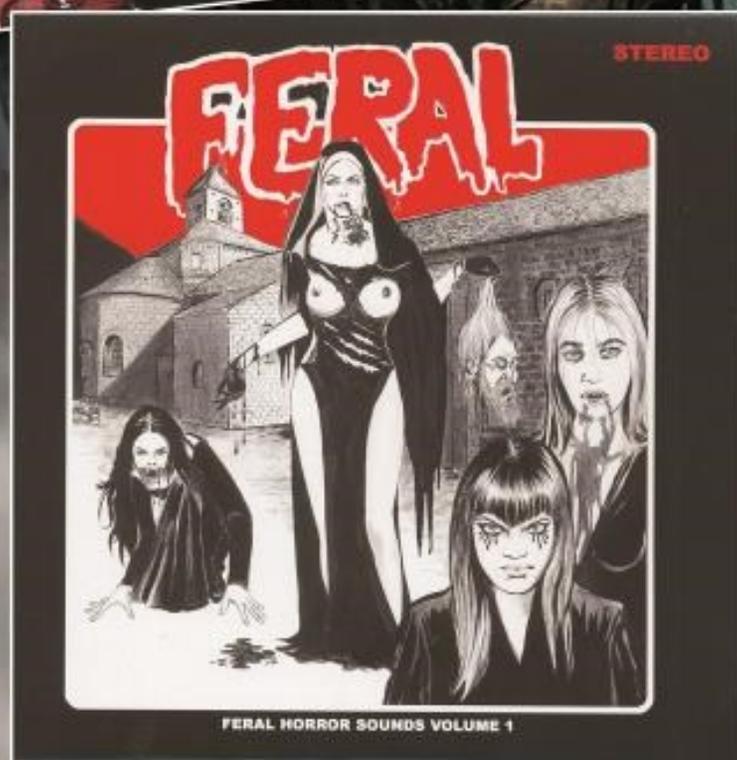
(LP, 10INCH COLORED VINYL)

7 TRACKS, FARBIGES VINYL IN ROT

EINE HORROR-MUSIC-COMPILATION

VOM FERAL COMIC MAGAZINE MIT

EINEM EXKLUSIVEN NEUEN 10 MINUTES-TRACK  
VON "MATER SUSPIRIA VISION FEAT. SHAZZULA"



**MONDLICHT REICHT NICHT AUS  
SIE MÖCHTEN SONNE SPÜREN  
DOCH SIE SIND VERDAMMT**

PETRA BERGER



## EDITORIAL

»KEIN VOLK DER ERDE, DAS NICHT SEINE GORGONEN UND WERWÖLFE, SEINE GHOULEN UND LEBENDEN TOTEN ZU ERTRAGEN HATTE.« (KLAUS VÖLKER, VON DENEN VAMPIREN)

Empusen, Lamien, Strigoi, Mormolyeien, Aswang, Baobhan Sith, Azeman, Jaracaca, Jiang Shi, Daschnavar, Owenga und noch viele mehr: Die Vorstellung von lebenden bzw. wiederkehrenden Toten und blutsaugenden Wesen ist in allen Kulturen über die ganze Welt verstreut. Ein eindeutiger Ursprung des Vampirmythos ist nicht auszumachen. Selbst wenn man sich auf die Erzählungen aus den osteuropäischen Ländern konzentriert, beschleicht einen das Gefühl, von unterschiedlichen Wesen zu hören.

Die Vielfalt der Mythen spiegelt sich auch in der Vampirliteratur. John William Polidori, Joseph Sheridan Le Fanu und natürlich Bram Stoker haben im 19. Jahrhundert einen weitestgehend konsistenten Archetypus geprägt, dessen markanteste Eigenschaften bis heute nachwirken. Im 20. und 21. Jahrhundert gewannen so unterschiedliche Autor:innen wie Stephen King, Charlaine Harris, Brian Lumley, Octavia E. Butler, Jewelle Gomez, John Avide Lindqvist, Richelle Mead, J. R. Ward, Anne Rice, Stephenie Meyer und viele weitere dem Vampir jedoch neue Facetten ab.

In der bisher umfangreichsten *Weltenportal*-Ausgabe haben 14 Autor:innen ihrer Fantasie freien Lauf gelassen und erweitern die Vielfalt erneut. Mit mehreren Artikeln, Sachtexten und Essays folgen wir den Wegen der Vampire durch die Welt- und Kunstgeschichte. Für die passende Optik unserer Sonderausgabe sorgte Detlef Klewer, während wir die Comic-Riege um Maximilian Wust und Duke McAbre ergänzt haben.

Ich wünsche spannende, informative und garantiert glitzerfreie Lesestunden.

**Christoph Grimm**

## IMPRESSUM

**Weltenportal Sonderausgabe: Vampire, 10/2024**

**ISSN Druckausgabe: 2748-9574 | ISSN Onlineausgabe: 2748-9582**

**Herausgegeben von:** Christoph Grimm, Speyerer Str. 8, 69242 Mühlhausen

**Kontakt:** [weltenportal@christophgrimm.com](mailto:weltenportal@christophgrimm.com) | [www.weltenportalmagazin.de](http://www.weltenportalmagazin.de)

**Redaktion:** Christoph Grimm, Sarah Lutter

**Mitwirkende dieser Ausgabe:** Petra Berger, Anna Eichenbach, Detlef Klewer, David A. Lindsam, Judith Madera, Friedhelm Schneidewind, Maximilian Wust

**Lektorat und Korrektorat (Storys):** Christine Jurasek, Manuel Otto Bendrin, Jörg Lenser, Sarah Lutter

**Satz, Layout und Schlussredaktion:** Christoph Grimm

**Schlussredaktion:** Dieter Rieken

**Umschlaggestaltung & Illustrationen der Storys:** Detlef Klewer, [www.kritzelnkunst.de](http://www.kritzelnkunst.de)

**Grafiken:** Sofern nicht anders angegeben: [www.pixabay.com](http://www.pixabay.com)

**Drucklegung:** WIRmachenDRUCK GmbH, Mühlbachstr. 7, 71522 Backnang

Creative-Commons-Lizenzen sind gekennzeichnet. Das Copyright der einzelnen Beiträge und Grafiken liegt bei den Ersteller:innen/Verlagen. Das Copyright dieser Zusammenstellung liegt bei Christoph Grimm. Jedwede Nutzung über den privaten Gebrauch hinaus wird ausdrücklich untersagt.

# INHALTSVERZEICHNIS

## STORYS

<b>Anna Eichenbach:</b> Craythorne Asylum .....	4
<b>Yvonne Tunnat:</b> Die Zahnspange .....	18
<b>Thomas Williams:</b> Wintersonnenwende Land .....	28
<b>Lisa-Katharina Hensel:</b> Leer .....	34
<b>Florian Krenn:</b> In Absentia Solaris .....	48
<b>Kai Focke:</b> Wie man einen Bestseller abstaubt .....	60
<b>Frederic Brake:</b> Lannisters Sehnsucht .....	66
<b>Nicole Hobusch:</b> Wasteland .....	74
<b>Isabell Hemmrich:</b> Gedenke der Nacht .....	80
<b>Manuel Otto Bendrin:</b> Der Vampir von Goslar .....	90
<b>Sarah Lutter:</b> Das Vorurteil .....	104
<b>Friedhelm Schneidewind:</b> Mini-Demokratie .....	112
<b>Michael Schmidt:</b> Ronnie James .....	114
<i>zzgl. Micro-Stories von Volker Dornemann</i> .....	27, 102, 110

## MAGAZIN

<b>Petra Berger:</b> Haiku .....	1
<b>Duke McAbre:</b> Nosfera (Comic) ....	44, 79, 103, 111, 171, 193
<b>Marcus Mejerski:</b> Geküsst sind die bleichen Lippen .....	45
<b>Detlef Klewer:</b> Der Brief eines Toten (Comic) .....	70
<b>Detlef Klewer:</b> Draculas Ahnen: Dokumentarisches – Literarisches – Gossip .....	140
<b>Judith Madera:</b> Moderne Vampire in der Urban Fantasy ..	158
<b>Judith Madera:</b> Vampire in Manga und Anime .....	166
<b>Friedhelm Schneidewind:</b> Macht, Moral und Mundraub: Betrachtungen zum Vampirismus .....	172
<b>David A. Lindsam:</b> Dracula gehört den Rumänen: Dana Grigorcea: <i>Die nicht sterben</i> .....	180
<b>Anna Eichenbach:</b> Alles andere als blutleer: Jay Kristoff: <i>Das Reich der Vampire</i> .....	186
<b>Maximilian Wust:</b> <i>Weltenportal Comix:</i> Vampir-Special: Kenne deinen Vamp! (Comic) .....	196

## REDAKTIONELLES

Editorial .....	2
Inhaltsverzeichnis .....	3
Autor:innen und Mitwirkende dieser Ausgabe .....	190
Content Notes .....	194

ANNA EICHENBACH

**CRAYTHORNE ASYLUM**

**F**eierlich kündigen die Glockenschläge der verwitterten Kathedrale Mitternacht an. Schwer und dick ist die Luft. Kein Laut zerreißt die Grabesstille. Doch – was ist das? Ein sonderbar trippelndes Geräusch wie von hundertn Feenfuen? Es ist Hagel. Er gewinnt an Intensität, bis ein Hagelsturm auf das Dach des alten Herrenhauses niedergeht. Das Hammern auf den geborstenen Schindeln weckt die Kreatur, die darunter haust ...

Gleich einem dichten Vorhang prasselte Regen. Boen verfangen sich unter dem Bahnhoftsunterstand, wehten Hagelkorner unter das ausbesserungsbedrftige Dach. Angespannt lauschte Eleanor in den Sturm. Abgesehen von seinem Heulen vernahm sie nichts. *Ein Tag wie geschaffen fur Schauergeschichten ...* So oft hatte sie den Beginn der Erzählung gelesen, dass die dünne Fadenheftung die Seiten kaum mehr zusammenhielt. Sie bedachte die Uhr an der Wand mit vorwurfsvollem Blick. Hinter dem gesprungenen Glas kroch der Zeiger aufreizend langsam weiter.

*Finster war ihr Herz, so finster wie die Nacht. Finster ihr Wesen. Finster und schwarz wie die Sünde ...*

»Mistress Forester?«

Erschrocken fuhr sie auf und schaute in die Abgründe dunkler Augen, die ein tief in die Stirn gezogener Dreispitz beschattete.

»D-die bin ich«, brachte sie heiser heraus. Ungelenk stand sie auf und versteckte das erste Kapitel von *Varney, der Vampir* hinter dem Rücken.

»Dwight.« Schlammgespritzer prangten auf den abgewetzten Stiefeln. In Sturzbchen rann Wasser über den Wettermantel und tropfte von der Dreispitzkrempe. Geruschvoll zog Dwight die Nase hoch. Die Mundwinkel zu einem mitleidigen Lächeln verzogen, musterte er sie abschätzig. »Wollen Sie's sich nich anders überlegen?«

»Ich hörte, eine helfende Hand werde hier dringend benötigt.« Eleanor straffte die Schultern. »Nun: Hier bin ich.«

Nicht recht überzeugt ergriff Dwight den Koffer. »Is hier nich wie in Lond'n«. Kautabackbraun spuckte er aus. »Kann ganz schön ... unheimlich werden so weit draußen.« Damit trat er in den strömenden Regen und verstaute rumpelnd das Gepäck in der Kutsche. Den Kopf zwischen die Schultern gezogen und *Varney* unter dem Wollmantel verborgen, bestieg Eleanor das Gefhrt, ein flaes Gefühl im Magen.

Dwight hatte nicht gelogen. Weit ab von jedem Dorf lag ihr Ziel in der rauen Abgeschiedenheit des schottischen Hochlandes. Der Regen hatte aufgehört, Dunst hing in Fetzen zwischen den Stämmen. Bäume, Farne und Ginster wichen einer Grasfläche. Auf einem sanft ansteigenden Hügel thronte dort ein von hohen Mauern geschirmter Herrensitz. Unstet flatterte Eleanors Herz vor Aufregung und einer sonderbaren Beklemmung, die sie beim Anblick des verwitterten, von Moosen, Flechten und Dornenranken bewucherten Gebäudes erfasste. So hatte sie sich das Anwesen der Familie Bannerworth vorgestellt, als sie zum ersten Mal davon gelesen hatte.

Eine Frau erwartete sie vor dem Eingang. Ohne die wintergrauen Haare und die helle Schürze wäre sie unterschiedslos mit den Schatten verschmolzen, die sich hinter dem offenstehenden Portal ballten. Feindselig starrten die altersblinden Fenster des Gebäudes auf Eleanor herab. Kurz zeigte sich ein Gesicht hinter einem der Vorhänge. Der Anblick war so flüchtig, dass man an ein Trugbild glauben mochte, hätte sich der Stoff nicht sachte bewegt.

»Willkommen, Mistress Forester.« Die Jahre hatten Falten in das offene Gesicht der Frau



gezeichnet. Ihre knorrigen Finger umschlossen das Bernsteinkreuz eines Rosenkranzes, die Perlen von zahllosen Gebeten abgegriffen. »Willkommen im Craythorne Asylum.« Vertraut legte sie Eleanor eine Hand in den Rücken, um sie hinein zu geleiten.

Eine gedrängte, bedrückende Atmosphäre füllte die Eingangshalle, und die dunkle Holzvertäfelung von Wänden und Decke verstärkte den Eindruck. Das wehmütige Seufzen eines Cellos schwebte zerbrechlich in der Luft. »Wir sind so froh, dass Sie hier sind, Mistress Forester. Ich bin Schwester Rosemary.«

»Eleanor. Bitte nennen Sie mich Eleanor, Schwester.«

»Der Doktor wird Ihnen alles Weitere erklären.« Einladend wies sie auf eine breite Treppe. »Wissen Sie«, bemerkte Rosemary in Plauderton, »ich arbeite bereits lange mit den Ärzten der Familie Craythorne zusammen.« Flüchtig sah sie zu einem Gemälde, das einen Herren mittleren Alters zeigte. Haare und Bart waren von ersten silbergrauen Strähnen durchzogen, der Blick sprach von Wissbegierde und Wachheit. Dr. Charles Craythorne hatte London vor Jahrzehnten den Rücken gekehrt, um in der Abgeschiedenheit der schottischen Highlands eine Nervenheilanstalt zu gründen. Hier erprobte er eine neuartige Therapiemethode, die – gemeinsam mit dem Craythorne Asylum – sein Vermächtnis bildete. »Er ist eine Seele von einem Menschen.«

Rosemarys energisches Klopfen hallte über den Flur. Die Musik war inzwischen zu einem Wispern am Rande der Wahrnehmung geschmolzen.

»Mistress Forester ist eingetroffen.«

»Gut, gut.« Dr. Howard Craythorne saß hinter einem wuchtigen, von Papieren, Büchern und allerhand anderen Utensilien übersäten Schreibtisch. »Mistress Forester?« Nachdenklich stießen die geschwungenen Brauen zusammen. Wache, wissbegierige Augen, die denen seines Vaters glichen, musterten sie. »Mistress Forester aus London!« Einladend wies er auf einen der Stühle. Unterdessen verabschiedete sich Rosemary, um das Abendessen vorzubereiten.

»Wo haben wir es denn ...« Geschäftig räumte Craythorne einen Stapel Dokumente von der einen Schreibtischseite zur anderen. Schließlich zog er einen Brief unter einem leinengebundenen Wälzer hervor. Rasch setzte er eine goldgerahmte Brille auf. Einen Finger an die dünnen, blassen Lippen gelegt, überflog er die Zeilen. »Tadellos, dieses Empfehlungsschreiben, das Doktor Connolly Ihnen ausgestellt hat. Bemerkenswert.«

»Danke, Doktor.«

»Was mich unweigerlich zu der Frage bringt,« – streng betrachtete er sie über den Brillenrahmen hinweg – »was eine Dame mit solcher Qualifikation hierherführt.«

»Der Wunsch zu helfen.« Eleanor faltete die Hände im Schoß. »Doktor Connolly spricht noch immer voller Bewunderung von Ihrem Vater. Mich hierher zu schicken stand für ihn außer Frage, als er von Ihrer Personalnot erfuhr. Ebenso wenig wie für mich, zu gehen, Doktor Craythorne.«

»Nur wenige Damen sind bereit, eine Anstellung in diesem abgelegenen Haus aufzunehmen. Meist verweilen sie nicht lang. Den einen drücken Gemäuer und Witterung aufs Gemüt,« – er deutete auf das Fenster, durch das breite Bahnen trüben schottischen Hochlandlichtes fielen – »die anderen können sich nicht mit der Therapiemethode meines Vaters arrangieren. In den schlimmsten Fällen kommt gar beides zusammen.«

»Der Natur gewinne ich mehr ab als dem Leben in der Großstadt«, erklärte Eleanor. »Mit dem Ansatz Ihres Vaters bin ich aus meiner Zeit im Hamwell Asylum bestens vertraut – und trage ihn überzeugt mit.«

Für den Verzicht auf Zwangsmaßnahmen bei der Behandlung von Erkrankungen des Geistes und der Seele hatte Craythorne Spott und Hohn seiner Fachkollegen geerntet. Eisern hielt er an diesem neuen Therapieansatz fest, erprobte und verbesserte ihn. Unterstützung fand er in John Connolly, der im Laufe der Zeit vom Assistenten zum engen Vertrauten wurde – und Craythornes Ansatz emsig weiterverfolgte. Auch dann noch, als sich der Doktor weit vor Eleanors Anstellung im Londoner Hamwell

Asylum in die Highlands zurückgezogen hatte. Sein Sohn musste da eben sieben gewesen sein, schätzte sie.

Der Doktor seufzte sichtlich erleichtert auf. »Wenn dem so ist ...« Er sprang auf und eilte um den Tisch herum, die Hand ausgestreckt. Abrupt blieb er stehen, sah argwöhnisch-konzentriert auf die Tageslichtflecken vor seinen Schuhspitzen.

»Wenn Sie ...« Verunsichert zuckte er die Achseln.

»Oh!« Eleanor erhob sich. »Gewiss doch.« Dünn und durchscheinend war Craythornes Haut, dass das Geäst der Venen darunter hervortrat. Dennoch war sein Händedruck fest.

»Sie müssen entschuldigen, Mistress«, erklärte er. Ein bedauernder Zug lag um seine Mundwinkel. »Porphyrie.«

Die blasse, fast transparente Haut; die schmalen Lippen; die hagere Gestalt und nicht zuletzt die Lichtempfindlichkeit. Eleanor hatte in einem der Fachbücher, die Doktor Connolly ihr während der Nachtdienste geliehen hatte, von der Krankheit gelesen. Diese war so selten, dass sie niemals erwartet hätte, je einem daran Erkrankten zu begegnen.

»Jedenfalls willkommen im Craythorne Asylum.« Sein warmherziges Lächeln offenbarte erste Spuren der Erythrodonie, einer blutroten Verfärbung der Zähne.

»Danke, Doktor Craythorne.«

Er fischte eine Taschenuhr aus der Westentasche. »Zeit für die Visite. Kommen Sie, Mistress Forester. Lernen Sie unser Haus und unsere Gäste kennen.«

»Sehr gern, Doktor Craythorne.«

»Nennen Sie mich Howard. *Doktor Craythorne* wird für mich immer einzig mein Vater sein.« Verschwörerisch zwinkerte er ihr zu.

Aus dem unteren Stockwerk vernahm Eleanor das Klappern von Geschirr. Der Duft von gebratenem Speck und gerösteten Zwiebeln wehte die Treppe herauf und gewann an Intensität, als sie hinabgingen.

»Wie viele Gäste beherbergt das Asylum zurzeit, Dok- ... Howard?«

»Fünf«, entgegnete er lächelnd. »Darunter Fälle von übermäßiger Melancholie, Wahn-

vorstellungen und eine Persönlichkeitsstörung.« Argwöhnisch achtete er auf Eleanors Reaktion, schien jedoch erleichtert, als sie gelassen blieb. »Ich garantiere Ihnen: Von unseren Gästen geht keinerlei Gefahr für Ihr Wohlergehen aus.« Für den Bruchteil eines Wimpernschlags verdunkelte ein Schatten seine Züge. »Falls es je zu einem Zwischenfall kommen sollte: Etwas Opium und Dwigths kräftige Arme ...« Howard verstummte, als er ihren entsetzten Blick bemerkte. »Das sollte ein Scherz sein.«

»Der ist Ihnen nicht gelungen, wenn Sie die Bemerkung erlauben.«

»Verzeihung. Ich will Sie keinesfalls durch eine unbedachte Äußerung vergraulen, kaum dass Sie durch die Tür getreten sind.«

Knapp stellte er ihr die Arbeit im Craythorne vor. Wie bei der moralischen Behandlung üblich setzte Howard auf die Macht der Gewohnheit. Der Tagesablauf der Gäste war nahezu minutiös geregelt: Mahlzeiten und Visiten fanden stets zur selben Zeit und nach demselben Muster statt. Dazwischen gab es eine Reihe von Angeboten – ausgedehnte Spaziergänge im Garten, Spiele, Musizieren oder Lesen – um Geist und Seele die zur Genesung erforderliche Ruhe angedeihen zu lassen.

Einladend standen die Türen auf dem Gästeflur offen. Eleanor schätzte diesen humanen Umgang mit den Erkrankten. Sie hatte anderes erlebt: dunkle Flure, die widerhallten von den panischen Schreien derer, die, an ihre Betten gefesselt, den Ungeheuern, die ihr Verstand gebar, hilflos ausgeliefert waren ...

Ein fauchender Schatten sprang vor Eleanors Füße. Heftig schrak sie zusammen und stieß gegen Howard.

»Gregory!« Energisch schnippste der Doktor vor dem Schemen, bis dieser sich grollend in das angrenzende Zimmer zurückzog. »Das ist keine feine Art, Eleanor zu begrüßen!«

Auf einem Schaukelstuhl hockte nun ein Gentleman mittleren Alters und musterte sie aus zu Schlitzen verengten Augen.

»Ich weiß, du magst keine Fremden«, erklärte Howard und trat an den anderen heran, sorgsam darauf bedacht, die schwachen

Sonnenstrahlen, die durch die dicken Vorhänge drangen, zu meiden. »Eleanor ist aus London hergekommen, um uns zu unterstützen.« Sachte streichelte er dem Mann über das dicke Haar und winkte Eleanor zu sich.

»Darf ich vorstellen?« Howard ergriff ihre Hand und führte sie vor das Gesicht des anderen. »Mister Gregory Topper – oder einfach Greg.«

Mister Toppers Nasenflügel zitterten, als er Eleanors Handfläche beschnupperte und die Stirn dagegen drückte. Ihr Herz hämmerte noch immer gegen ihre Rippen.

»Er akzeptiert Sie«, meinte Howard lächelnd. »Na los, nur zu.«

Zögerlich kralte sie Mister Topper hinter dem Ohr, was er mit einem tiefen Grollen gutieß. Howard bedeutete ihr weiterzumachen, während er Gregs Puls kontrollierte und die Werte notierte.

»Wie lange hält er sich schon für einen Kater?«, erkundigte sich Eleanor, kaum dass sie außer Hörweite des Gastes waren.

»Seit einem Unfall vor etwas mehr als einem halben Jahr.« Howard krepelte die Ärmel auf. Bleiche, knotige Narben zeichneten die Unterarme, wo die Haut zu starker Sonneneinstrahlung ausgesetzt gewesen sein musste. »Besser für einen Kater als für einen Vampir, oder? Kaum auszudenken, wenn er des Nachts durch unser Haus schliche und die anderen Gäste bisse.« Mit einem Tuch tupfte er sich Schweiß von der Stirn. »Hier gibt es nur mich.« Howard lachte, doch es klang aufgesetzt, irgendwie nervös. Eleanor konnte sich nicht vorstellen, wie viel Getuschel er aufgrund seiner Porphyrie schon hatte ertragen müssen. Insbesondere die rote Verfärbung der Zähne, die häufig mit der Erkrankung einherging, setzte Betroffene landläufig dem Verdacht aus, Vampire zu sein.

»Es mag sonderbar wirken, dass wir Mister Topper in seiner Vorstellung bestärken«, räumte Howard ein. »Der behutsame Ansatz zeigt jedoch Wirkung: Vor einem Monat wäre es undenkbar gewesen, Greg angekleidet anzutreffen.«

Nacheinander stellte er Eleanor die übrigen Gäste vor.

»Bleibt nur noch eine.« Howard seufzte. »Victoria Mulligan. Eine reizende junge Dame.«

»Ihr Sorgenkind?«

Er nickte. »Ihr Verlobter kontaktierte mich. Er sorgte sich um sie aufgrund ihrer Melancholie.«

»Wie äußert sie sich? In Wahnvorstellungen oder häufigen Magenbeschwerden?«

»Weder noch. An ihr sind vor allem Stimmungsschwankungen zu beobachten, und ... seit einiger Zeit hat Victoria eine Neigung zur Selbstverletzung entwickelt.«

»Inwiefern?«

»Machen Sie sich selbst ein Bild.«

»Doktor Howard!« Eine zierliche Frau sah von einem Buch auf. »Sie müssen Eleanor sein.« Ihr kränklich blasses Gesicht leuchtete auf. »Rosemary sprach unentwegt von Ihrer Ankunft.« Sie bemühte sich um ein Lächeln, als koste es sie alle Kraft, die Mundwinkel in die richtige Position zu bewegen. Trotz der Wärme im Raum trug sie einen Seidenschal um den Hals geschlungen.

»Rosemary ist eine wahre Heilige«, erklärte Howard und maß Victorias Temperatur. »Doch vermag sie sich schwerlich allein um alles zu kümmern.«

»Da scheine ich zur rechten Zeit eingetroffen zu sein«, stellte Eleanor fest.

Howard bat Victoria, aufzustehen und einige Schritte zu gehen. Als sie sich hinüberlehnte, um den Roman auf den Nachttisch zu legen, verrutschte der Schal, und Eleanor gewahrte ein frisches Hämatom an ihrem Schlüsselbein sowie verschorfte Striemen auf ihrer Schulter. Mistress Mulligan war derart wackelig auf den Beinen, dass sie am ganzen Leib zitterte, als sie sich wieder setzen durfte. »Beim Abendessen sollten Sie um einen Nachschlag bitten«, wies Howard mit der Autorität des Arztes an. »Insbesondere von Rosemarys köstlichem Pudding.«

»Sie wissen am besten, was gut für mich ist«, fügte sich Victoria lächelnd und griff wieder zu ihrem Roman. Eine Ausgabe von *Franckenstein*, bemerkte Eleanor.

»Ist Miss Mulligans Schwäche ein temporäres oder chronisches Symptom?«, erkundigte

sich Eleanor, als Howard die Tür zum Arbeitszimmer schloss.

»Ein rätselhaftes.« Er sank auf den Stuhl, setzte die Brille ab und rieb die Nasenwurzel mit Daumen und Zeigefinger. »Wenn neue Verletzungen auftreten, vermag sie sich am folgenden Tag kaum auf den Beinen zu halten.« Er schnaubte. »In dieser Zeit ist von ihrer Melancholie nichts zu bemerken, stattdessen wirkt sie ... regelrecht heiter und lebensfroh.«

»Kein seltener Verlauf dieser Erkrankung«, wandte Eleanor ein.

»Zweifelsohne. Jedoch ... während ihre Verletzungen verheilen, zieht sie sich wieder in sich selbst zurück, bis sie nahezu apathisch ist.« Seufzend ließ er die Schultern sinken. »Ich hoffe, Sie können mir neue Erkenntnisse, gar einen neuen Behandlungsansatz liefern, Eleanor.« Er setzte die Brille wieder auf. »Victoria sollte engmaschig überwacht werden. Verbringen Sie Zeit mit ihr. Plaudern sie ein wenig. Sollte Ihnen etwas zu Ohren kommen, das ihren Zustand ...«

»Informiere ich Sie unverzüglich.«

»Das heißt ...«, setzte Howard zögerlich an, »Sie bleiben?«

»Gerne sogar.«

Ein Klopfen an der Tür gefolgt von Rosemarys gerötetem Gesicht unterband seine Antwort. »Das arme Mädchen hat nicht mal den Mantel ausgezogen, und schon muss es mit zur Visite!«

Betreten schlug Howard die Augen nieder. »Vergeben Sie mir diese Rücksichtslosigkeit, Eleanor. Sie müssen müde sein nach der langen Reise. Natürlich.«

»Schon gut«, beruhigte Eleanor sein Gewissen. »Es war schön, die Gäste kennenzulernen.«

»Ruhen Sie sich wenigstens vor dem Abendessen aus. Ich bestehe darauf.«

»Kommen Sie, meine Liebe, ich zeige Ihnen Ihr Zimmer«, bot Rosemary an.

Sich ihrer Erschöpfung nun deutlich bewusst, folgte Eleanor der Schwester.

»Der Doktor vergisst bisweilen, dass nicht jeder so wenig Schlaf benötigt wie er«, erklärte diese.

»Ist die Rastlosigkeit ein Symptom seiner Erkrankung?«

Rosemary nickte. »Wundern Sie sich nicht, wenn Sie des Nachts Schritte auf den Fluren hören. Entweder ist es der gute Doktor oder einer unserer ruhelosen Gäste.« Zwar lächelte sie, doch in ihren Augen blieb ein unbestimmter Ausdruck. »Bisweilen kann es hier ... unheimlich werden«, gestand die Alte.

»Davor warnte mich Dwight bereits.«

»Nehmen Sie den hier, bitte.« Sie schloss Eleanors Finger um einen Gegenstand, dem ihre beruhigende Wärme anhaftete. »Den Herrn bei mir zu wissen ist mir stets ein sicherer Trost.«

Gerührt betrachtete Eleanor den Rosenkranz. Er ähnelte jenem von Rosemary, nur waren seine Perlen aus Holz statt aus Bernstein gefertigt, doch nicht minder abgegriffen. »Den kann ich nicht annehmen!«

»Und ob.« Sanft legte die Schwester ihr eine Hand an die Wange. »Der Herr segne Sie und Ihr gutes Herz, Eleanor Forester.« Ein Schatten verdunkelte ihre Züge, als sie nachsetzte: »Er möge Sie vor allem Unheil bewahren.«

Einige Wochen nach ihrer Ankunft erwachte Eleanor von einem Knarren, das sie nicht einzuordnen vermochte.

Angespannt lauschte sie in die Dunkelheit, vernahm die ihr inzwischen vertraut gewordenen Geräusche des Asylums. Das dumpfe Knarren und Quietschen der Dielen hätte sich nahtlos in die Melodie eingefügt, käme es nicht aus dem Stockwerk unmittelbar über ihrem Zimmer – dem Stockwerk, das niemand betrat.

Fand Howard nicht in den Schlaf? Mehrmals war Eleanor ihm beim Wandeln durch die Gänge und Flure begegnet, wenn sie Laute vernommen und nach dem Rechten hatte sehen wollen. Vermutlich verhielt es sich in dieser Nacht ebenso. Das merkte zumindest ihr verschlafener Verstand an. Ihr Verantwortungsbewusstsein redete ihr hingegen ein, aufzustehen und nachzusehen. Immerhin könnte einer der Gäste ihrer Hilfe bedürfen – und bis sie das nicht geklärt hätte, würde sie ohnehin nicht einschlafen.

Bald fand sie sich auf der Treppe nach oben wieder. Die ungewöhnlichen Geräusche waren inzwischen verstummt, doch etwas zog sie unablässig weiter. Noch nie war sie hier oben gewesen, hatte Howards Anweisung stets Folge geleistet.

Der schmale Flur lag still und verlassen im Zwielflicht. Eine mit fünf schweren Schlössern gesicherte Tür versperrte ihr den Zutritt. Der Tag ihrer Ankunft blitzte in Eleanors Erinnerung auf. Das Gesicht, das sie hinter einem der Fenster dieses Stockwerkes gesehen zu haben glaubte. Damals hatte sie nicht gewusst, dass niemand – nicht mal Howard – diesen Teil des Asylums betrat. Womöglich hatte sie das Knarzen der Dielen falsch verortet ...

Sie wandte sich um und prallte gegen eine hochgewachsene Gestalt. »Dwight!« Fest presste sie die Hand auf das hämmernde Herz. »Sie haben mir den Schrecken meines Lebens eingejagt!«

»Geh'n Sie schlafen, Mistress«, erklärte er und wies die Treppe herab. Ehe sie etwas entgegen konnte, kehrte er ihr den Rücken und verschmolz mit den Schatten des Asylums. »Besser, Sie schließen ab«, vernahm sie seine Stimme gedämpft aus der Dunkelheit. »Bevor er zurückkommt.«

*Der Blick dunkler Augen – Augen so dunkel und bodenlos wie die Sünde – hält sie. Kein Schrei dringt aus ihrem Mund, als die Gestalt heranstürzt. Grob fasst ihr der Fremde in die Haare, schlingt sie fest um die knochige Hand und zerrt ihren Kopf zurück. Entblößt liegt ihre Kehle vor ihm. Kräftig und verlockend pulsiert ihr Herzschlag unter seinen Lippen. Ganz gibt er sich dem rauschenden Dröhnen, der Bestie in sich hin. Tief versinken seine Fänge in ihrem zarten Fleisch. Heiß und salzig fließt Blut über ihre Haut. Ein schreckliches, schmatzendes Geräusch füllt die Kammer ...*

Entrüstet ließ Eleanor das Heftchen sinken. »Warum endet das Kapitel an dieser Stelle?« Victorias Wangen glühten vor Erregung, die Augen vor unstillbarer Sehnsucht. »Ihr geschieht nichts«, erklärte sie mit unverrückbarer Gewissheit.

»Varney wird ihr nichts zuleide tun.«

»Dessen bin ich mir nicht sicher.« Nachdenklich betrachtete Eleanor die schwarzweiße Zeichnung: den erschlafenen Frauenkörper unter dem pechschwarzen Haarschopf. Die Dunkelheit der Nacht, die sich dräuend vor dem Fenster ballte. »Er ist ein Ungeheuer, ein Vampir. Schmeckt er erst ihr Blut, wird er jeden Funken Zurückhaltung, jeden Funken *Menschlichkeit* verlieren.« Zu gern hätte sie gewusst, wie die Geschichte weiterging. Bis der nächste Teil des Groschenromans aus London eintraf, würde sie sich gedulden müssen.

»Sie wird überleben.« Mit spitzen Fingern zupfte Victoria den Seidenschal zurecht. Mild lächelte sie, als Mister Topper, der der Erzählung andächtig gelauscht hatte, den Kopf an ihrem Bein rieb. »Eines größeren Beweises, dass die beiden einander gehören, bedarf es nicht.«

»Einander gehören? Vielleicht liest du Varneys Geschichte anders als ich«, merkte Eleanor an. »Ich bezweifle, dass wir es hier mit einer Liebesgeschichte zu tun haben.«

Gedankenversunken streichelte Victoria Gregory über den Schopf. »Sie gibt sich ihm hin«, erklärte sie, die Augen flackernd vor Leidenschaft. »Stillt seine Sehnsucht, die er nicht allein zu stillen vermag. Dieses brennende Verlangen, das ihn von innen heraus verzehren wird, gibt er ihm nicht nach.«

Unverwandt sah Victoria zum Asylum hinüber, ihr Blick jedoch schien nach innen gekehrt. Ausdruckslos und leer starrten die Fenster des ungenutzten Stockwerkes auf die beiden Frauen und den Mann, der sich für einen Kater hielt, im herbstkahlen Garten herab.

»Hast du nicht auch Herzklopfen, wenn du ...« Sachte saugte Victoria an ihrer Unterlippe, fasste Mut. »Wenn du daran denkst, dass dergleichen *dir* widerfahren könnte?« Die zarte Röte, die auf ihren Wangen erblühte, verriet Eleanor überdeutlich, an welche Art der Aufregung Victoria gerade dachte.

»Ich empfinde nichts daran erstrebenswert, des Nachts von einem Vampir überfallen zu werden«, entgegnete Eleanor perplex.

Mister Topper grollte dunkel, als Dwight an ihnen vorbeikam. Dieser nickte zum Gruß, die

Augen vom Dreispitz beschattet. *Augen so bodenlos und dunkel wie die Sünde.* Unweigerlich musste sie an ihre Begegnung mit ihm in der zurückliegenden Nacht denken. *Besser, Sie schließen ab. Bevor er zurückkommt ...* Eleanor erschauerte.

»Er braucht sie«, insistierte Victoria ungewohnt heftig, während sie dem groß gewachsenen Mann mit dem Blick folgte. »Sie versteht es, versteht *ihn*. Versteht, dass er keine andere Wahl hat ... seinem Zustand unterworfen ist.« Unwillkürlich legte sie eine Hand auf den Bauch. »Niemand nimmt er ihr mehr, als sie ihm zu geben vermag.« Sie seufzte. »Es muss köstlich sein.«

Eleanor erstarrte. Die Richtung, in die sich das Gespräch entwickelte, in die Victorias Gedanken abschweiften, gefiel ihr ganz und gar nicht. Beide teilten sie eine Schwäche für Schauergeschichten, lasen *Varney, der Vampir* gemeinsam, diskutierten die Geschichte, wie sie es schon bei *Frankenstein* getan hatten.

»Was muss deiner Meinung nach köstlich sein?«, fragte sie, auch wenn sie die Antwort fürchtete.

Abwesend kralte Victoria Greg, dessen wohliges Schnurren eine beunruhigte Färbung annahm. Eleanor folgte ihrem Blick, unsicher ob es Dwight war, den sie beobachtete, oder das verwaiste Stockwerk, in der Erwartung, dass sich dort etwas regte.

»Redest du ... von Blut?« Behutsam nahm Eleanor die Hand der anderen. »Victoria, deine Verletzungen ...«

»Er würde mir niemals weh tun!«, fuhr sie so heftig auf, dass Greg fluchtartig das Weite suchte.

»Thomas? Rosemary erzählte mir, was für ein ... anständiger Herr er ist.«

»Bald wird er mich besuchen.«

Seit Eleanor vor Monaten die Stellung im Asylum angetreten hatte, hatte Victorias Verlobter nicht ein einziges Mal nach ihr gesehen. Ebenso wie seine Besuche waren auch die Briefe seltener geworden. Victorias Leiden, so wusste Rosemary zu berichten, sei Thomas' Familie überaus peinlich. Für sie war Victoria nur mehr ein Schandfleck, ein Makel, den man

besser nicht auf den Stammbaum kommen ließ. Früher oder später würde er die Verlobung lösen. Derartiges hatte Eleanor auch in Hamwell oft miterlebt. Verstoßene Kinder oder Ehefrauen, über die – waren sie erst einmal hinter den trostlosen Mauern der Nervenheilanstalt weggeschlossen – niemand mehr auch nur ein Sterbenswort verlor. Man sagte sich los aus Sorge vor dem Getuschel der Nachbarn.

Tröstend drückte sie Victorias Hand. »Sicher wird Thomas das.«

»Thomas?« Sie runzelte die Stirn, als hätte Eleanor verkündet, dass Queen Victoria höchstpersönlich das Asylum mit ihrer hoheitlichen Anwesenheit beehren wollte. »Nein«, wisperte sie.

Als Eleanor ihrem Blick zu den Fenstern folgte, war ihr kurz, als bewegte sich dort etwas in den Schatten.

»Mein Gabriel.«

Ein Glas tiefroten Weins in der Hand hörte Howard Eleanors Tagesbericht. Längst ballte sich die Nacht pechschwarz vor den Fenstern. Die schweren Vorhänge zur Seite gezogen, erhellten Mondlicht und Kerzen das Arbeitszimmer. Ihr Schein verlieh der fahlen Haut des Doktors einen unwirklichen Schimmer. Er wirkte abgeschlagen. Die vergangenen, durchwachten Nächte forderten ihren Tribut: Selbst die Brille, die er so gut wie nie absetzte und ohne die er nur verschwommen sah, hatte er irgendwo im Asylum verlegt.

»Danke, Eleanor, und gute Nacht.« Howard gähnte hinter vorgehaltener Hand.

Ein drängender, nagender Gedanke hinderte sie am Gehen.

»Ist noch etwas?« Der Doktor ließ das Wein glas sinken.

»Ich ... bin nicht sicher,« unruhig nestelte sie am Ärmelsaum ihres Kleides. »Es betrifft Miss Mulligan. Victoria.«

Der andere richtete sich auf und bedeutete ihr knapp, sich wieder zu setzen.

»Mir sind Ungereimtheiten aufgefallen, ihren Zustand betreffend.«

Ernste Sorge huschte über Howards Gesicht.

Kurz berichtete Eleanor von den frischen Verletzungen, die Victoria heute vor ihr zu verbergen versucht und für die sie halbherzige Ausflüchte gefunden hatte. »Vor einigen Tagen sprach sie davon, dass jemand sie besuchen kommen werde. Ein Mann.«

»Ihr *Verlobter*?«

»Nein. Das ist es ja. Sie redete von einem Gabriel.«

Erstaunen – oder Verärgerung? – zerrte an Howards Zügen. Rasch verbarg er seine Emotionen hinter der nüchternen Sachlichkeit des Arztes. Er lehnte sich zurück, sodass sein Gesicht im Halbdunkel lag. »Jetzt denken Sie, dass dieser ...« – er wedelte mit der feingliedrigen Hand – »*Gabriel* etwas damit zu schaffen hat.« Langsam schwenkte er den Wein. »Anscheinend vergessen Sie, in welcher Art Haus Sie sich befinden, meine Teure.« Das schmallippige Lächeln nahm einen süffisanten Zug an, den Eleanor – ebenso wie diesen herablassenden Ton – noch nie an ihm bemerkt hatte.

»Dessen bin ich mir bewusst«, hielt sie dagegen. »Wahnvorstellungen sind bislang nicht in Victorias Akte verzeichnet. Gleich, ob Gabriel ein Symptom oder real ist: Wir sollten ihn auf keinen Fall einfach so abtun.«

»Deuten Sie an ...«

»Dass möglicherweise jemand – ein Mann – Zutritt zum Asylum hat und ihr ...« Weiter wagte Eleanor ihre Befürchtung nicht zu äußern. *Ein bisschen Opium und Dwigths kräftige Arme.*

Howard führte das Glas an die Lippen. »Eleanor, Ihre Aufmerksamkeit ehrt Sie. Nur fürchte ich, Sie sehen Gespenster – oder besser gesagt Hirngespinnste –, wo keine sind.« Im Raum kühlte es sich merklich ab. »Messen Sie diesem Namen nicht mehr Bedeutung bei, als ihm zusteht.«

Sie nickte schwach.

»Ihre Sorge scheint mir eher dem hier entsprungen zu sein.« Howard öffnete eine Schublade und zog einen Packen dünner Fadenhefte hervor. »Die kamen heute aus London, mit den besten Wünschen von Doktor Connolly.« Er schlug ein Bein über. »*Varney, der Vampir. Das Fest des Blutes.*« Mit spitzen Fingern blätterte

er weiter. »Was finden die Leute bloß an solch einem Machwerk?«

»Als Wissenschaftler können Sie gewiss wenig mit solcherart Schauerliteratur anfangen«, entgegnete sie ohne Böswilligkeit.

»Literatur?« Seine Lippen kräuselten sich.

»Ist Ihnen die Bezeichnung *Schauermär* lieber? An einem Ort wie diesem«, meinte Eleanor und nahm die Hefte entgegen, »scheinen mir derartige Erzählungen allzu real.«

Howard, im Aufstehen begriffen, krallte wankend die Finger um die Armlehne. Undeutbares flackerte in seinem Blick.

*Der Herr segne Sie und Ihr gutes Herz, Eleanor Forester. Er möge Sie vor allem Unheil bewahren.*

»Wie dem auch sei.« Er nahm Gehrock und Zylinder vom Garderobenständer. »Bei diesem einladenden Mondschein will ich mir noch ein wenig die Beine vertreten.«

»Mit etwas Glück finden Sie auch Ihre Brille wieder, Howard.«

Seine Miene erstarrte zu Eis. »Gute Nacht, Eleanor.«

Ruhig schlug Victorias Puls. Etwas blass um die Nase und die Augen schattig wie nach einer durchwachten Nacht, summte sie eine heitere Melodie.

Ehe ihre Erkrankung sie hierhergebracht hatte, mochte Victoria ausgelassen zu diesem Lied getanzt haben, überlegte Eleanor. Ihr eine Rückkehr in eben jenes Leben zu ermöglichen, diesem Ziel hatte sich Howard Craythorne mit Leib und Seele verschrieben. Was in Victorias Fall womöglich in höherem Maße mehr als gut – und vielleicht auch angemessen – war. Dass er besonderen Anteil an ihrem Schicksal nahm, ließ sich nicht von der Hand weisen. Eleanor verübelte es ihm nicht. Binnen kurzem war ihr Verhältnis zu Victoria vertrauensvoll, gar freundschaftlich geworden. Dabei vergaß sie jedoch nie, dass sie beide aus einem bestimmten Grund im Asylum waren.

»Deine Temperatur ist leicht erhöht.« Eleanor notierte einen Vermerk.

Victoria schlang die Arme um den Leib. »Sollte ich mich sorgen?«

»Nein, aber wir sollten das beobachten.« Mit gerunzelter Stirn überflog sie Rosemarys Notizen aus den vergangenen Tagen. Leicht erhöhte Temperatur – schon seit Wochen!

»Victoria, wann ...«

»Guten Morgen, meine Damen.« Lächelnd streckte Howard den Kopf zur Tür herein, »Störe ich?«

»Gabriel!« Jauchzend eilte Victoria auf den Doktor zu, doch sie kam ins Taumeln und stoppte. Ihr Ausdruck war nicht minder erschrocken und verwirrt als der Howards. »Oh«, entfuhr es ihr schwach. Ihre Hand suchte rudernd Halt und fand ihn in Eleanor, die ihr geistesgegenwärtig half, sich zu setzen.

Der Doktor räusperte sich verlegen. »Sie müssen mich verwechselt haben, meine Gute.« Er mied Victorias Blick und nahm Eleanor die Aufzeichnungen ab.

»Sie ähneln einander«, murmelte Miss Mulligan entschuldigend, als habe sie etwas Falsches gesagt und getan.

»Eleanor, seien Sie so gut und sehen nach Mister Topper, ja?« Sanft, aber bestimmt schob Howard sie aus dem Raum – und schloss die Tür vor ihrer Nase.

Eleanor war völlig perplex. Was war dort eben geschehen? Gedämpft hörte sie ihn auf der anderen Seite, verstand nichts Konkretes. Er musste einen guten Grund haben, sie fortzuschicken. Entschlossen zügelte sie Verwunderung und Neugierde und entsann sich ihrer Aufgabe.

Konsterniert suchte Howard wenig später Eleanors Gesellschaft und das Gespräch. »Verzeihen Sie, dass ich Sie so unwirsch aus dem Zimmer geworfen habe.« Fahrig fuhr er sich durchs Haar und rückte die Brille zurecht. »Dass Victoria mich Gabriel nannte ...« Er schloss die zitternden Finger.

»Der Vorfall scheint Ihre Diagnose zu bestätigen.«

Craythorne neigte den Kopf und sah sie an, als verstünde er nicht.

»Als ich Ihnen gestern Abend von Gabriel erzählte, gaben Sie mir unmissverständlich zu verstehen, dass Sie ihn für eine Wahnvorstellung erachten.«

»Oh ja ... ja, ja!« Eilig nickte er.

»Mit Verlaub, Howard, doch ich halte diesen Gabriel für sehr real.«

»Sprechen Sie frei heraus, bitte.« Verschwunden war jede Spur seiner gestrigen Überheblichkeit.

»Miss Mulligans Temperatur ist leicht erhöht – seit Tagen. Sie weist vermehrten Harnrang auf, und wenn ich richtig liege, ist ihr Schwindel eben nicht allein durch ihre Überraschung zu erklären.«

Howard nickte stumm. Mit jedem Wort nahm sein Gesicht eine fahlere, kränklichere Färbung an.

»Vermutlich erwartet Victoria ein Kind.«

Howard ballte die Hände so fest, dass seine Knöchel weiß hervortraten. »Schwanger?«, wisperte er tonlos und sank gegen die Wand. »Unmöglich!«

»Es sei denn, jemand wäre ...« Konnte sich einer der drei männlichen Gäste dafür verantwortlich zeigen? Wohl kaum Mister Topper, dessen Interesse eher Wollmäusen als Frauen galt.

Etwas Dunkles, Undeutbares stahl sich in den Blick des Doktors. »Ihre Beobachtungen sind keine eindeutigen Indikatoren. Ihnen könnte auch eine andere Ursache zugrunde liegen«, resümierte Craythorne, um Nüchternheit bemüht. Seine Hände zitterten.

Laut hallte das Ticken der Wanduhr in der Küche. Die Kerze auf dem Tisch ließ flackernde Schatten über die Wände tanzen, und im Ofen glomm gespenstisch die Glut des heruntergebrannten Herdfeuers.

Ermunternd tätschelte Rosemary Eleanors Hand, ehe sie ein Stück Brot abbrach. »Irgendetwas schlägt dir auf den Magen, dass du deine Suppe kaum anrührst, Kind.«

»Da ist einiges, das ... mich beschäftigt.« Donner grollte in der Ferne wie ein Riese, der allmählich erwachte.

»Manchmal hilft es, sich Dinge von der Seele zu reden. Er ist stets ein guter Zuhörer.« Mit dem Löffel wies die Schwester in Richtung des in Schatten gehüllten Kreuzes über der Tür.

»Doch wenn du dir eine rasche Antwort erhoffst ...«

Unausgesprochen schwebte ihr Angebot zwischen ihnen in der Stille. Die Wolken vor dem Fenster flammten von innen heraus auf. Sacht klopften erste Regentropfen an die Scheibe, als wollten sie sehen, was in der gemütlichen Stube vor sich ginge.

»Howard verhält sich in letzter Zeit ... sonderbar.«

Langsam tunkte Rosemary ein Stück Brot in die Suppe. »Inwiefern?«

»Neulich Abend, da habe ich ihm etwas ... Wichtiges erzählt. Aber er hat es einfach abgetan.« Sie seufzte. »Derart barsch und unwirsch hat er noch nie reagiert.«

»Die Krankheit«, führte die Schwester entschuldigend an. »Sie macht ihn bisweilen dünnhäutig.«

»Dass es allein an der Porphyrie liegt, mag ich nicht glauben. Sicher, ich habe ihn schon an schlimmen Tagen erlebt, aber ... Howard verhielt sich wie ausgewechselt. Fast hätte man meinen können: wie ein anderer Mensch.«

Rosemary lauschte aufmerksam, doch vermied es tunlichst, Eleanor anzusehen.

»Am nächsten Tag erinnerte er sich kaum mehr an unsere Unterredung – und nahm meinen Verdacht ernst.«

»Den Doktor beschäftigt so vieles, Liebes«, entgegnete Rosemary beschwichtigend, »dass es ihm entfallen sein muss.«

»Entfallen?« Die Gemütsruhe der anderen erstaunte sie. »Wenn ich eines in der Zeit im Asylum über Doktor Craythorne gelernt habe, dann, dass ihm das Wohl seiner Gäste das höchste Anliegen ist.«

»Du bist ja ganz aufgeregt, mein Kind.« Rosemary ergriff ihre Hand und drückte sie. »Sprich doch nicht so in Rätseln.«

Eleanor rang mit sich. Schließlich weihte sie die andere ein.

»Herr im Himmel!« Ein greller Blitz begleitet von dunklem Grollen folgte der Anrufung der Schwester. »Victoria – schwanger?« Eilig schlug sie das Kreuzzeichen vor der Brust. Sie krallte die Finger so fest um den Rosenkranz,

dass die Knöchel weiß hervortraten. »Ist gewiss, dass ...«

»Alle Anzeichen sprechen dafür, doch Howard möchte noch warten, ehe er alles Nötige unternimmt, die Schwangerschaft zu bestätigen.«

»Wenn du dich irrst?« Nervös drehte sie eine Perle zwischen den Fingern.

»Die dringlichere Frage ist doch: Was, wenn nicht?«

Der Schwester war anzusehen, dass sie düstere Gedanken wälzte. »Das arme Mädchen«, wisperte sie und bekreuzigte sich erneut, der Blick schreckensstarr.

Nun war es an Eleanor, die Hand der anderen zu nehmen. »Rosemary, wenn du eine Vermutung hast ...«

Ruckartig sah sie auf. Ein gefährliches Funkeln trat in ihre trüben Augen. »Solcherlei haltlose Anschuldigungen auszusprechen ...«

»Ich will niemanden beschuldigen«, hielt Eleanor dagegen. »Doch eines ist gewiss: Victoria ist sicher keine zweite Jungfrau Maria.«

»Wir sollten uns nicht anmaßen ...«

»Uns nicht anmaßen, uns um Victoria zu sorgen? Ihre Verletzungen sind echt!«

Die Alte presste die Lippen zusammen, als fürchte sie, etwas zu sagen, dass sie später bereuen würde. »Vielleicht war es einer der Männer, die das Asylum mit allem Nötigen beliefern. Vielleicht aber auch ...«

»Wer? Jemand aus unserem Haus? Dwight vielleicht?«

Das Gesicht der Schwester versteinerte.

»Oder Howard gar selbst? Victoria hat sich in der Nähe beider Männer sonderbar verhalten. Wenn ...«

»Wag es ja nicht«, zischte Rosemary. Ein Blitz umriss scharf ihre Züge. »Ich arbeite schon so lange für die Familie Craythorne, da waren ... da war Howard noch nicht mal geboren.« Kalt entzog sie Eleanor ihre Hand.

»Du hast es selbst gesagt: Du arbeitest schon lange für die Craythornes, hast dieses Asylum mitaufgebaut und zu dem gemacht, was es heute ist.«

»Sehr wohl. Und ich werde gewiss nicht zulassen, dass eine haltlose Anschuldigung Charles' Lebenswerk zerstört.«

»Das will ich doch auch gar nicht. Aber ich glaube – nein, ich bin mir *sicher* –, dass es hier noch jemanden gibt. Einen Gast, bei dem Craythornes Therapieansatz nicht wirkt.«

Rosemary sah sie an, als wäre sie übergeschnappt. »Und diesen Gast – vermutlich heißt er Gabriel – versteckt Howard in dem gesperrten Stockwerk.« Die Alte lachte. Das Kerzenlicht ließ Schatten über ihr Gesicht huschen, die ihr ein gespenstisches Aussehen verliehen. »Du bist eine begabte Spukgeschichtenerzählerin.«

»Ich habe Schritte gehört. Die Schlösser an der Tür gesehen. Bewegungen hinter den Fenstern ... Wir wissen beide, dass Howard niemals einen Gast aufgeben würde. Auch einen noch so hoffnungslosen Fall nicht.«

»Liebes, nur weil Victoria von einem Gabriel sprach, muss der noch lange nicht echt sein.«

Resigniert seufzte Eleanor. »Das meinte Howard auch. Wie ist es dann zu erklären, dass Victoria ihn Gabriel nannte, gar behauptet hat, die beiden ähnelten einander?«

Die Augen geschlossen ließ Rosemary den Rosenkranz durch die Finger gleiten. »Sei dir gewiss, dass ich jedweden Schaden von der Familie Craythorne abwenden werde.« Auch wenn sie lächelte war jedes Wort scharf. »Darum rate ich dir, Eleanor Forester: Belasse es bei deinen Schauermärchen und verlier nie wieder ein Wort über Gabriel. Nie wieder.«

»Und ich dachte«, erwiderte Eleanor und erhob sich, »es sollte unsere vordringlichste Aufgabe sein, Schaden von den Menschen abzuwenden, die unserer Obhut anvertraut sind.«

In dieser Nacht fand Eleanor kaum in den Schlaf. Ihr Bewusstsein dämmerte in dem schwebenden Zustand zwischen Wachen und Traum, in dem sie sich nicht zu regen vermochte, doch das tobende Unwetter überdeutlich wahrnahm. Stetig trommelte Hagel gegen die Fensterläden und auf das Dach. Irgendwo knallte eine Tür, und jemand schrie kurz und durchdringend auf. Der Wind piffte heulend um die Ecken und Winkel des Asylums, stimmte ein schauriges, von wütendem Donnerrollen untermaltes Klagelied an. Beinahe wie der Ha-

gelsturm am Beginn von *Varney, der Vampir*, kam es ihr im Halbschlaf in den Sinn.

Die Tür! Der Schrei!

Mit rasendem Herzen fuhr sie auf. Victoria!

Eleanor packte Mut, Morgenmantel und Rosenkranz und schlüpfte in ihre Schuhe. Angst saß schwer und drückend auf ihrer Brust. Behutsam schob sie die Zimmertür auf und trat hinaus auf den Flur. Der Himmel war derart finster, als verschlossen Mond und Sterne die Augen vor dem, was auch immer sich im Asylum zutragen mochte. Lediglich die aufflammenden Blitze hüllten die Umgebung immer wieder für den Bruchteil von Herzschlägen in blendende Grelle.

Am Ende des Ganges ergoss sich goldenes Licht aus Howards Arbeitszimmer auf die Dielen. Die Tür war angelehnt, der Raum verlassen. Zwei Gläser Rotwein standen auf dem Tisch, das eine bis auf einen Schluck geleert, das andere nicht mal angerührt, als wäre jemand in großer Hast aufgebrochen. Hatte Howard mit Rosemary getrunken?

Vorsichtshalber nahm Eleanor nun doch eine Kerze an sich. Statt die Treppe nach unten zu nehmen und auf dem Gästeflur nach dem Rechten zu sehen, schlug sie den entgegengesetzten Weg ein – zum verwaisten Stockwerk.

Im flackernden Kerzenschein zeichneten sich Fußspuren im langflorigen Teppich ab. Von der Tür führten sie weg – doch keine zu ihr hin, als hätte jemand die Schlösser von innen aufgesperrt. Eine Berührung genügte, dass die Tür vor Eleanor aufschwang. Dunkel gähmend lag ebenjener Flur vor ihr, den sie eigentlich nicht betreten sollte.

Neugierde trieb sie Schritt um Schritt weiter. Sie hatte Staubschichten erwartet. Spinnweben, die Nebelschwaden gleich zwischen den Balken hingen. Doch hier oben war alles ebenso wohnlich und sauber wie im restlichen Asylum.

Eleanor entdeckte ein Schlafzimmer. Die Laken waren zerwühlt. Medizinische Fachliteratur stapelte sich auf dem Nachttischchen. Eine golden gerahmte Brille ruhte obenauf.

War es Howard, der hier oben nächtigte?

Wieso sollte er das tun – und sich noch dazu einschließen? Konnte es sein, dass er schlafwandelte? Oder hatte Eleanor doch Recht und das Asylum beherbergte einen weiteren Gast unter seinem Dach? Zumindest die Schlösser ließen sich so erklären, jedoch nicht, warum die Person selbst die Schlüssel besaß und sich ins Studium von ...

Markerschütternd gellte ein Schrei durchs Asylum. Das musste Howard gewesen sein – und seine Stimme kam aus dem untersten Stockwerk!

Trotz ihrer Hast achtete Eleanor darauf, nicht auf die knarrenden Stellen der Treppenstufen zu treten. Sie fühlte sich, als wäre sie selbst in einem der Schauernmärchen gelandet, die sie so gern und so zahlreich verschlang.

Aufgeregtes Fauchen und Kratzen erklangen hinter Mister Toppers Zimmertür. Eleanor wollte eintreten, den Mann beruhigen, doch die Tür war nicht nur geschlossen, sondern abgeschlossen! Howard würde seine Gäste nie ihrer Freiheit berauben – es sei denn, er wollte sie nicht ein- sondern jemanden aussperren ...

*Besser, Sie schließen ab. Bevor er zurückkommt ...*

Polternde Schritte ließen Eleanor herumfahren. Gregorys Protest schmolz zu einem ängstlichen Wimmern. Instinktiv löschte Eleanor die Kerze, drückte sich in die Schatten des Türsturzes und den Rosenkranz an die Brust. Dem Holzkreuz wohnte keinerlei Macht inne, die sie vor dem schützen konnte, was sie in dieser Nacht erwartete, dessen war sie sich sicher. Dennoch erfüllte sein Gewicht Eleanor mit einer irrational-abergläubischen Beruhigung.

*Platsch. Platsch. Platsch*, vernahm sie das leise Tropfen von Wasser

Wer auch immer sich dort näherte, hielt am Abzweig zu diesem Gang an.

*Platsch. Platsch. Platsch.*

Verräterisch laut klopfte Eleanors Herz im Zwielflicht. Beinahe wäre die Kerze ihren zitternden Fingern entglitten, als ein Blitz eine hochgewachsene Gestalt aus den Schatten schälte. Wettermantel und Dreispitz glänzten vor Nässe.

*Dwight!*

Nach Augenblicken, die eine Ewigkeit zu währen schienen, setzte er seinen Weg fort – und strebte auf das Zimmer von Victoria Muligan zu.

Eleanor würde nicht zulassen, dass er ihr erneut weh tat. Diesmal nicht. Von Schatten zu Schatten huschend folgte sie ihm. Die Kehle zugeschnürt, klebte ihr die Zunge schwer und geschwollen am trockenen Gaumen.

Dwights Finger schlossen sich um die Klinke, doch er hielt in der Bewegung inne, als eine knarrende Diele Eleanors Anwesenheit verriet.

Mit einem Fauchen, das an ein wütendes Raubtier erinnerte, fuhr Dwight zu ihr herum. Das Gesicht halb vom Dreispitz beschattet, enthüllte das Wetterleuchten gebleckte, rotglänzende Zähne und blasse Lippen. Erst jetzt bemerkte sie die schmalen Schultern, die nicht recht zu Dwights Statur passen wollten.

»How-«. Etwas explodierte grell in Eleanors Schädel und riss sie in die Finsternis.

Eleanors Lider flatterten. Dumpf pulsierte Schmerz hinter ihren Schläfen.

Sie lag in einem Bett. Jedenfalls spürte sie weichen Stoff unter den Fingerspitzen. Das Unwetter – dass eines getobt hatte, dessen war sie gewiss – war abgezogen. Allein eine Kerze spendete Licht, doch sie konnte die Schatten nicht aus allen Winkeln des Raumes vertreiben ...

Dwight!

Sie hatte ihn durchs Asylum schleichen sehen, auf dem Weg zu Victoria. Doch als er sich umdrehte, da hatte sie erkannt ... Deutlich sah sie Howards Gesicht vor sich, von einem animalischen Grinsen verzerrt.

Eleanor wollte sich aufrichten. Ein Widerstand hielt sie jedoch grob zurück. Mühsam hob sie den Kopf, wurde der Fesseln gewahr, mit denen man sie am Bett fixiert hatte.

»Ruhig, mein Kind.« Rosemarys Kleider raschelten wie trockenes Herbstlaub, als sie neben sie trat. »Du solltest es doch dabei belassen.« Liebevoll strich sie Eleanor eine Strähne aus der Stirn. »Das hast du jetzt davon.«

»Wie wahr, wie wahr.« Howard setzte sich zu ihr ans Bett. »Jammerschade.« Die Brille hatte er abgelegt. Dunkle Schatten lagen unter

seinen Augen, und sein mitleidiges Lächeln entblößte spitze, rote Eckzähne. Blutzähne. So rasch konnte dieses Symptom der Porphyrie unmöglich fortgeschritten sein!

»Sie sind nicht Howard.«

Der andere lachte leise. »Nein. Nein, der bin ich nicht.«

Eleanor zuckte zusammen, als er flüchtig ihre Kopfwunde berührte. Genießerisch drehte er die Hand hin und her, betrachtete das glänzende Blut auf seinen Fingerkuppen. »Nennen Sie mich Gabriel.«

»Neulich Abend, da ... da habe ich mit Ihnen gesprochen, oder?«

Er nickte langsam und leckte sich über die Finger. »Köstlich, wirklich«, gurrte er kehlig.

»Sie ... Sie sind ...«

»Mein Zwillingbruder.« Howard trat hinter Gabriel. Die Gesichter der beiden Männer waren kaum zu unterscheiden, wäre nicht Howards Brille gewesen. Während in dessen Blick Milde und Neugierde lagen, sah sie in dem von Gabriel nur Dunkelheit und Kälte.

»Ich bedauere sehr, was geschehen ist, Eleanor«, gestand Howard aufrichtig ein.

»Mein Bruder ist ... nun ja ...«

»Was er sagen möchte«, kam Gabriel ihm zu Hilfe, »ist, dass er mich nicht ohne Grund versteckt hält.«

»Ihr Vater, das Asylum in Schottland ... Er hat London Ihretwegen verlassen.«

»Nun ja, seit dieser ... Zustand bei Gabriel eintrat, war Vater darauf bedacht, ihn möglichst weit ... Sie wissen schon.« Howard rückte die Brille zurück. »Seine Neigungen ...«

»Victoria!«

»Ihr könnte ich niemals etwas zuleide tun.« Der Ausdruck auf Gabriels Gesicht war aufrichtig, die Zuneigung in seinem Blick echt.

»Sie hätte dich gar nicht erst sehen sollen«, zischte Howard ihm ungehalten zu. »Weil du

dich nicht an die Regeln halten konntest, sind wir jetzt in dieser vertrackten Lage!«

Gabriel beachtete seinen Bruder gar nicht. »Er ist ein bisschen erregt«, erklärte er Eleanor. »Wissen Sie, so eine gute, aufmerksame Pflegerin wie Sie hatten wir schon lange nicht mehr. Schade, dass Sie uns nun verlassen müssen.«

»Ver-verlassen?«, krächzte sie heiser.

»Eleanor«, Howard nahm ihre Hand, »Sie müssen verstehen: Was Sie über meine Familie, über Gabriel wissen, darf dieses Asylum niemals verlassen.«

»Sie meinen, dass Sie hier ein Ungeheuer aus einer wahr gewordenen Schauermär verstecken und obendrein zulassen, dass es sich an Ihren Gästen ...«

Er legte ihr einen Finger an die Lippen. »Sehen Sie, genau deshalb werde ich Doktor Connolly kontaktieren. Wegen Ihrer Psychose empfehle ich, Sie in die Geschlossene des Hamwell Asylums einzuweisen.«

»Ich habe keine Psychose, das wissen Sie genau!«

»Eleanor, bedauerlicherweise haben Sie zusehends damit begonnen, die Wirklichkeit mit *Varney, der Vampir* zu vermischen.«

»Ich bin sehr wohl dazu in der Lage, Realität und Groschenroman zu unterscheiden«, beehrte sie auf und stemmte sich gegen die Fesseln. Tief schnitten sie ihr ins Fleisch. »Oder wie erklären Sie mir ...«

Sie verstummte. Ihrer Kraft ebenso wie ihrer Gewissheit mit einem Mal beraubt, sank sie in das Kissen zurück.

Gabriel war verschwunden. Beinahe, als hätte er nie existiert.

~ ~ ~

YVONNE TUNNAT

# DIE ZAHNSPANGE



Ich hatte mal einen Patienten, dem haben die Eckzähne gefehlt. Alle vier!«

Der Kieferorthopäde schaute auf Konstanze und lachte so mauloffen, dass ich all seine Eckzähne sehen konnte. Er spreizte seine riesigen Finger, die im letzten Glied etwas breiter waren. Ich betrachtete seine spitz zulaufenden Fingernägel. Wenn ihm die Eckzähne fehlen würden, könnte er seine Steaks mit seinen Fingernägeln vorab zerteilen.

Konstanze wollte sich offenbar gern an dem Gespräch beteiligen, aber sie musste auf den Abdruck beißen. Ihre Augen wirkten genauso weit aufgerissen wie ihr Mund. Wenn ich sie ansah, bekam ich Phantomschmerzen in den Mundwinkeln, so unangenehm wirkte ihre Situation.

»Wirklich alle!«, versicherte der Orthopäde, obwohl niemand seine Aussage in Frage gestellt hatte. »Echte Hypodontie. Keiner der Eckzähne war angelegt.«

Das klang tatsächlich zweifelhaft.

»Keiner?«

Der Orthopäde nickte kräftig. »Ja, wirklich keiner. Die anderen Zähne hatten so eng aufgeschlossen, dass keine Lücke erkennbar war.«

Ein Arzt wie er hätte in das Jinro-Kensuki-Krankenhaus am Stadtrand gepasst, von dort hörte man nur schräge Geschichten. Sogar Werwölfe gingen dorthin, hatte Konstanze mir erzählt, in der Schule hätten sie das gesagt. Natürlich hatte sie kein Wort geglaubt. Damals.

Als Konstanzes Kiefer befreit wurde, lautete ihre erste Frage: »Aber ich kriege doch Eckzähne, oder?«

»Natürlich«, erwiderte er, »sobald wir Platz geschaffen haben.«

Ihr Gebissabdruck in Gips, den wir später mitnehmen durften, sah seltsam gleichmäßig aus. Wie eine Burg ohne Türme.

Fünf Wochen später holten wir die fertige Spange ab. Sie glitzerte in grün, Konstanzes Lieblingsfarbe. Beim Essen durfte Konstanze sie herausnehmen, aber sonst sollte sie die Spange zumindest anfänglich so oft wie möglich tragen. Unnötig zu sagen, dass sie es nach wenigen Tagen leid war und sie nur noch nachts trug.

Ich schaute immer bei ihr hinein, bevor ich schlafen ging, eine Angewohnheit, die ich mir nicht rechtzeitig abgewöhnt hatte.

So auch an jenem Abend. Im Halbdunkel betrachtete ich ihren schlafenden Körper. Das Grün der Spange schimmerte im Nachtlicht, als wären ihre Zähne kunstvoll mit Schimmel überzogen.

Ich bemerkte die Gestalt zuerst nicht, da sie sich nicht rührte. Aufrecht und gerade wie eine Taufkerze stand sie da. *Das ist doch nicht möglich!* Ich blinzelte, schaute genauer hin, stellte meinen Blick scharf. Meine Pupillen gewöhnten sich allmählich an das karge Licht. Konnte es doch nur ein Stuhl mit aufgetürmter Wäsche sein? Aber nein. Was ich dort sah, passte nicht zu den Gegenständen in Konstanzes Zimmer. Das da fing an, sich zu bewegen. Das da lebte.

Jetzt drehte die Gestalt mir ihr Gesicht zu, unerträglich langsam, und ich tat nichts, rührte mich nicht, sah nur zu. Je mehr ich erkennen konnte, desto mehr schattenhafte Falten zeigten sich mir. Eine Landschaft unglaublichen Alters. Ein Gesicht, das mittels Furchen und Narben die Geschichte von Jahrhunderten erzählte. Das da lebte, ja, aber es konnte nicht menschlich sein! Oder doch? Eine Einbrecherin mit Maske? Eine visuelle Störung? Die Gestalt verströmte Selbstsicherheit, absolute Macht. *Das vermag keine Störung, keine Maske.* Sowas konnte es doch gar nicht geben! Das konnte nicht real sein!

Doch ich sah die Gestalt nicht nur, ich hörte



ihre Halswirbel in der Nachtstille unseres Hauses knacken. Jetzt nahm ich ihren Körpergeruch wahr, altes Laub und feuchte Erde. Ich war erschüttert. Nichts anderes schien mehr von Bedeutung zu sein. Für einige Augenblicke schlug nur noch mein Überlebenswille durch. Ich musste Konstanze beschützen! Mich selbst! Uns beide! Ich zauderte zwischen Schutz und Flucht gemeinsam mit meinem Kind.

Noch bevor der Blick der Gestalt mich vollends traf, musste etwas geschehen sein. Denn an mehr erinnerte ich mich später nie.

Als ich aufwachte, lag ich in meinem Bett. Die Tauben vor dem Fenster gurrten schon, und jemand mähte den Rasen. *So früh morgens?* Der Wecker zeigte fast Viertel nach Elf. Konstanze! Warum hatte sie mich nicht geweckt? Sie schlief nie länger als bis acht!

Ich sprang auf und lief in ihr Zimmer.

Der Moment, bevor ich ihre Tür öffnete, ging mir später noch oft durch den Kopf. Wäre ich nur wieder dort, in einer Welt, die Sinn ergab, mit einem Unten und Oben, einem Vorne und Hinten, einem Links und Rechts.

*Wann wird die Welt endlich wieder richtig?*, fragte ich mich, immer wieder, jede Woche, jeden Tag, jede Stunde.

Dort lag sie. So widernatürlich, steif, atemlos. Der Mund offen, die Spange unversehrt. Doch mein Kind, das war nicht mehr unversehrt. Das war nicht mehr da, nicht mehr zu Hause. Ich lief zum Bett, versuchte sie hochzuheben und an mich zu drücken. Doch sie glitt nicht geschmeidig zu mir hoch, bog sich nicht in meiner Umarmung. Sie hing schwer und starr und glitt mir aus den Fingern. Ihr Körper rutschte aufs Bett zurück mit einem Geräusch so andersartig als alle Laute, die sie in ihrem Leben gemacht hatte. Konstanzes Leib blieb in unnatürlicher Haltung liegen. Die linke Schulter stach steif und unbeweglich ins Zimmer. *Jemand hat mein Kind vertauscht. Das hier ist nur eine lebensechte Puppe, totes Plastik; mein Kind rennt woanders herum, atmet, tobt, rollt die Schultern.* Das hier konnte nicht mein Kind sein.

Meine eigene Starre hielt nicht lange an, ich holte mein Telefon, wählte 110. Mit einer Stim-

me, tief und krächzend vom Schlaf, gab ich die Adresse durch, doch ich brauchte mehrere Anläufe, um den Anlass meines Anrufs zu nennen.

»Meine Konstanze ... mein Kind. Mein ... Mein Kind rührt sich nicht mehr.«

Für einen Augenblick erwiderte mein Gesprächspartner nichts, bis ich weitersprach: »Sie ist schon steif.«

Ich ließ das Telefon fallen, legte mich neben Konstanze ins Bett, versuchte zu atmen, sie einzuatmen – ich wollte die Reste ihres Kindergeruchs nicht verschwenden.

Wenig später klingelte es. So schnell, dabei war Eile sinnlos geworden. Schnelles Handeln und rasches Retten, das wäre gestern Abend gut gewesen! Als ich schlief und nichtsahnend in anderen Welten weilte, während mein Mädchen diese hier verließ.

Die Sanitäter hatten keine Hemmungen, Konstanze nach links und rechts zu biegen, in ihre Augen zu leuchten, einen Spiegel vor ihren geöffneten Mund zu halten. »Was sind das für Wundmale?«, fragte einer der Sanitäter. Ich hörte die Frage, konnte aber nichts dazu sagen, ihn nur ratlos anschauen, schweigend.

Später, viel später, fügte sich alles zusammen. Doch damals nicht, da war ich nur eine trauernde Mutter, ein Ein-Personen-Haushalt. *Last woman standing* in einer Familie, die einmal größer gewesen war. Dabei spielte für mich keine Rolle, wie groß wir zahlenmäßig gewesen waren. Konstanze und ich, wir hatten eine vollständige Familie gebildet, mehr brauchten wir für uns nicht.

Organversagen, hieß es später. Unterversorgt mit Sauerstoff. Blutarmut.

»Nimm dir so viel Zeit, wie du brauchst«, sagte meine Kita-Kollegin zu mir.

Zeit wofür? Zeit, alleine im Haus die Wand anzustarren, in ihr Zimmer zu gehen, an ihrer Bettwäsche zu riechen, ihren Geruch einzuatmen; und jeden Tag ist ein bisschen weniger davon übrig?

Ganze Tage verbrachte ich im Stop-and-Go-Modus. Ich ging zur Kaffeemaschine und stoppte davor, weil mir einfiel, dass Konstanze sich nie wieder über meinen Kaffeatem beschweren

würde. Wie sie als Kleinkind darauf bestanden hatte, das Pulver in den Filter zu häufen, und dabei nicht selten alles mit Kaffeepulver überhäufte, nur das Filterinnere nicht.

Auf dem Weg zu meinem Fahrrad kam ich an ihrem vorbei, himmelblau, mit Extra-Korb vorn. Ihre Puppe saß noch drin, das Plastikgesicht voller Vorfreude, als könnte sie es kaum erwarten, den nächsten Trip mit Konstanze zum Spielplatz zu machen. Sie trug sogar ihre Puppenregenjacke, die kleinen gelben Gummistiefel, für jede Eventualität gerüstet.

Es war unmöglich für mich, einen weiteren Schritt in die Garage zu tun. Ich ging zu Fuß einkaufen, mied aber die Regale mit Apfelsaft, Fruchtgummi und Fischstäbchen. Alles brummte aufgeladen mit Erinnerung, aufgeladen mit Konstanze. Mir wurde bewusst, wie häufig wir zusammen gewesen waren, wie stark wir unseren Alltag geteilt hatten. Ich entschied, dass es mich tröstete zu wissen, wie viel Zeit ich mit ihr verbracht hatte, so viel wie möglich, fast zehn Jahre lang.

Meine Umgebung tröstete mich weniger, auch wenn sie sich Mühe gab. Sie schenkten mir Selbsthilfebücher über die Phasen der Trauer und Gutscheine für Kurse sowie die Adresse des *Vereins trauernder Mütter*. Die Bücher ließ ich auf der Anrichte liegen und gewöhnte mich an ihren Anblick, ohne je hineinzuschauen. Zu dem Verein bin ich gegangen, lauter traurige Geschichten, traurige Menschen, die sich einmal in der Woche trafen und sich gegenseitig zuzuhören versuchten. Einige redeten viel und gern, andere saßen nur da. Ich ging nur einmal hin, mit dem vagen Versprechen, eines Tages mal wieder hineinzuschauen, doch ich schrieb es mir nur pro forma in den Kalender und ignorierte den Serientermin fortan.

Ich ertrug zu dieser Zeit nur Gunda, meine fast neunzigjährige Nachbarin. Sie hatte immer nebenan gewohnt, schon als ich noch ein kleines Kind gewesen war. Mein Verstand bestand stets darauf, sie als die fitte Fünfzigjährige zu betrachten. So hatte ich sie fest abgespeichert. Ich blinzelte und schüttelte den Kopf, zwang mich, sie zu sehen, wie sie tatsächlich aussah,

ihre gebeugte und uralte Gestalt. Sie besuchte mich jeden Nachmittag, saß mit mir auf meiner Bank vor dem Haus, meist schweigend, und bevor sie ging, sagte sie stets etwas Erfrischendes: »Das ist die größte Scheiße, die einem im Leben passieren kann.« Zu jener Zeit hatte ich das Gefühl, sie wäre der letzte vernünftige Mensch auf Erden. Kurz bevor Konstanze zurückkehrte, hielt ich Gunda fest, sah sie eindringlich an und bat sie: »Wenn du dort ankommst, wo auch mein Kind ist – pass auf sie auf. Sag ihr, dass ich sie vermisse und liebe und sie suchen werde.«

Ich glaubte an gar nichts, nichts Übersinnliches oder Postmortales, aber trotzdem tröstete es mich, mir einzubilden, dass Gunda Konstanze bald begleiten könnte. Mir kam nicht in den Sinn, dass es Gunda ängstigen oder beleidigen könnte, dass ich so deutlich aussprach, wie nahe sie dem Grab schon war. Sie wurde nicht böse auf mich. Außerdem sollte sie erst Jahre später sterben.

An jenem Abend saß ich auf der Bank vor dem Haus, eingemummt in Gundas gestrickte Wollsocken, zwei Jogginghosen übereinander und Konstanzes alte Kuschedecke. Das Sommerwetter, der letzte Sommer mit der lebendigen Konstanze, war längst nur eine Erinnerung an ein anderes Leben.

Ich starrte auf die Autos gegenüber, ohne sie richtig zu sehen. Dabei grübelte ich über das Kennzeichen des Opels. »KD«, ob das Initialen waren? Wie hieß der Nachbar mit Vornamen? Vor ihrem Tod hatte er immer seine alte Mutter im Rollstuhl durch die Nachbarschaft geschoben. Er war direkt nach der Beerdigung mit einem dicken Auflauf bei mir vorbeigekommen. Kartoffel-Käse. Kein Gemüse. Er hatte das überhaupt nicht kommentiert. Einfach nur Kartoffel-Käse. Ernährte er sich vegetarisch? Einer, der kein Gemüse mochte oder damit nicht umgehen konnte? Ich hatte mir etwas auf den Teller gelegt und den Auflauf eine Weile angestarrt, ein paar Stunden auf der Anrichte vertrocknen lassen und abends dann weggeworfen. Wenn er mir Auflauf gebracht hat, dann müsste ich doch seinen Vornamen kennen? Vielleicht etwas mit »K«?

Ich blickte hoch, und da sah ich sie.

Sie trug das gelbe Kleid, in dem ich sie beerdigt hatte. Der sorgsam geflochtene Franzosenzopf hatte sich aufgelöst. Ihr Gang wirkte, als würde sie nur mal eben rechtzeitig zum Abendessen von einer Freundin nach Hause schlendern, mit dem linken Bein im Hopserlauf, mit dem rechten etwas weniger enthusiastisch. Ihr typischer Gang. Aber es war nicht Zeit zum Abendessen! Die Sonne hatte sich schon hinter den Horizont geduckt. Stattdessen bestrahlten die Straßenlaternen ihr Kleid.

Ich blickte auf meine tote Tochter. Mein Kopf fühlte sich schummrig an, als wollte mein Körper sich gleich aus der Szene ausklinken. Die Trauer um sie hatte meine gesamten letzten zwei Monate und einundzwanzig Tage bestimmt, morgens, mittags, abends. Und jetzt sah ich sie die Straße entlangschlendern.

Freilich um eine ungewohnte Uhrzeit, aber definitiv nicht tot.

Ich blinzelte. Vermutlich lief dort ein anderes Kind, zufällig im gleichen Kleid, neun Jahre alt, dass kurz nach elf Uhr abends noch in eine Sackgasse einbiegen und dort ein wenig herumspazieren wollte. Unwahrscheinlich, aber viel wahrscheinlicher, als dass es sich wirklich um Konstanze handelte, meine tote Konstanze.

Ich erhob mich und ging auf sie zu. Mein Körper trug mich automatisch in ihre Richtung, alternativlos. Wohin hätte ich auch sonst gehen sollen?

Vor ihr angekommen, sah sie mich an, blass zwar, doch unversehrt, mit milder guter Laune. »Meine Zähne tun weh«, sagte sie. Und: »Mir ist kalt. Darf ich die Decke haben?«

Minuten später saß mein Kind in die Decke gehüllt am Küchentisch, und ich kochte ihr Tee. Was auch sonst? Gibt es einen Ratgeber dafür? Eine Untergruppe im Trauerforum: Was ist zu tun, wenn das tote Kind doch nicht tot ist und nachts leicht frierend zurückkommt? Natürlich: Decke und Hagebuttentee.

»Du siehst traurig aus, Mama.« Der Wasserkocher zischte und dampfte, doch ich hatte mich zu Konstanze umgewendet und konnte sie gar nicht genug ansehen, wie sie sich bewegte, wie sie sprach, meinen Blick erwiderte.

»Ich war auch traurig, schätze ich«, sagte sie. »Es ist gut, wieder hier zu sein, wieder bei dir.«

Sie stand auf, ging zu mir, ergriff meine Hand, dabei wäre fast ihre Decke verrutscht, was ich rasch mit einer Umarmung verhinderte. Da hielten wir uns, fast wie früher, wenn ich sie getröstet hatte.

»Du, der Kocher zischt und faucht«, sagte Konstanze, und ohne sie anzusehen, hörte ich ihrer Stimme an, dass sie dabei lächelte.

Das sagte sie immer, wenn jemand den Kocher ignorierte, der sich stets erst selbst ausschaltete, wenn das Wasser darin schon fast verkocht war. Das hier war wirklich mein Kind! Ich wendete mich zum Kocher und sie kuschelte sich wieder in den Küchensessel. Ich bereitete den Tee zu und stellte ihn ihr hin, darauf gefasst, dass sie um Honig bitten würde, und ich überlegte, wie ich darauf reagieren sollte. Mit einem Vortrag, dass Zucker ungesund ist? Vor einem Kind, das bis eben noch tot war? Wen interessierte denn jetzt ein Loch im Zahn?

Doch sie schnupperte an dem Tee und schob ihn mit angeekelter Miene weg.

»Nee, mir ist irgendwie übel, Mama. Kein Tee.«

Vor Morgengrauen legte sie sich in ihr Bett, ließ die Rollläden herunter. Ich sah ein Dutzend Mal nach ihr, rief niemanden an, meldete mich in der Kita krank, wartete, bis Konstanze abends wieder erwachte, wach, eindeutig bei Bewusstsein, kein bisschen tot, aber schwach, immer schwächer. Sie klagte über Übelkeit, aß nichts, trank nichts, kuschelte viel, ließ sich vorlesen, erzählen. Ich grübelte, wie ich mich länger als einige Tage bei der Kita krankmelden könnte, ob ich es wagen könnte, wieder hinzugehen, mein Kind alleine zu Hause lassen. Um Hilfe zu bitten, wagte ich nicht. Mein Kind war offiziell tot, was würde man tun, falls man sie entdeckte? Ich befürchtete böse Konsequenzen, traute niemandem, nicht bei so etwas.

Auch die Selbsthilfegruppe fiel mir ein, doch es gab keine mit dem Thema »Hilfe, mein Kind ist von den Toten zurückgekehrt«.

Und es war wirklich mein Kind. Las dieselben Bücher. Hatte dieselben Lieblingsworte, denselben Ausdruck im Gesicht, wenn sie las, nachdachte oder vor sich hinsang. Mir entging aber auch nicht, dass sie keine Vorwärtssaltos mehr auf der Récamiere vollführte, nicht nach ihrem Fahrrad fragte und mehr kuschelte als tobte.

Am dritten Abend räumte ich die Spülmaschine aus und stach mich an dem spitzscharfen Gemüsemesser. Ein Zischen entfuhr mir. Ich zog den Finger zu mir, zur Brust, drückte auf die Wunde, mit den Gedanken schon bei der Pflasterschublade, da hörte ich ein Geräusch. Konstanze stand in der Tür. Wie hatte sie es so schnell vom Keller zur Küche geschafft? Nur einen kurzen Augenblick stand sie an der Tür, sah meinen Finger, und huschte in die Küche, zu mir, ebenfalls in bemerkenswerter Schnelligkeit. Sie nahm meinen Finger sanft in den Mund ... und saugte.

Konstanzes Gesichtsausdruck erinnerte mich an das Stillen, dieses andächtige Zusammenziehen der Stirn, der dringliche Ausdruck der Augen. Damals hatte ich mir oft gewünscht, ich könnte ihr stattdessen einfach den Finger geben, keine empfindlichen Brustwarzen, kein Entblößen gut verpackter Körperteile, keine Spezialkleidung. Dem Baby einfach nur den Finger reichen, keine glotzenden oder kopfschüttelnden Menschen.

Doch was hätten diese Leute gesagt, wenn sie uns in der Küche gesehen hätten, mein Kind, das ich begraben hatte und das mein Blut saugte?

Konstanzes Haut und Lippen erlangten endlich Farbe zurück, sie wirkte gekräftigt, gestärkt. Ich ließ die Wunde nicht ganz abheilen. Jeden Abend, wenn sie erwachte, ergriff ihr Mund umgehend meinen Finger. »Ich weiß, was ich bin, Mama«, sagte sie nach einigen Tagen. »Ich bin wie Rüdiger.«

Ich nahm mein Kind in die Arme, tröstete es, es schluchzte, doch es kamen keine Tränen. Ich spürte keinen Puls, kein pochendes Herz. Da dachte ich an all die sorglosen Stunden, in denen wir Geschichten über Rüdiger und Anton gelesen hatten. Und ich wünschte mir nichts

lieber, als wieder mit Konstanze in der Sonne zu sitzen und in einem dieser dünnen Taschenbücher zu blättern.

»Ich habe Hunger, Mama. Ich brauche mehr.«

Eine Spenderin war nicht genug für sie. Egal wie sehr ich mich mit eisenhaltiger Nahrung vollstopfte. Oder wie viele eklige Hühnerherzen ich aß – wie oft ich Lebertran herunterwürgte: Ich konnte uns nicht beide bei Kräften halten. Zudem kehrte ich vormittags in die Kita zurück, benötigte also auch Energie für fremde Kinder. Urlaub einreichen kam nicht in Frage, ich wusste ja nun, dass ich tagsüber nicht auf mein Kind aufpassen musste, ein gut verschlossenes Haus wäre Schutz genug. Wir diskutierten über Haustiere, doch es kam uns barbarisch vor. Einige Experimente mit online gekauftem Schweineblut scheiterten daran, dass Konstanze es nicht vertrug. Sie übergab sich stundenlang, ein fürchterliches, unmenschliches Geräusch, wie eine alte röchelnde Katze, minutenlange Krämpfe, bis es endlich herauskam, scheinbar literweise, auch wenn sie nur ein paar Fingerhüte davon zu sich genommen hatte. Ein paar zaghafte Fragen in Foren, ob man auch Menschenblut online kaufen könne, brachte mir nur unangebrachten Humor oder Verweise aufs Darknet ein.

Natürlich konnte ich nicht immer den gleichen Finger wählen, ich wechselte ab, gönnte jedem Finger ein paar Tage Ruhe, holte mir damit aber argwöhnische Fragen von den Leuten in der Kita, auch von den Kindern. Stets waren zwei, drei Finger von mir verbunden, immer andere. Niemandem fiel eine Erklärung dafür ein. Mir auch nicht, darum versuchte ich es gar nicht erst. Die Arbeit und auch der Haushalt wurden beschwerlich, ich fühlte mich permanent müde und stets musste ich einige Finger schonen. Zwar nahm ich meist die linke Hand, aber das reichte nicht.

»Ich tu dir doch weh«, stellte Konstanze fest, als sie mich eines Abends dabei beobachtete, wie ich fluchte, während ich mir einen Topf Nudeln machte und ihn dann kaum angehoben bekam, drei Finger der linken Hand weit abgespreizt. »So geht das doch nicht weiter!«

Konstanze versuchte, weniger zu trinken, schien aber daraufhin auch selbst weniger zu werden. Ich stellte sie auf die Waage. Fünf Kilo fehlten ihr seit der letzten regulären Untersuchung beim Kinderarzt.

»Meinst du, ich kann sterben? Nochmal? Jetzt richtig?«, fragte Konstanze mich. Ich konnte mich nur dasselbe fragen, aber wo sollte ich eine Antwort erhalten? Das ließ sich nicht googeln.

Eines Abends wachte sie auf, zu schwach, um aufzustehen. »Ich kann nicht, Mama, ich kann nicht.« Sie schnappte nach meinem Finger und saugte. Ich betrachtete sie, ihre Brust hob und senkte sich nicht. Ich konnte ihre Rippen durch das dünne Nachthemd sehen. »Ich hole jetzt Hilfe«, sagte ich laut, ohne festen Plan.

Konstanze ließ meinen Finger aus ihrem Mund gleiten, starrte mich an. Wie tief und dunkel die Schatten unter ihren Augen sich bereits ausdehnten!

»Wer soll denn helfen können?«

»Jinro-Kensuki«, antwortete ich.

Wir schauten uns an in dieser Nachtstille, nur das Zirpen der Grillen drang von draußen zu uns; selbst das alte Haus blieb still, ließ uns nachdenken, vagen Erinnerungen an Gerüchten über Werwölfe nachhängen.

»Was, wenn ...«, begann Konstanze. Doch ihr Zustand ließ kein »Was, wenn« zu. Es musste etwas getan werden.

Sie konnte nicht aufstehen. Ich wollte sie nicht im Krankenwagen abholen lassen. Also lief ich zum Nachbarn gegenüber, der mit dem »KD« im Kennzeichen. »Klaus Dittrich« stand an der Tür. Als ich es las, erinnerte ich mich an eine ausgestreckte Hand und die Worte »Ich bin der Klaus.«

Zum Glück war er noch wach. »Hast du noch den Rollstuhl deiner Mutter?«

Kaum eine Stunde später schob ich Konstanze in dem Rollstuhl durch die Stadt. Knapp drei Kilometer bis zum Krankenhaus. Ich war hoffnungsvoll, dass bis dahin die verstaubten Spinnweben aus den Rädern durch Wind und Wetter entfernt wären und wir keinen allzu abgewetzten Eindruck mehr machen würden.

An der Rezeption schob ich Konstanzes Karte über die Theke. Ich war völlig abgelenkt von Konstanzes erbärmlichen Zustand, wie sie da in den Stuhl versunken war, als hätte man ein Skelett aus dem Biologieunterricht mit Haut bespannt, ihm eine Perücke aufgesetzt und in zu weite Klamotten gesteckt.

Ich beobachtete die Finger der Person am Tresen, während sie die Karte mehrmals scannte. Sie hatte jeden Nagel in einer anderen sehr hellen Farbe lackiert, alle standen in Kontrast zu ihrer sehr dunklen Haut. Trotz der Umstände fragte ich mich: Hatte sie das selbst gemacht?

»Sie wissen, dass das die Karte einer verstorbenen Minderjährigen ist?«

»Das ist mein Kind. Sie gehört Konstanzes«, sagte ich automatisch und zeigte mit dem Kopf Richtung Konstanze. Die Sprechstundenhilfe sah auf die Karte in ihrer Hand, dann auf uns, mehrmals hin und her. Dann nickte sie. »Ich verstehe.« Ihre Stimme klang viel sanfter als vorher.

Sie kam hinter dem Tresen hervor, berührte mich an der Schulter, beugte sich zu meinem Kind, aber mit etwas Abstand. »Öffne den Mund, Kleines!«

Konstanze öffnete ihn, nur wenig. Ihre Lippen wirkten blass und spröde, ihre Zähne grau und kraftlos. Die Arzthelferin seufzte. »Das arme Ding.«

Sie ging zurück zu ihrem Platz und bediente das Telefon. »Dr. Junka? Da ist ein Kind, Typ V12, das Sie sich ansehen sollten. Es ist mit seiner Mutter hier.«

Sie winkte uns durch. »Dritter Stock. Dort werden Sie erwartet. Alles Gute!«

Ihr Mitgefühl und ihre Teilnahme berührten mich, so dass ich mir im Fahrstuhl die Tränen aus den Augen wischen musste. »Werwölfe«, murmelte Konstanze, »Die haben hier auch Werwölfe.«

Dr. Junka erwartete uns am Fahrstuhl. Sie hatte hellrote Haare, so dünn, dass ich ihre Kopfhaut gut sehen konnte. Mit dieser Nase voller Sommersprossen wirkte sie wie eine aufgehellte, etwas in die Jahre gekommene Pippi Langstrumpf. Sie sah so sehr nach Sonne

und Sommer aus, dass sie das perfekte Gegenteil meines Kindes bildete, mit seinen dunklen Augen, den schwarzen zerzausten Haaren und der blassen Haut.

Sie führte uns in ihr Zimmer, hob Konstanze in einen dicken Sessel und untersuchte sie gründlich, ließ sie gegen einen Spiegel pusten, der nicht beschlug, suchte mit dem Stethoskop nach einem Herzschlag, maß die Temperatur.

Fasziniert untersuchte die Ärztin Konstanzes Gebiss. »Das hatten wir hier noch nie!« Es klang, als sei ihr schon jedes andere Wesen der Nacht untergekommen, und vermutlich war das sogar der Fall.

»Warum bist du ausgerechnet zu uns gekommen?« Sie setzte sich neben mich, legte ihre Hand über meine; so viel Nähe, da wunderte mich ihr vertrautes Duzen auch nicht mehr. »Ich habe gehört ... Ich habe etwas von Werwölfen gehört. Nicht geglaubt. Aber nun ...«

Sie nickte, hielt weiterhin meine Hand. »Die Menschen, die von Werwölfen gebissen werden, müssen nur für wenige Tage im Monat hier unter Beobachtung bleiben. Wir haben dafür die passenden Räume ... im zweiten

Untergeschoss. Deine Tochter jedoch, Konstanze, ... Sie braucht fortan jeden Tag unsere Versorgung.«

Ich starrte sie an. »Ich dachte, es reicht, wenn ihr ein paar Blutkonserven ...« Ich unterbrach mich selbst, da Dr. Junka den Kopf schüttelte.

»Nein. Ich vermute, sie braucht drei Konserven pro Nacht. Sie ist klein und wird so klein bleiben. Vielleicht braucht sie mit den Jahren weniger. Vielleicht auch nicht.« Ihr Blick fiel auf meine verbundenen Finger. Wortlos nickte sie, als hätte sich für sie damit die Welt erklärt.

»Hattet ihr schon solche Kinder?«, wollte ich wissen.

»Kinder nicht. Erwachsene. Diejenige, die euch heimgesucht hat – ich verstehe nicht, warum sie ein Kind gebissen hat. Sogar verwandelt. Meistens agieren sie so geschickt, dass es kaum auffällt. Ernähren sich, hinterlassen nur eine juckende Stelle, oft nicht mal am Hals. Stattdessen an der Schlagader am Oberschenkel oder auch an anderen, unauffälligen Stellen. Vielleicht hat sie es falsch eingeschätzt. Hat zu viel genommen ... Ich kann nur spekulieren.«

**MANITO**

**DIREN**

**Der Kopfgeldsänger**  
Band 1  
Ehrliche Arbeit?

Während der Kopfgeldsänger seine Mission ausführt, enthüllt sich nach und nach seine faszinierende Vergangenheit.

Er erzählt von seinen Anfängen als Diren im altbabylonischen Reich vor über viertausend Jahren, seiner Begegnung mit einem Vampir und seiner Reise durch die Jahrhunderte.

Von Ägypten über China bis hin zu anderen exotischen Orten hat er als Vampir die menschliche Welt bereist und dabei sowohl die Höhen der Verehrung als auch die Abgründe des Blutdurstes erlebt.

**W**

Jetzt Bestellen  
→ bei Amazon ←

Ich wollte eigentlich nicht, dass sie dazu spekulierte. Es ging um mein Kind, um seine Gegenwart, seine Zukunft.

»Sie muss die hellen Tagesstunden hier verbringen. Alle Tage. Nachts kann es Ausflüge geben. Aber nur unter Aufsicht. Jemand von uns kommt mit.«

»Aber sie kann doch nicht ...«

»Ja, vermutlich kann sie niemandem etwas antun. Doch wir haben keine Erfahrung. Wir können euch nicht alleine lassen, nicht außerhalb des Krankenhauses. Wir sammeln Erfahrungen, und dann sehen wir weiter.«

Damals klang es so vorläufig. Doch heute weiß ich, sie hatte die Regeln etabliert, und die Regeln änderten sich nie. Bis wir sie nicht mehr in Frage stellten. Und so durfte Konstanze in das Krankenhaus einziehen. Ich holte die grüne Zahnsperre, ihre Bücher, ihre Lieblings-T-Shirts, die abgewetzten Hosen, Turnschuhe, alles, damit sie es gemütlich hatte.

Wir richteten uns in dem neuen Leben ein. Dr. Junka hörte mir zu, so saß ich oft bei ihr im Büro, während sie meine Hand hielt, sprach über die plötzlich tote Konstanze morgens in ihrem Bett, über das fremde Wesen in der Nacht davor, an das ich nur noch schemenhafte Erinnerungen hatte. War es wirklich in Konstanzes Zimmer gewesen, oder hat mein Verstand sich nur im Nachhinein eine Erklärung geschaffen?

Einmal fragte ich die Ärztin: »Hätte das nicht sechs Monate später passieren können, wenn überhaupt?« Natürlich wegen der Zahnsperre. Die hatte ihre Arbeit kaum begonnen, und Konstanzes Kiefer blieb milchzahnig, blieb zu klein für kräftige Eckzähne.

»Wünsch dir das nicht«, sagte Dr. Junka. »Sie wäre anders, wenn es so wäre, neun Jahre alt hin oder her. Wir müssten ganz anders mit ihr umgehen.«

»Wie?«

Die Ärztin sah aus dem Fenster, streichelte meine Hand. »Anders. Ganz anders.«

Konstanze verlässt nie das Krankenhaus. Tagsüber sorgen sie für totale Dunkelheit, verschließen das Zimmer, nach Einbruch der Dun-

kelheit öffnen sie ihre Tür, versorgen sie mit ihrer Nahrung, lassen sie herumlaufen. Dr. Junka ist längst nicht mehr da, genießt ihren Ruhestand am Bodensee und schickt uns Weihnachtskarten.

Ich habe die Arbeit in der Kita durchgezogen, bis 67, stets nachmittags geschlafen, um nachts bei Konstanze sein zu können. Unser leeres Haus musste ich daher nur an den Wochenenden vormittags ertragen, aber meistens bin ich mit dem Bus zur nahen Ostsee gefahren, in eines der Cafés, und habe mich stundenlang an zwei Tassen Milchkaffee festgehalten. Nie hat mich jemand fortgeschickt, selbst im Sommer nicht, wenn das Café voll besetzt war. Etwas an meinem Gesicht, an meiner Haltung, muss ihnen gesagt haben: *Nein. Das gehört ihr. Lass sie in Ruhe.*

Mit Eintritt der Rente bin ich viel spazieren gegangen, so viele Stunden kann niemand in Cafés sitzen. Dadurch bin ich fit geblieben und kann Nacht für Nacht hier sein, bei Konstanze. Längst muss sie auf mich warten bei unseren Wanderungen durch die Krankenhaushänge. Oft ist es nachts so still, dass mir das sanfte Quietschen meines Rollators laut vorkommt. Altersflecken haben sich breit gemacht, die hellen Stellen dazwischen werden mehr und mehr verdrängt, vor allem auf den Händen. Wulstige Muttermale wachsen überall, die Haare darin längst weiß, mein Haupthaar dünn und lang, ich trage es in einem lockeren Dutt am Hinterkopf wie meine eigene Urgroßmutter auf hundert Jahre alten Fotos.

»In meinem Kopf bist du vierzig, Mama. Immer vierzig«, sagt Konstanze zu mir. Oft erwische ich sie dabei, wie sie mich ungläubig ansieht, zu denken scheint: *Wer ist diese uralte Frau? Wo ist Mama?*

Sie bleibt neun Jahre alt. Keine Pubertät, nie habe ich das erlebt, wovor mich stets alle mit schwerer Stimme gewarnt haben. Wir sind um ein Leben gebracht worden, wie es eigentlich gedacht war. Eine aufwachsende Konstanze, die irgendwann die Schule abschließt, vielleicht selbst eine Familie gründet. Meine Hände haben nie Enkelkindern den Kopf gestreichelt. Ich bin immer noch Mutter einer Neunjährigen.

Sie ist tatsächlich wie Rüdiger. Immer ein Kind, auch im Kopf. »Mehr Sommer-Bodenburg als Anne Rice«, so hat Dr. Junka es immer formuliert.

»Und wann wachsen endlich die Zähne?«, fragte Konstanze mich, immer wieder.

Konstanze ist natürlich blass, ja, aber sie wirkt gesund, kräftig, sie wird hier gut versorgt. Alle sind diskret, niemand holt Fernsehteams. Konstanze erfährt immer mehr von dem, was auf den anderen Stationen geschieht, und manchmal flüstert sie mir die Schaurigkeiten ins Ohr. Am liebsten sind ihr die blutigen Geschichten, viel Blut, und ich muss daran denken, wie schon in Konstanzes erster Klasse die Lehrerin besorgte Post-Its in Konstanzes Hefte klebte: Wo denn die schaurigen Bilder herkämen, die Konstanze immer male, hatte sie etwa Zugang zu Erwachsenenbüchern? *Klar, ich borge ihr meine Splatter-Bücher*, habe ich damals nur gedacht, sicher. Und Konstanze verdrehte nur die Augen und behauptete, sie könnte nicht mal eine rotstichige Wüste malen, ohne dass die Lehrerin darin einen Blutswimmingpool vermutete. Heute hätte sie recht, die Lehrerin, Konstanze hat Zugang zu Blutgeschichten, echtem Splatter, und sie hat ihre Malkünste optimiert, Blutrot in vierunddreißig unterschiedlichen Schattierungen. Manchmal zeichnet sie eine Gestalt mit Furchen und Narben, welche die Geschichte von Jahrhunderten erzählt.

Mein Kind spielt seit Jahrzehnten die gleichen Spiele, liest dieselben Bücher. Das Pflege-

personal hier hat nur Zeit für kurzen Smalltalk. In den Nachtstunden, in denen ich nicht bei ihr bin, spielt sie gegen sich selbst, Brettspiele, Online-Schach, Kartenspiele. Es wird immer schwieriger für mich, den Weg zum Krankenhaus zu bewältigen, und ein Taxi ist zu teuer. Eines Tages werde ich einfach im Bett liegen bleiben. Vielleicht kommt dann meine Tochter das letzte Mal zu mir, und wir werden gemeinsam in unserem Familienhaus sein, in unserem Heim, und ich sterbe mit ihr im Arm.

Sie beginnt ihre Unendlichkeit. Bald ohne mich. Und wer zahlt dann ihren Aufenthalt? Von meiner Familie lebt niemand mehr, und ich habe nie jemandem etwas erzählt. Kann ich darauf vertrauen, dass das Krankenhaus sie für immer behält? Wie gut werden sie sich kümmern, was passiert bei Budgetkürzungen, welche Probleme werden sie zukünftig haben, wird das Versorgen und Beherbergen meines Kindes ihnen möglich sein, so lange es eben dauert?

So realistisch ich das alles sehe, meine Tochter hofft weiter auf eine Änderung. Sie hat ihre fehlenden Eckzähne auch nach all den Jahren nicht akzeptiert. Wenn sie tagsüber in ihrem dunklen Krankenzimmer ruht, trägt sie noch immer die Zahnspange.

~ ~ ~

© Text: Yvonne Tunnat |  
Erstveröffentlichung

## IGOR | Volker Dornemann

Der Graf erwachte mit brummendem Schädel. Er hatte es letzte Nacht wohl etwas übertrieben. Vielleicht war auch der eine oder andere Mensch nicht mehr ganz frisch gewesen.

Als er gegen den Sargdeckel drückte, ließ der sich nicht öffnen.

*Verdammt, das Scheißteil klemmt schon wieder!*

»Igor!«, rief er nach seinem Diener. Doch niemand kam.

»IGOR!«, schrie er jetzt, sodass es durch das gesamte Schloss hallte. Vergeblich.

Da fiel ihm ein, dass er Igor letzte Nacht mit trunkenem Schädel gefeuert hatte.

THOMAS WILLIAMS

# WINTERSONNENWENDE LAND



*Kickstart my heart?* Echt jetzt? Wir sind Vampire, verdammt nochmal. Unsere Herzen schlagen schon lange nicht mehr, also spiel gefälligst was Anderes!«, brüllte Patrick den Mann in dem kleinen Häuschen des Fahrgeschäfts an. Der ließ sich davon jedoch nicht beeindrucken, verschränkte die Arme vor seiner Brust und nickte in Richtung Ausgang.

»Wenn dir meine Auswahl nicht passt, dann geh doch woanders hin. Von einem Frischling lasse ich mir erst recht nichts sagen.«

»Frischling? Ich bin neunzig Jahre alt!«

Eine Hand versuchte, Patrick von dem Häuschen fortzuziehen, doch er schüttelte sie ab. Dann wurde er mit einem Ruck zur Seite gezerrt.

»Jetzt reiß dich doch mal zusammen!«, schrie Ludwig ihn an, seinen Freund vor sich her stoßend. »Was ist denn los mit dir?«

»Der kann doch nicht diesen Song spielen. Das ist bescheuert!«

Während die beiden Vampire miteinander stritten, schrien die Blutsauger im Fahrgeschäft, durch Loopings und Kurven rasend, begeistert auf. Ihre Beine baumelten dabei frei über der Erde, was den besonderen Reiz dieses Gefährts ausmachen sollte. Lebende hätten den ständigen Anblick des unter ihnen liegenden Abgrunds vor Augen gehabt. Den Untoten machte dieser zwar nichts aus, doch die Geschwindigkeit und von links nach rechts geschleudert zu werden, sorgte dafür, dass sie sich für ein paar Minuten wieder lebendig fühlten. Kurz vor Ende der Fahrt wurde ihnen eine Fontäne aus Blut ins Gesicht gespritzt, dass alle begeistert jubelten und besudelt ausstiegen.

Ludwig konnte das Zischen der Blutfontäne und das schrille Kreischen der Vampire hören. Gerade deswegen hatte er dort reingewollt, aber Patrick musste ja wieder einmal alles

versauen. Dieser Park öffnete einmal im Jahr seine Pforten. Immer in der Nacht der Wintersonnenwende, wenn es am längsten dunkel blieb. Den Rest des Jahres stand alles still, und das Einzige, was sich bewegte, waren Ungeziefer sowie Neugierige, die herkamen, um Fotos zu machen. *Urban Explorer* nannten sie sich. Heute Nacht, bei Schneefall und Eiseskälte, würde sich bestimmt kein Lebender hier rauswagen.

Der seit mehreren Jahren geschlossene Park lag weit entfernt vom nächsten Ort, umgeben von Wäldern, Weiden und einsamen Landstraßen. Der Schnee blieb als weißer Teppich auf den Dächern der Gebäude liegen. Auf den breiten Wegen des Parks tummelten sich die schwarz gekleideten Gestalten aus aller Welt. Ludwig hörte unterschiedliche Sprachen, von denen er ein paar ganz gut beherrschte. Seine vielen Jahre auf der Welt hatte er dazu genutzt zu lernen. Körperlich war er Mitte zwanzig, obwohl er seit fast fünfhundert Jahren existierte. Deswegen kannte er auch ein paar der ihm über den Weg laufenden Untoten. Nicht wenige von ihnen hatte *er* zu dem gemacht, was sie jetzt waren. Aber tatsächlich erinnerte er sich nur an die wenigsten Gesichter. Denn mit der Zeit waren es zu viele gewesen und die meisten ganz einfach belanglos.

»*Kickstart my heart*, also wirklich.« Patrick schob die Hände in die Taschen seiner Lederjacke. Er kleidete sich wie zu seinen Lebzeiten, trug eine breite, silberne Halskette vor der Brust und kämmte sein dunkles Haar streng zurück. Im Nacken wellte es sich bereits ein wenig.

Ludwig bevorzugte einen langen Mantel und einen Hut mit breiter Krempe. Die heutigen Parkbesucher konnten kaum unterschiedlicher gekleidet sein. Zwar war Schwarz die vorherrschende Farbe, aber die Besucher



wirkten entweder modern, aristokratisch, heruntergekommen oder völlig ausgefallen. Eine in Bikinis und Badeshorts gekleidete Gruppe zog jubelnd an den beiden Freunden vorbei.

Jeder hier schien Spaß zu haben. Außer Patrick.

Und Ludwig wusste auch, woran das lag.

»Ich würde gerne etwas trinken«, sagte er, obwohl das eigentlich gar nicht stimmte. Er brauchte nur irgendeine Beschäftigung und einen weniger überlaufenen Ort. Sie befanden sich mitten im Strom aus Untoten, die nach beiden Richtungen zogen. Aufgeregt wegen all der Musik, der bunten Lichter und den vielen Attraktionen. Längst war Ludwig aufgefallen, dass einige von ihnen große Plüschtiere mit sich trugen, und er wollte nur zu gerne wissen, wo es die gab und was man tun musste, um eines zu bekommen. Wenn so viele eines hatten, konnte die Aufgabe nicht allzu schwer sein. Er hoffte nur, dass dafür keine Kruzifixe mit Bällen umgeworfen werden mussten. Die Idee war vor wenigen Jahren gar nicht gut angekommen.

»Ja, okay. Dort drüben gibt es Blut«, erwiderte Patrick schließlich und zeigte auf ein Gebäude, das aussah wie eine Fabrikhalle. Früher musste irgendetwas anderes drin gewesen sein, das sah man noch deutlich. Die Vertäfelungen im Inneren reichten nicht bis zur Decke, und so lugten die alten Wandbilder dahinter noch über der neuen Verkleidung hervor. Es wirkte, als hätten die Verantwortlichen kein Geld und keine Lust für eine anständige Renovierung gehabt.

In drei langen Schlangen standen Vampire an, um Plastikbecher, mit Blut gefüllt, zu erhalten. Eine ungewohnte Art und Weise, den Trank zu sich zu nehmen, aber anders ließ sich der Massenandrang nicht bewältigen.

Während sie warteten, begann Ludwig zu reden. »Also, ich weiß, dass du traurig bist ...«

Patrick unterbrach ihn sofort. »Oh, jetzt komm schon. Sie war nicht meine erste große Liebe. Und auch nicht meine letzte.«

»Wieso stellst du dich dann so an?«

»Weil nicht ich es war, der ihren Mörder zur

Strecke gebracht hat. Ich hatte ihn fast, aber er ist über die Gleise gerannt.«

Ludwig kannte die Geschichte. Patrick hatte den Mörder seiner Geliebten gejagt und seine Hand bereits nach ihm ausgestreckt, als wie aus dem Nichts ein Zug gekommen war. Von dem Menschen blieb nichts weiter übrig als ein blutiger Fleck an der Lok. Und Patrick musste damit zurechtkommen, keine Rache nehmen zu können.

Mehrere seiner Freunde und Geliebten waren Vampirjägern zum Opfer gefallen, und jedes Mal begab er sich danach auf einen Rachezug. Den Jäger lange Zeit zu quälen, ihm Angst einzujagen und ihn irgendwann gnädigerweise zu erlösen, machte ihm Spaß. Der ICE nach Hamburg hatte ihm dieses Gefühl jedoch genommen.

»Ich hätte ihn hören müssen!«, fluchte er und trat mit dem Fuß auf.

Mehr als einmal hatte Ludwig versucht, ihm zu erklären, er sei eben zu sehr in seine Rache vertieft gewesen. Habe sich wieder einmal von seinen Gefühlen leiten lassen. So ungerne Patrick es auch zugab, er konnte immer noch große Gefühle empfinden. Es war weniger der Spaß am Jagen als die Wut, die ihn zu seinen Rachezügen trieb.

Aber das gab er nicht zu.

»Tja ... Den nächsten kriegst du bestimmt«, versuchte Ludwig ihn zu beruhigen. Patrick warf ihm einen finsternen Blick zu.

Da es nur ein Getränk zur Auswahl gab, musste niemand viel reden, und die Warteschlange verkürzte sich rasch.

Hinter den Tresen hingen Männer und Frauen verschiedenen Alters in Unterwäsche kopfüber von der Decke, mit Schläuchen an ihren Körpern, die ihnen das Blut abzapften. Nur noch wenige wehrten sich gegen das unvermeidliche Ende. Die meisten rührten sich schon gar nicht mehr. Breite Streifen Klebeband auf ihren Mündern verhinderten, dass sie schrien und die Gespräche der Gäste gestört werden konnten.

Mit ihren Bechern gingen Ludwig und Patrick wieder nach draußen. Ludwig nahm einen Schluck. Das Blut war noch warm, doch er

bevorzugte es direkt aus dem Körper. Mit angewidertem Gesicht sah er sich um und fragte: »Also, womit willst du fahren? Und jetzt sag mir nicht, du hättest keinen Bock. Dieser Park öffnet nur einmal im Jahr für uns. Ich werde irgendwo reingehen. Mit dir oder ohne dich.«

»Ist ja gut. Von mir aus gehen wir in die Vampirjägerbahn.«

*Ausgerechnet*, dachte Ludwig, sagte aber: »Ist mir zu gruselig.«

»Du wolltest, dass ich einen Vorschlag mache.«

»Mach einen anderen.«

Patrick rollte mit den Augen, sah zu der vorbeiziehenden Menge. »Wo haben die alle diese Plüschtiere her?«

»Keine Ahnung. Finden wir es heraus.«

Ohne auf eine Antwort zu warten, trat Ludwig in die Menge. Dicht an dicht bewegten sich die Untoten über das Gelände. Eine fast fünf Meter große Nachbildung des Sensenmanns forderte die Besucher mit leiernder Stimme dazu auf, sein Spukhaus zu besuchen. Die Vampire hatten sich redlich Mühe gegeben, die Geisterbahn umzugestalten, aber der Text auf dem Tonband war stets der gleiche. Statt

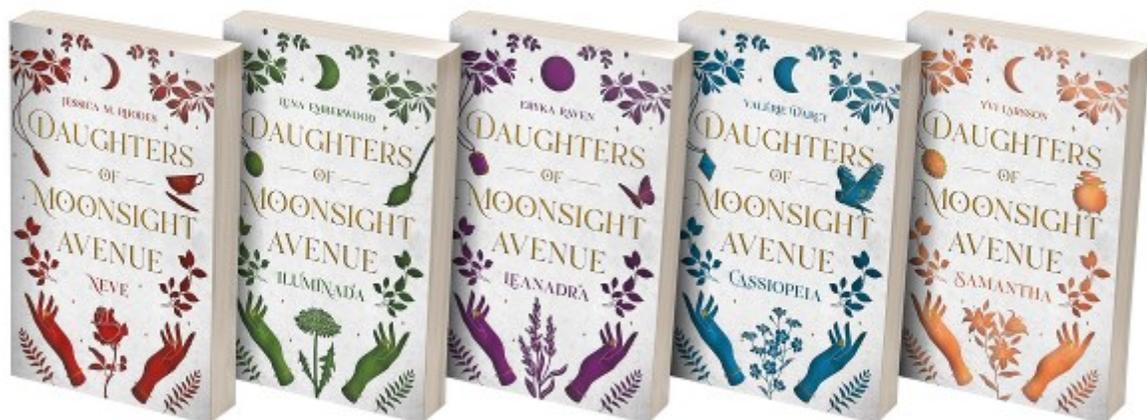
Plastikskeletten und -fledermäusen warteten drinnen jedoch bewegliche Puppen mit Holzpfehlen und leeren Weihwasserampullen darauf, die Vampire zu erschrecken.

Obwohl immer wieder lachende Besucher durch den Ausgang ins Freie traten, wollte Ludwig nicht hinein. Er konnte auch nicht verstehen, warum andere so etwas als Spaß empfanden. Ihm saß noch der Schrecken von vor wenigen Tagen in den Knochen, als ein ganzes Team Vampirjäger mitten am Tag sein Versteck gestürmt hatte. Sie mussten ihn lange observiert haben, kannten seine Gewohnheiten, das Gebäude und alle Fluchtwege bis auf einen. Durch diesen hatte Ludwig sich retten können. Doch die Jäger waren weiterhin dort draußen. Und er fürchtete sich davor, dass sie womöglich auch seine anderen Verstecke fanden.

Wie viele Vampire sie wohl vorher und nachher zur Strecke gebracht hatten? Was, wenn sie von diesem Park erfuhren? Theoretisch konnten sie bereits hier sein. Die Vampirjägerbahn wäre das perfekte Versteck. Statt einer lebensechten Puppe käme den Besuchern ein lebender Vampirjäger entgegen.

Fünf starke Frauen. Fünf emotionale Geschichten.  
Eine magische Straße.

WILKOMMEN IN DER WELT DER HEXEN.



Tiefgründig

03. Mai

Prickelnd

10. Mai

Emotionsgeladen

17. Mai

Düster

24. Mai

Kriminalistisch

31. Mai

Ein kräftiger Stoß gegen seine Brust, der ihn fast zu Boden geworfen hätte, riss Ludwig aus seinen Gedanken.

Zuerst sah er die Frau verwirrt an, die mit gefletschten Zähnen vor ihn getreten war, und rechnete trotz ihrer wütenden Fratze mit einer Entschuldigung. Doch dann erkannte er sie. Hätte ihm das Blut aus dem Gesicht weichen können, wäre es in diesem Moment passiert.

»Oh, Scheiße«, brachte er gerade noch über die Lippen, ehe die Frau ihn ein weiteres Mal kräftig gegen die Brust stieß. Er stolperte gegen andere Vampire, die laut protestierten.

»Du arschloch!«, fauchte ihn die Frau an.

Doch ehe sie wieder auf Ludwig losgehen konnte, schob Patrick sich zwischen die beiden.

»Hört das denn niemals auf? Wie lange willst du noch wütend auf ihn sein?«

Die Frau sah Ludwig an, sprach aber zu Patrick. »Weil er mich vor über hundert Jahren gebissen hat und ich meine Familie deswegen verlassen musste, darf ich nicht wütend sein?«

Patrick breitete die Arme aus. »Also, wenn es danach ginge, wäre das hier kein Freizeitpark, sondern eine Massenschlägerei.«

»Du hältst dich wohl für sehr komisch.«

»Wie viele Menschen hast du seitdem gebissen? Es hatte doch nie persönliche Gründe, sondern nur einen einzigen: Der Durst nach menschlichem Blut. Jeder von uns spürt ihn. Und keiner kann etwas daran ändern.«

»Ach, setz dich doch in die Sonne!«

»Wow!«, rief ein Vampir aus der umstehenden Menge. Inzwischen hatte sich ein Kreis um die beiden Freunde und die Frau gebildet. Sterbliche hätten Handys hochgehalten, um das Geschehen zu filmen, aber hier war kein einziges Mobiltelefon zu sehen. Niemand sollte von dieser Versammlung erfahren. Anders, als viele Mythen die Menschen glauben ließen, konnten Vampire tatsächlich gefilmt und fotografiert werden.

Die Frau trat auf Ludwig zu, doch er wich keinen Schritt zurück. Allerdings musste er den Kopf etwas in den Nacken legen, um ihr noch ins Gesicht sehen zu können. Sie überragte ihn um mehrere Zentimeter. Sogar ihre Eckzähne wirkten länger.

»Sie sind tot. Meine gesamte Familie ist tot. Ich habe sie bis zu ihrer Beerdigung begleitet, und an jedem ihrer Geburtstage besuche ich ihre Gräber. Ich kann die Ewigkeit mit allen möglichen Vampiren teilen, von denen mir kein einziger etwas bedeutet, aber nichts wird mir meinen Mann und meine Kinder zurückbringen.«

Ludwig öffnete den Mund, doch die Frau hob warnend einen Zeigefinger, und ihr Gegenüber verstummte auf der Stelle.

»Aber meine Enkelkinder stehen unter meinem Schutz. Und ihre Kinder genauso. Sollte sich auch nur einer von uns ihnen nähern, werde ich ihn vernichten. Ich möchte, dass du das weißt.«

»Gut zu wissen«, presste Ludwig hervor.

Für einen Moment sagte niemand der beiden oder der umstehenden Vampire ein Wort. Nur die üblichen Geräusche aus Musik, begeisterten Schreien und Fahrgeschäften waren zu hören.

Dann aber sprach Ludwig weiter. »Eine Entschuldigung kannst du dir allerdings abschminken. Wie mein Freund schon sagte, habe ich nur getan, was wir alle tun müssen. Du hast es auch schon getan. Und so wird es auch weiterhin sein.«

Hinter Ludwig stöhnte Patrick übertrieben lange. »Das ist ein Vergnügungspark. Kein Veröhnungspark. Reißt euch gegenseitig das Herz raus, oder lasst uns endlich weitermachen.«

Wütend setzte die Frau dazu an, noch etwas zu sagen, als sie plötzlich innehielt. Sie legte den Kopf schief, als würde sie lauschen. Ludwig bemerkte, dass auch andere Vampire sich umsahen. Nicht nur die Schaulustigen, die womöglich auf einen Kampf gehofft hatten, sondern auch jene auf dem Weg zu den Attraktionen.

Endlich bemerkte Ludwig den Grund dafür.

»Geht weg! Lasst mich in Ruhe!«, brüllte eine panische Stimme. So klang niemand, der gerade Achterbahn fuhr.

Um zu sehen, was los war, musste die Frau sich von Ludwig abwenden. Immer mehr Vampire blickten in die gleiche Richtung, wo jemand mit einer Art Fackel um sich schlug.

Es war kaum mehr als ein langes, an einem Ende brennendes Stück Holz, doch das Feuer ließ die Untoten zurückweichen.

»Ist das ...?« Patrick verengte die Augen, um besser sehen zu können. »Ein Sterblicher. Wie kommt der denn hier rein?«

Während der Mann, umzingelt von Blutsaugern, immer wieder mit seiner improvisierten Fackel ins Leere stach, antwortete Ludwig: »Wahrscheinlich ein Obdachloser, der sich hier irgendwann einen Platz zum Schlafen gesucht hat.«

»Mitten im Nirgendwo? Bei dieser Kälte?«

Patrick hob die Schultern. »Hey, ich habe die Menschen schon zu meinen Lebzeiten nicht verstanden.«

Aus unterschiedlichen Richtungen ertönten weitere Schreie, von Frauen und Männern. Der Fackelträger war nicht allein.

In der Zeit, in welcher der Freizeitpark nur ein verlassenes Gelände war, mussten hier mehrere Menschen Zuflucht gesucht haben – und nun waren sie von den tausenden Vampiren aufgeschreckt worden. Patrick freute sich über die willkommene Abwechslung. Diese Menschen durften das Gelände nicht lebend verlassen, und es konnte gut sein, dass sich noch mehr von ihnen in den vielen Gebäuden verbargen.

Ludwig musste ihm die Vorfreude auf eine Jagd ansehen.

Die umstehenden Vampire teilten sich bereits in mehrere Richtungen auf. Bald würde es jeder Blutsauger im Park wissen, und wenn Patrick und Ludwig ein Stück vom Kuchen wollten, mussten sie sich beeilen.

Selbst die aufgebrachte Frau hatte plötzlich

anderes im Sinn, als Ludwig zu drohen.

Dennoch zischte sie: »Wir sind noch nicht fertig.«

Ludwig hob die Schultern. »Ich habe jede Menge Zeit. Und du weißt, wo du mich nächstes Jahr findest.«

Noch einmal fletschte sie die Zähne, und Ludwig musste im Stillen zugeben, dass ihre Eckzähne beeindruckend, auf ihn sogar ein wenig furchteinflößend wirkten.

Schließlich verschwand die Frau in der Menge.

»Mit dir kann man auch nirgendwo hingehen«, grinste Patrick, bevor ihn ein vorbeistürmender Vampir anrumpelte. Jener trug ein riesiges Plüschtier in seinen Armen.

»Lass uns endlich herausfinden, wo es die gibt.«

»Lass uns erstmal zusehen, dass unser Geheimnis bewahrt bleibt«, warf Ludwig ein, fügte dann aber hinzu: »Und danach holen wir uns ein Plüschtier.«

Weitere, panische Schreie ertönten. Die Menschen wurden aus ihren Verstecken getrieben. Schon längst bewegten die Vampire sich nicht mehr dicht aneinander gedrängt durch den Park, sondern rannten die breiten Wege entlang, als hätten sie Angst, etwas zu verpassen.

Und genauso ging es auch Patrick und Ludwig, die sich mit den anderen auf die Jagd machten.

~ ~ ~

© Text: Thomas Williams |  
Erstveröffentlichung

## LISA-KATHARINA HENSEL

## LEER

**S**tahl, Chrom und Glas. Seelenlos glitzert die Stadt unter ihm, wirkt ebenso kalt wie sein Inneres. Kein Gefühl regt sich. Er ist stumpf. Taub. Leer.

*Manchmal blitzt etwas in dieser Finsternis auf – flüchtig, vage – wie eine Erinnerung. Ein Traum. Doch bevor er dieses Etwas greifen kann, ist es bereits wieder in der Schwärze versunken. Das Echo einer Emotion. Der Beweis, dass dort einmal etwas war, das nun vergangen ist.*

*Die bruchssichere Scheibe, vor der er steht, ist dunkel getönt. Im 189. Stockwerk schützen weder Smog noch andere Gebäude vor den für ihn so schädlichen Strahlen der Sonne. Diese zeigt sich aufgrund tagelang währender heftiger Unwetter zwar nur noch selten, dann aber umso gleißender.*

*Doch heute wird ihr Licht von einer nachtschwarzen Wolkenwand verschluckt. Finsternis herrscht auf den Straßen tief unten, lediglich durchbrochen von neonfarbener Reklame. So belanglos. Seit Jahrzehnten vermag nichts mehr seine Aufmerksamkeit zu fesseln.*

*Wieso existiert er? Einst trug er Pläne in seinem Kopf, Träume in seinem Herzen.*

*Jetzt ist da nichts mehr.*

Ein Beben durchlief Raiks Körper, während er vor dem nahezu einen Kilometer hohen, aus grauem Stahl und schwarzem Glas erbauten Gebäude verharrte. Trotz der rapide fallenden Temperatur aufgrund des aufziehenden Unwetters schwitzte er in seiner abgetragenen Synthetikkleidung. Heftig zerrte der Wind an dem dünnen Material, schien es ihm geradezu vom Leib reißen zu wollen.

Kalt zerplatzten erste Regentropfen auf seinem Gesicht. Er hatte gehofft, wenn er noch einmal den Himmel erblicken könnte, würde das sein rasendes Herz beruhigen, die Enge in seiner Brust vertreiben. Doch in *Tech City*, wie

die in den Außenbezirken Lebenden das Zentrum des alten Berlins nannten, gab es kein Firmament. Nur Wolkenkratzer, Konzerne, Hightech; für jene, die es sich leisten konnten. Außerhalb der Innenstadt: Versuchungen, Träume, Verheißungen; für jene, die es sich leisten mussten. Zuletzt die Slums; für jene, die sich nichts mehr leisten konnten ...

Dumpfer Groll stieg bitter wie Galle in Raik auf, doch er schluckte ihn hinunter und heftete entschlossen den Blick auf die automatische Schiebetür, deren getönte Scheiben den Blick ins Innere verwehrten. Er dachte an Imea, woraufhin Wärme, aber auch Angst sein Inneres fluteten. Eine Angst, die noch schwerer wog als jene, die ihm dieses Gebäude – sein Ziel – einflößte. Denn diese Angst betraf das Leben seiner Schwester.

*Ihr Überleben.*

Und so ging Raik mit klopfendem Herzen Schritt für Schritt auf den Eingang zu, der seine einzig verbliebene Hoffnung darstellte – und gleichzeitig sein Ende besiegeln konnte.

Einen Moment lang befürchtete Raik, dass sich die Türhälften nicht öffnen würden. Doch diese schoben sich bereitwillig auseinander und gewährten ihm Eintritt in das Herz der *Dragu Corporation*.

Im Kontrast zur düsteren, stürmischen Außenwelt herrschte hier eine nahezu steril wirkende Ruhe. Die weiß gehaltenen Wände strahlten ein indirektes, kaltes Licht aus. Klare Kanten und überdimensionierte Bildschirme prägten den minimalistischen Stil der Einrichtung. Zudem erkannte Raik in der Halle ein hohes Maß an Sicherheitsvorkehrungen.

Es dauerte keine Sekunde, da löste bereits der Alarm aus: ein schriller, hoher Ton, der sich direkt in Raiks Gehörgänge bohrte, ihn schwindeln ließ und so in die Knie zwang. Unfähig, noch irgendeine koordinierte Handlung



vorzunehmen, krümmte er sich zusammen und presste die Hände auf die Ohren.

Natürlich, der Scan musste direkt beim Überschreiten der Türschwelle erfasst haben, dass er keine *ID* besaß. Er war nicht befugt, sich in diesem Teil der Stadt aufzuhalten. Und schon gar nicht durfte er dieses Gebäude betreten. Doch dessen Eigentümer war dafür bekannt, dass er wenig Wert auf geltende Regeln und Konventionen legte, weshalb Raik hier eine Chance für sich sah. Wenn er nur schnell genug war – und überzeugend. Falls er Pech hatte, bekäme er nun nicht einmal die Chance, sich zu erklären. Doch dann hatte er es wenigstens versucht ...

Mit einem Mal verstummte der Alarm, was es Raik ermöglichte, wieder seine Umgebung wahrzunehmen. Benommen hob er den Blick – und sah sich einem Dutzend automatischer Waffen gegenüber, mitsamt der schwer gepanzerten Träger.

»Auf unbefugtes Betreten steht der Tod«, drang es hinter einem Visier hervor, blechern und künstlich. Emotionslos.

Raik schluckte trocken, das Gefühl von rauem Sand in der Kehle. Er hatte nur darüber nachgedacht, wie er *ihn* überzeugen konnte; nicht jedoch, wie er das Sicherheitspersonal überreden sollte, ihn überhaupt erst *zu* ihm zu bringen.

Tief durchatmend hoffte er darauf, dass ihm nicht die Stimme versagen würde. »Ich muss Herrn Dragu sprechen.«

Keine Antwort. Auf dem Boden kniend starrte Raik direkt in die Mündung eines der Gewehre. Schweiß sammelte sich auf seiner Stirn.

»Bitte! Es ist wichtig!«

Sein Herzschlag schien ohrenbetäubend laut in der totenstillen Halle zu klingen. Still, bis auf ein feines Klicken, als die Sicherheitskraft vor ihm den Lauf der Waffe um eine Winzigkeit korrigierte und den Finger um den Abzug spannte.

Es war vorbei.

»Bitte, ich habe etwas, das Herr Dragu braucht!« Ein letzter verzweifelter Versuch, um dem Unausweichlichen zu entgehen.

»Was könnte jemand wie du wohl für mich haben?«

Eine Stimme wie eine eisige Klinge, schneidend und schmerzhaft. In einer einzigen, routinierten Bewegung senkte das Sicherheitspersonal die Waffen, trat einen Schritt zurück und öffnete den Halbkreis für den Mann, den Raik so dringlich zu sprechen verlangt hatte.

Mit katzenartigen Bewegungen glitt dieser nahezu geräuschlos auf Raik zu, wobei der dunkle Synthetikanzug die darunter lauende Kraft kaum verbergen konnte. Das tiefschwarze, zu einem Dutt gebundene Haar stand im krassen Kontrast zu der beinahe transparenten Haut. Ein Gesicht wie gemeißelter Marmor, die Mimik ebenso steinern. Lediglich die Sonnenbrille wollte nicht so recht ins Gesamtbild passen. Er musste jetzt, im Jahr 2542, bereits über 300 Jahre am Leben sein – und doch schien er kaum die zwanzig überschritten zu haben, wirkte somit nur wenig älter als Raik.

*Varujan Dragu*. Einer der reichsten Menschen des Landes und Gründer des internationalen Megakonzerns *Dragu Corp*. Versuchsobjekt, Wissenschaftler und selbsternannter Herrscher gleichermaßen.

»Also?« Varujan stand nun unmittelbar vor Raik, die Miene unergründlich. Raik spürte seinen Blick durch die verspiegelten Gläser regelrecht auf sich brennen.

Raik wäre gerne aufgestanden, denn der Boden schien ihm eine denkbar ungünstige Verhandlungsposition. Doch er traute sich nicht; zudem wusste er noch nicht einmal, ob er es überhaupt konnte. Seine zitternden Beine schienen nicht mehr zu seinem Körper zu gehören, das Blut rauschte wild in seinen Ohren, und sein wummerndes, rasendes Herz überdeckte beinahe Varujans kühle Stimme.

»Todesangst.« Sein Gegenüber hatte den Kopf schief gelegt, als würde er nachdenken – oder auf etwas lauschen. »Du musst einen wirklich guten Grund für deinen ... *Besuch* bei mir haben.«

»Meine Schwester«, hörte Raik sich sagen, bevor er darüber nachdenken konnte. »Sie ist krank. Sehr krank!«

»Das tut mir leid.« Eine leere Floskel. »Doch

so geht es vielen. Seuchen, mutierte Viren, resistente Keime – die Erde ist ein lebensfeindlicher Ort. Ich kann nicht jeden retten.«

Raik wusste um die Wahrheit von Varujans Worten: Krankheiten hatten sich über die vergangenen Jahrzehnte rasant ausgebreitet, veränderten sich schneller, als Heilmittel angepasst werden konnten; innerhalb eines Jahrhunderts hatte sich die Sterberate verzwanzigfacht. Aber es ging um seine Schwester!

Varujan wandte sich zum Gehen. Sein flüchtiges Interesse war bereits wieder erloschen.

»Sie wird sterben, wenn Sie ihr nicht helfen!« In blinder Panik griff Raik nach Varujans Bein, bekam ein Stück Stoff zu fassen. Im selben Moment durchzuckte ein stechender Schmerz seinen Kopf, als eine der Sicherheitskräfte ihm die schwere Waffe dagegen schlug. Schwarze Punkte tanzten vor seinen Augen, Übelkeit spülte über ihn hinweg. Dennoch ließ er nicht los. Es gab keine andere Option. Keinen Ausweg. Dies war seine letzte Chance. Und Imeas.

»Bitte ...«

»Alles hat einen Preis.« Varujan schüttelte Raiks taube Finger ab, wandte sich ihm wieder zu. »Was bietest du mir für die Rettung deiner Schwester?«

Raik starrte zu Boden. »Mein ... Mein Blut«, flüsterte er tonlos.

Varujan hörte ihn dennoch – und brach in emotionsloses Lachen aus. Verwirrt hob Raik den Blick.

»War dir etwa nicht klar, dass wir das mittlerweile synthetisch herstellen?«

»Aber ...« Natürlich wusste Raik von den biotechnologischen Fortschritten. Trotzdem. »Die Leute sagen, dass Sie –«

»Die Leute sagen viel, wenn ihnen langweilig ist. Oder sie Dinge nicht verstehen!«, schnitt Varujan ihm das Wort ab.

Unbarmherzig sickerte die Erkenntnis in Raiks Verstand. Sein Blut war sein einziger Trumpf gewesen. Wenn das nichts mehr bedeutete – dann besaß er gar nichts!

Varujan sank vor Raik in die Hocke, streckte den Arm aus und strich ihm beinahe sanft über die Schläfe. Dennoch zuckte Raik aufgrund der

eisigen Kälte zusammen, die von der Haut seines Gegenübers ausging. Humorlos lächelte Varujan, bevor er die Hand zurückzog und nachdenklich betrachtete. Blut. Rot und glänzend klebte es an seinen Fingern. Raik hatte die Wunde gar nicht bemerkt. Doch um ihn ging es hierbei ohnehin nicht. Nur seine Schwester zählte!

»Wobei ich gegen etwas Abwechslung nichts einzuwenden hätte ...« Varujan legte die Fingerkuppen leicht an die Lippen, fuhr mit der Zungenspitze darüber, bevor er sich wieder Raik zuwandte. »Mehr hast du mir also nicht zu bieten?«

Unendliche Verzweiflung stieg in Raik auf, lähmte seine Glieder, umklammerte sein Herz. Hilflosigkeit, Wut und Angst kämpften in ihm. Am liebsten hätte er dem Mann vor sich die Brille aus dem Gesicht geschlagen, ihn gepackt und ihm diese reglose Maske vom Antlitz geschüttelt, ihn angeschrien – wenn es denn etwas genutzt hätte. Doch das käme einem Todesurteil gleich, für seine Schwester und für ihn. So quollen all diese überwältigenden Gefühle lediglich in Form stummer, heißer Tränen aus ihm heraus, drohten ihn in ihrer Intensität beinahe zu ersticken. Er war doch so weit gekommen!

Plötzlich veränderte sich etwas an Varujans Haltung. Er schien Raik das erste Mal wirklich wahrzunehmen. Dieser ergriff die unverhoffte Chance, wagte einen letzten Versuch. Er sah seinem Gegenüber direkt ins Gesicht und legte all seine Überzeugung in diese eine Aussage: »Ich würde *alles* tun!«

Varujan hob die blutverschmierte Hand, nahm seine Sonnenbrille ab. Rote Augen musterten Raik mit unverhohlener Neugierde.

»Alles?«

Obwohl Raik vor Angst kaum atmen konnte, nickte er tapfer.

»Alles.«

Daraufhin lächelte Varujan abermals.

»Gut. Dann habe ich ein Angebot für dich.«

*Er blickt aus dem Fenster, beobachtet den Sturm. Dieser befindet sich mittlerweile in vollem Gange, strebt auf seinen Höhepunkt zu.*

*Regen klatscht in Böen gegen die Scheibe. Vernichtende, unbändige Gewalt dort draußen. Im Innern: Stille. Doch es ist keine absolute mehr. Etwas durchbricht die Tristesse, kaum wahrnehmbar, dennoch unbestreitbar vorhanden. Eine winzige Unruhe. Raik.*

*Wer hätte gedacht, dass das Schicksal ihm eine Möglichkeit so einfach vor die Füße führen würde? Raik kam, um seine Hilfe zu erbitten, unwissend, dass er ihn ebenso braucht. Womöglich sogar noch mehr.*

*Ein junger Mann, von seinen Gefühlen überwältigt, mitgerissen wie ein einzelnes Blatt dort draußen im Sturm. So voller Liebe und Hass, Hoffnung und Verzweiflung, Wut und Angst, dass sein Körper zu klein dafür scheint, die Emotionen förmlich aus ihm herausdrängen. Ungefiltert. Echt.*

*Wenn sein Experiment erfolgreich ist, kann er sich retten, ebenso wie seine Brüder und Schwestern. Er kann ihre Existenzen sichern, ihnen ein weiteres Leben bieten.*

*Zu viele von ihnen sind schon gegangen. Verblasst, seelenlos, bis auch ihre verwaiste Hülle ein Ende gefunden hat. Er muss eine Lösung für diese Leere finden. Denn wenngleich sie auch alle einem fehlerhaften Versuch entstammen, längst eingestellten Blutgenforschungen, sind sie doch die besseren Menschen. Resistenter. Stärker. Fähig, ihre Ursprungsform zu überleben – auch in dieser so tödlichen Welt.*

In einem dritten Anlauf schaffte Raik es endlich, die schweren Lider zu öffnen. Gedimmtes Licht empfing ihn, mehrstimmiges, elektronisches Piepsen, ein feines Summen. Doch noch während er verwirrt über die ungewohnt weichen Laken tastete und sich zu orientieren versuchte, durchzuckte ein alles andere verdrängender Gedanke seinen Kopf, riss seinen trägen Verstand in die Wirklichkeit zurück: *Imea!*

Erschrocken fuhr er hoch, hielt sich jedoch sofort stöhnend den dröhnenden Kopf und kniff gepeinigt die Augen zusammen. Übelkeit brandete über ihn hinweg.

»Sachte.« Eisige Kälte an seinem Ohr.

Raik zuckte zusammen, bevor er sich sammeln konnte. Tief durchatmend öffnete er er-

neut die Augen. Mit überschlagenen Beinen saß Varujan neben seinem Bett, als wartete er dort schon eine längere Zeit. Wie auch Raik trug er eine Hose und ein Shirt aus einem leichten, weißen Material, das ihn zwar noch blässer, aber beinahe menschlich wirken ließ.

*Was er im Prinzip auch ist, dachte Raik. Oder zumindest war. Bis zu diesen schrecklichen Versuchen ...*

»Wie fühlst du dich?«

Obwohl Varujan die gleiche Operation über sich hatte ergehen lassen, schien er nicht im Mindesten beeinträchtigt. Langsam hob Raik seine Hand und betastete vorsichtig die leichte Erhöhung im unteren Bereich seines Hinterkopfes. Dort befand sich der eingepflanzte Sensor, verbunden mit sämtlichen relevanten Arealen seines Gehirns – und mit Varujan. So die Theorie.

Doch im Moment fühlte er sich nicht viel anders als sonst. Bis auf diesen dumpfen Schmerz, der weiterhin in seinem Schädel pochte.

»Okay, denke ich ...«, antwortete Raik mit einiger Verspätung, während er Varujans forschendem Blick aus diesen unheilvollen, roten Augen auswich.

»Dann ist es an der Zeit, dich zu deiner Schwester zu bringen.«

Diese Worte löschten schlagartig jede Sorge, jeden Zweifel aus. Imea war hier. In Behandlung. Sie würde gesund werden!

Wärme durchströmte Raik, sein Herzschlag beschleunigte sich vor freudiger Erwartung. Fast hätten diese positiven Gefühle die merkwürdige Diskrepanz in seinem Inneren überdeckt: Es war beinahe so, als fühlte er doppelt, wie eine Art Echo, Ursprung und Nachklang, lediglich um eine Winzigkeit versetzt. Womöglich eine Nebenwirkung der Operation. Doch dafür hatte Raik jetzt keine Zeit. Er musste zu Imea und sich mit eigenen Augen davon überzeugen, dass es ihr gut ging!

In Decken gehüllt und von Monitoren überwacht lag seine kleine Schwester reglos da, wirkte in dem übergroßen Bett schrecklich zart und zerbrechlich. Doch ihr Brustkorb hob

und senkte sich gleichmäßig, ihre Hände ruhten entspannt auf der Decke, und die tödliche Blässe wich zunehmend einem rosigeren Teint.

»Es geht ihr besser.« Tiefe Erleichterung flutete Raiks gesamten Körper, als er sich an Varujan wandte. »Danke.«

Der Mann an seiner Seite reagierte nicht, schien abwesend. Beinahe verwirrt.

Ehe Raik nachhaken konnte, stöhnte Imea leise auf, woraufhin er hastig zu ihr eilte und ihr sanft über die schweißnasse Stirn strich. »Alles wird gut ...«, flüsterte er. »Schlaf weiter.«

Imeas Atemzüge beruhigten sich wieder, während Raik sich neben sie kniete und ihre fiebrige Hand nahm. Dankbarkeit und Hoffnung erfüllten sein Herz. Sie würde es schaffen!

Ein unterdrückter Laut ließ ihn herumfahren. Varujan lehnte zusammengekrümmt an der Wand, hielt sich den Kopf.

Erschrocken sah Raik ihn an. »Soll ich Hilfe holen?«

Stumm verneinte Varujan, bevor er sich langsam wieder aufrichtete. Hätte Raik es nicht besser gewusst, hätte er gesagt, dass sein Gegenüber tatsächlich einen *verunsicherten* Eindruck machte. Doch das konnte nicht sein. Oder?

»Erzähl mir von ihr.« Varujan nickte in Richtung Krankenbett. Das Eis war aus seiner Stimme verschwunden.

»Von Imea?« Raik zögerte, doch dann musste er unwillkürlich lächeln. »Sie ist der beste Mensch, den ich kenne. Sieht immer das Gute in allem und jedem. Bevor unsere Eltern starben, habe ich ihnen geschworen, auf sie aufzupassen ...« Raik musste sich räuspern, bevor er fortfahren konnte. »Doch am Ende war sie es, die mich gerettet hat. Durch ihre Liebe. Ihren Optimismus. Ihre Hartnäckigkeit.« Sanft drückte er Imeas Finger. »Und nun habe ich endlich die Chance, mich zu revanchieren. Der große Bruder zu sein, den sie verdient.«

Sein Herz ging ihm über vor Liebe, als er auf das schlafende Mädchen hinabblickte. So bemerkte er nicht, wie Varujan geradezu fluchtartig den Raum verließ. Ebenso wenig schenk-

te er der Tatsache Beachtung, dass seine Gefühle aus ihm herauszufließen schienen wie Wasser aus einem undichten Schlauch. Tropfen um Tropfen versickerten sie in ausgedörrtem Grund, verhiessen Leben, wo lange nur der Tod geherrscht hatte.

*Schwer atmend lehnt er die Stirn gegen die Scheibe. Versucht, sich zu beruhigen. Auf diese Entfernung funktioniert der Sensor nicht. Aber noch immer vibriert sein Körper, kribbeln seine Hände, summen seine Ohren. Alles in ihm steht unter Strom. Rasende Gedanken, rasendes Herz.*

*Das Experiment funktioniert. Doch er hat nicht damit gerechnet, wie gut! Wie stark sein Körper darauf reagieren würde!*

*Überwältigt schließt er die Augen. Erst jetzt versteht er, über was für einen langen Zeitraum hinweg er schon mit einem so schwächlichen Abklatsch seiner früheren Empfindungen durch die Welt gewandelt ist. So seicht, so fade, dass das zuletzt verbliebene ferne Echo nicht einmal mehr den Geschmack dieser Emotionen hat erahnen lassen. Doch jetzt, in diesem Moment, fühlt er sich ... lebendig.*

*Während der Sturm vor dem Fenster sein Innerstes widerzuspiegeln scheint, wird ihm bewusst, dass er sich kurz vor einem Durchbruch befindet. Kurz davor steht, ein Heilmittel für seine Art zu finden. Zumindest für jenes Problem, das in den letzten Jahrzehnten die meisten Verluste unter ihnen verursacht hat. Wenn schon nicht für die anderen, leidigen Nebenwirkungen ihrer Genmodifizierung.*

*Es würde sich zeigen, wie weit er dieses Experiment treiben konnte, welche Möglichkeiten und Grenzen sich bieten würden. Für ihn. Und für Raik.*

Mit schwerfälligen Schritten durchquerte Raik den langen Gang. Abwesend wie ein Schlafwandler in einer endlosen, düsteren Traumwelt. Wie zäher Schleim schien der Boden an seinen Füßen zu kleben, sein Fortkommen mit jedem weiteren Meter behindern zu wollen.

Varujan hatte nach ihm geschickt. Wie jeden Tag. Er umgab sich mit ihm, und Raik gehorchte, wenn auch zunehmend widerstrebend.

Denn hierbei handelte es sich um seinen Teil des Deals: Raik blieb, bis Varujan das Experiment für beendet erklärte.

Imea hingegen gehörte nicht zu dieser Absprache. Dass nun auch sie sich immer häufiger in Varujans Nähe aufhielt, missfiel Raik. Doch sie zurück in die Slums zu schicken stellte ebenfalls keine Option dar; insbesondere nicht allein, ohne ihn. Zudem wirkte sie mit jedem Tag kräftiger. Gesünder. Ihre Behandlung zeigte Wirkung. Und das war am Ende alles, was zählte.

Imeas glockenhelles, aufrichtiges Lachen empfing Raik, noch bevor er sie sah. Es wirbelte die unbewegte Luft in dem stillen Gang auf, sank sanft in Raiks Gehörgänge – und versetzte ihm dennoch einen Stich. Imeas unbedarfte Art, ihr ungetrübter, steter Glaube an das Gute: eine seltene Stärke in einer so trostlosen Welt, die jeden Tag neue Wege zu ersinnen schien, die Menschen niederzuschmettern. Doch gleichzeitig war er eine enorme Schwäche, die von den Monstern dieser Erde rücksichtslos ausgenutzt wurde. Monstern wie Varujan.

Raiks Magen krampfte sich zusammen, als er um die Ecke bog und sah, wie sein Retter und Gefängniswärter mit seiner Schwester scherzte, ihr Aufmerksamkeit schenkte. Aufmerksamkeit, die sie sichtlich genoss. Es ging ihr besser, aber zu welchem Preis? Raik wollte Imea retten, doch womöglich hatte er das Gegenteil bewirkt ...

Varujan hob den Blick, richtete ihn auf Raik. Er wusste genau, was dieser fühlte; Raik sah und spürte es. Er ahnte, dass all diese Situationen, die beiläufigen Demütigungen, die kleinen Spitzen und Quälereien wohl kalkuliert waren.

Ein leises Lächeln legte sich auf Varujans Lippen. Aber dieses Lächeln wirkte nicht mehr kalt und leer wie noch bei ihrer ersten Begegnung. Nun verbargen sich Emotionen dahinter, verhalten noch, doch unbestreitbar vorhanden. Eine dunkle Freude. Sanfte Verachtung.

Mit diesen unheilvollen Gefühlen konfrontiert, suchte Raik nach seinen eigenen. Versuchte, sie festzuhalten. Der Eindruck, dass diese doppelt existierten – auf seltsame Art *verschoben* –, nahm mit jedem Tag zu. Sie drifteten

auseinander, immer weiter. Als würden sie außerhalb seines Körpers reproduziert werden, an einem Ort, der nicht mehr zu ihm gehörte. Doch während der Ursprung in seinem Inneren schwächer zu werden schien, wurde das Echo in der Ferne stärker.

Unwillkürlich griff sich Raik ans Herz. Es war, als würde etwas in ihm versiegen.

Er schob es auf den Stress. Die tägliche Anspannung, sich an diesem kalten, leblosen Ort aufzuhalten. Seine allgegenwärtige Sorge und Angst um Imea.

Noch immer spürte er Varujans Blick auf sich ruhen. Eiskristalle drangen schmerzhaft unter seine Haut, ließen ihn innerlich erfrieren. Nur unter größter Anstrengung schaffte er es, sich wieder in Bewegung zu setzen. Den Kopf erhoben, die Schultern gestrafft, ging er auf die beiden zu. Er musste sich zusammenreißen. Nur noch ein klein wenig länger. Dann würde alles ein gutes Ende finden.

*Noch immer wütet der Sturm vor dem Fenster, fegt über Dächer hinweg, tobt durch die Straßen. Konzentriert spürt er jeder einzelnen Emotion in seinem Inneren nach, während sein Blick den an der Scheibe abperlenden Regentropfen folgt.*

*Von Tag zu Tag geht es ihm besser. Die Gefühle durchströmen ihn wieder. Nicht nur die von Raik. Er kann mitfühlen, ja. Doch er hat den Eindruck, dass weitere Emotionen hinzukommen. Eigene Emotionen. Zögerlich noch, als hätten sie über die Jahrzehnte der Apathie ihre eigentliche Funktion vergessen. Als müssten Gehirn und Körper erst wieder lernen, was diese Empfindungen bedeuten, wie sie sich zu verhalten haben. Es schien fast so, als würden Raiks Emotionen seine eigenen anleiten. Sie aufladen.*

*Und er weiß genau, wie er die gewünschten Gefühle in Raik auslöst, um sie sich einzuverleiben. Es ist so einfach. So effektiv. Raik hat ihm mit Imea alles gegeben, was er dafür braucht. Sie ist Faustpfand, Fessel und Muse zugleich.*

»Du machst mir Angst!« Mit weit aufgerissenen Augen starrte Imea ihren Bruder an, während sie einen Schritt zurückwich.

Er machte ihr Angst? Tief im Inneren war Raik sich der Ironie dieser Aussage bewusst, wanderte doch die wahre Gefahr tagtäglich durch die kahlen, endlosen Gänge ihrer eisigen Behausung. Aber diese Erkenntnis schien an ihm vorbeizuschweben, streifte ihn kaum. So belanglos.

Mit jedem Tag fühlte er weniger. Immer häufiger wusste er nicht einmal mehr, wieso er die ganzen Strapazen überhaupt auf sich genommen hatte. Auf sich nahm. Natürlich gab es da dieses Versprechen gegenüber ihren Eltern, seine Pflicht als großer Bruder, auf seine Schwester aufzupassen. Sich um sie zu kümmern. Doch konnte ihm das nicht egal sein? Bei dem Gedanken daran, diese Erwartungen einfach zu ignorieren, verspürte er kaum eine Regung in seinem Inneren. Lediglich ein fernes Echo der Gefühle, verbunden mit blassen Erinnerungen, in Sekundenbruchteilen verglühend wie Sternschnuppen. Finsternis legte sich schwer auf ihn, drang tief in ihn ein. Dumpf. Taub.

»Wieso sagst du nichts?« Verzweiflung sprach aus Imeas Worten. »Du hast dich verändert! Ich erkenne dich nicht wieder!« Tränen glitzerten in ihren Augen.

»Das liegt an dieser Umgebung«, wagte Raik den Versuch einer Erklärung.

Und an ihrem Bewohner. Ein Teil von ihm wusste, dass sein Zustand mit diesem unseligen Experiment zusammenhängen musste, auch wenn sich der Hintergrund seinem Verständnis entzog. Zudem sprach Varujan nie über dieses Thema, so oft Raik ihn auch gefragt hatte.

»Wenn wir erst mal hier weg sind, wird alles wieder wie früher. Dann wird alles gut.«

Imea wirkte nicht überzeugt. Halbherzig machte Raik einen Schritt auf sie zu. Ein bloßer Impuls, der ihn dazu brachte, eine instinktive Bewegung, tief eingebrannt in seine Muskeln – doch er fühlte nichts dabei.

Was wiederum seine Schwester zu spüren schien. Hastig wich sie einen weiteren Meter zurück, stieß gegen die Wand. »Fass mich nicht an!« Ihr Körper bebte. »Du bist nicht mein Bruder!«

Raik hatte das Gefühl, er müsste sich rechtfertigen. Verteidigen. Irgendetwas sagen. Doch dafür fehlte ihm schlicht die Energie. Die Leidenschaft. Also stand er nur stumm da, während sich Imeas Tränen nun endgültig eine Bahn brachen und haltlos über ihre Wangen liefen.

»Ich will meinen großen Bruder zurück!«, schluchzte sie, machte mit einem Mal einen Satz nach vorn. Verzweifelt hämmerte sie auf Raiks Oberkörper ein.

»Raik, bitte! Bitte, komm zu mir zurück!« Sie krallte sich in sein Shirt, verbarg ihr Gesicht an seiner Brust. Weinte. Flüsterte. »Bitte ... Komm zurück ...«

Ein sanfter Stich in Raiks Herz, ein Hauch von Traurigkeit. Manchmal tauchten leise und unsicher Gefühle aus der dunklen Leere in ihm auf, wie Nebelfetzen, fragil und durchscheinend. Er versuchte, nach ihnen zu greifen, sie festzuhalten, doch sie rannen ihm immer wieder durch die Finger. Sie trieben davon, dorthin, wohin auch all die anderen Emotionen entschwunden waren.

So stand Raik auf dem kalt beleuchteten Flur und legte aus reiner Gewohnheit seine Arme um Imea, ohne dabei etwas zu fühlen, während seine Schwester sich umso verzweifelter an ihn klammerte und ihre heißen Tränen seine Kleidung durchnässten.

*Das Unwetter ist bald vorbei. Er kann es spüren. Obwohl das Firmament noch immer bewölkt ist, Blitze gleißend zucken und Donner bedrohlich grollt, ist das nur ein letztes Aufbäumen. Der Himmel hat sich entladen. Ist ausgelaugt.*

*Er wendet sich von dem Schauspiel ab, durchquert den Raum. Auch sein Experiment ist fast abgeschlossen ...*

*Nachdenklich streicht er über das scharfe Metall, das sich auf dem Tisch vor ihm befindet. Noch ein letztes Mal. Ein letztes Mal will er Raiks Gefühle in sich aufnehmen. Ein letztes Mal ein Herz zerbrechen und ein anderes erfüllen.*

*Imea. Sie ist der Schlüssel zu Raik. Und sein Ende.*

Raik befand sich auf dem Weg zu Varujans Gemächern. Er hatte nach ihm verlangt. Raik

wusste nicht, warum. Doch es war ihm ohnehin gleichgültig. Varujan befahl, und Raik gehorchte. Er hatte es versprochen. Für Imea.

Vor der stählernen Doppeltür, die Varujans privates Reich schützte, hielt Raik für einen Moment inne. Warum war ihm das alles nur so wichtig gewesen? Ein Versprechen, das ihm nichts mehr bedeutete. Der Anspruch an sich als großen Bruder: lediglich eine nüchterne Pflicht. Seine Schwester: eine Bezeichnung ohne emotionalen Bezug. Er forschte weiter in seinem Inneren – doch da war nichts. Nebel. Düsternis. Leere.

Bar jeglichen eigenen Antriebs bewegte Raik den Arm und klopfte. Kurz darauf öffnete sich die schwere Tür.

Raiks Füße führten ihn hindurch, und er hob den müden Blick, während sich der Durchgang hinter ihm mit einem feinen Klicken schloss.

Ein riesiger Raum, ganz in sterilem Weiß gehalten, mit einer gläsernen Wand, hinter der Dunkelheit tobte. Überdimensionierte Bildschirme stellten die einzigen Dekoelemente in dem minimalistisch ausgestatteten Zimmer dar. Der Raum strahlte die gleiche Kälte aus wie ihr Bewohner. Dieser thronte in einem Sessel an der Fensterfront, und zu seinen Füßen – Raiks Herz setzte einen winzigen Schlag aus – Imea. Zusammengesunken kniete das Mädchen auf dem Boden, den Kopf an Varujans Knie gelehnt, die Augen geschlossen, das Gesicht weiß.

Beinahe liebevoll hielt Varujan ihre Finger umfasst. Als er Raiks Blick registrierte, führte er Imeas Hand langsam an seinen Mund, ließ sein Gegenüber dabei keine Sekunde aus den Augen.

Nun bemerkte Raik auch das Blut, das in einem feinen, roten Rinnsal Imeas Arm hinabrann und ebenso Varujans Lippen benetzte. Mit einem Mal sickerte Angst in sein Herz, kroch in seine Glieder, lähmte sein Denken. Schleichend, als müsste sein Körper unendlich tief graben, um die letzten Reste dieser Empfindung ans Licht zu bringen. Sich zu erinnern. Doch damit öffnete sich eine Schleuse, durch die jenem Grauen weitere Emotionen folgten. Ekel, als Varujan die Lippen an Imeas geöffnetes Hand-

gelenk legte. Mitleid, als diese vor Schmerz zusammenzuckte. Und heiße, brennende Wut auf dieses Monster, das ihre hilflose Lage so skrupellos ausnutzte.

Während sich ein einzelner Blutstropfen aus seinem Mundwinkel löste, erwiderte Varujan Raiks Blick nun direkt. In seinen unmenschlichen, roten Augen spiegelten sich Raiks Emotionen – und noch so viele mehr.

Instinktiv machte Raik einen Schritt auf Varujan zu, woraufhin dieser Imeas Handgelenk losließ, stattdessen in ihr Haar griff und sie brutal hochriss. Erschrocken erstarrte Raik, als er den Dolch in Varujans anderer Hand aufblitzen sah.

Die tödliche Klinge ruhte Unheil verkündend an Imeas Hals, und Raik wagte es nicht, sich zu rühren. Panik stieg in ihm auf. Panik floss aus ihm hinaus. Seine Gedanken drehten sich. Nicht seine Schwester! Sie war doch der Grund, aus dem er sich an diesem Ort befand! Warum er all das ertrug! Erinnerungen wirbelten auf, verknüpft mit Emotionen. Überbleibsel, Bruchstücke aus der Tiefe; doch kaum erreichten sie die Oberfläche, wurden sie auch schon davongetragen. Hinaus aus seinem Körper. Seiner Seele. Seinem Herzen.

Am Rande seines Bewusstseins nahm Raik wahr, dass Varujan lächelte. Kalte Worte drangen an sein Ohr.

»Sieh einer an, da steckt ja doch noch Leben in dir.«

Damit versenkte Varujan das Metall in Imeas Kehle.

Wie in Zeitlupe liefen die Geschehnisse vor Raiks Augen ab. Er konnte nichts tun, um sie zu verhindern. Stumm sank Imea zu Boden, unaufhaltsam floss das Leben aus ihr hinaus. Unter einem finalen Aufbäumen der Gefühle zerbrach Raiks Herz, verbrannten die letzten Empfindungen in seinem Körper, während Varujan auf die Knie fiel und die Tränen der Verzweiflung weinte, die Raik nicht mehr weinen konnte.

*Zusammengekrümmt lehnt er an der Scheibe. Vor sich die letzten Ausläufer des Sturms. Hinter sich zwei beendete Leben. In sich: tosender*

Schmerz. Als sei das Unwetter vor dem Fenster in seinen Körper weitergezogen.

Heiße Flammen lodern unter seiner Haut, brennendes Gift schießt durch seine Adern. Ein nicht enden wollender Tränenstrom quillt aus seinen müden Augen. Es ist überwältigend. Es tut geradezu weh.

Er genießt es. Und verflucht sich gleichzeitig. Wie konnte er das Leid vergessen, das all diese Gefühle mit sich bringen?

Alte Wunden reißen auf. Sie vermischen sich mit der Trauer um Imea, die er mit eigenen Händen getötet hat; die vielen Leben, die er genommen hat, um seine Ziele zu verfolgen. Seine Interessen zu befriedigen. Die für ihn vergehen mussten.

In diesem Moment hegt er ernsthafte Zweifel an seinen Plänen. Geschwächt und erschüttert von dem Aufruhr in seinem Inneren, fragt er sich, ob dieser Weg der richtige ist. Für ihn hat er das Einzige zerstört, das er lieben konnte. Imea.

Er droht, in der Flut seiner Gefühle zu ertrinken, empfindet Ekel vor dem Monster, zu dem er sich entwickelt hat. Verzweifelt wünscht er sich die endlosen Tage der Apathie zurück.

Bis der rationale Teil die Oberhand gewinnt. Triumph gesellt sich zu den verstörenden Emotionen, als er erkennt, dass sein Versuch ein voller Erfolg ist. Dass der Zwiespalt und die Schmerzen bedeuten, dass er seinem Ziel näherkommt.

Er wird die Intensität anpassen und sich selbst besser vorbereiten müssen. Doch Teil eins des Experiments ist beendet. Sein Projekt ist bereit, in die nächste Phase überzugehen. Die Zeit wird zeigen, wie lange Raiks Gabe an ihn, sein Geschenk, nachwirken wird. Wie lange er von seinen Gefühlen wird zehren können. Und wann

er sich auf die Suche nach einem neuen Opfer machen muss.

Ein zufriedenes Lächeln breitet sich auf seinem Gesicht aus, bringt Stolz, Vorfreude und Wärme mit sich. Zu den Tränen der Trauer gesellen sich Tränen des Glücks. Doch ganz können sie die negativen Emotionen nicht fortspülen. Auch den hartnäckigen Zweifel nicht, der sich – gleich einem Stachel – tief in Varujans so empfindsames Herz gebohrt hat.

Das Unwetter war vorbei, die Nacht ruhig, klar und leer. Für einen seltenen, kurzen Moment gereinigt durch Sturm und Regen.

Ziellos irrte Raik durch die dunklen Straßen von Tech City. Kein Neonlicht wies ihm den Weg, keine Menschenseele bot ihm Trost.

Raik wusste, es hatte ein Mädchen gegeben. Imea, seine kleine Schwester. Einst stellte sie seine gesamte Welt dar, sein Leben. Warum? Er hatte alles für sie getan. Wieso, das entzog sich mittlerweile seiner Kenntnis. Nun war sie fort. Unwiederbringlich. Doch er fühlte nichts bei diesem Gedanken.

Wohin ging er? Wohin sollte er gehen? Er wusste es nicht. Aber spielte das überhaupt noch eine Rolle?

Wieso existierte er? Einst trug er Pläne in seinem Kopf, Träume in seinem Herzen.

Jetzt war da nichts mehr.

Er fühlte sich ausgelaugt.

Ausgesaugt. Leer.

~ ~ ~

© Text: Lisa-Katharina Hensel |

Erstveröffentlichung

DuKe MacAbree®  
**Nosfera** DIE BOSE  
 VAMPOSE



**DIABOLUS EST  
 IN MUSICA**

TODESKAMMERMUSIK FÜR  
 SINGENDE KETTENSÄGE.



GANZ PASSABEL.  
 ABER TRIFFST DU AUCH  
 DAS HOHE C?



GANZ  
 OFFENSICHTLICH!



MARCUS MEJERSKI

## GEKÜSST SIND DIE BLEICHEN LIPPEN

*Fäulnis wandert über meine Lippen  
und Gier nach Blut und warmer Haut.  
Die Begierde einer Zeit  
jenseits eines Zeitenlaufs,  
in der Ewigkeit und ewiger Lust vereint.  
Doch Schönheit ist es, dass ich euch zeige,  
nur schöner ist der Tod allein.  
Ihn zu betrügen, mich zu überhören,  
ist meines Frevels vollkommener Genuss.  
Schlussendlich atme ich in diesem Bildnis:  
Mein Kuss soll dienen jenen Geistern,  
die wir alle noch nicht gesehen haben.*

**All die Jahrhunderte sah ich in diese Welt und schwieg. Allein die Bilder aus den Träumen und Gedächtnissen der abertausenden Menschen, die auf meinen Wegen starben, zerrten an den Grundfesten jeglicher Vernunft. Ich bin alt. Und ich werde auch alt sein, wenn diese Generation von Städten und Zivilisationen längst untergegangen sein wird. Staub ist nur ein Zustand, Leben nur ein anderer Definitionsbegriff von Zeit in Not. Ich bin ein Teil der Ewigkeit, der gerne verschwiegen wird. Darin liegt mein besonderer Reiz vergraben. Obgleich diesem Satz eine völlig gegensätzliche Wortschöpfung innewohnt.**

*Dein Blut soll meine Ewigkeit schmücken  
und Keuschheit fern von unserem Hafen weilen.  
Aus tiefster Lust dem leidigen Tod gestrotzt,  
so wirst du mein sein und dein eigener Gott allein.  
Dein Fleisch mag meine Lenden wärmen  
und Begierde unsere Gier für immer sein.  
Du bist mein Kind, meine Sklavin, meine Herrin.  
Der Weg, das Ziel, die Unendlichkeit.  
Sturzbetrunken, voll des Wahns.  
Trunken, nüchtern, freies Herz.  
Totgeschunden, neu geboren.  
So schwarz die Nacht, so wild die Lust.*

Im scharlachroten Turm meiner Unvergänglichkeit fühlte ich einst noch den Anfang und das Ende. Es war ein Atemholen im Lauf der Gezeiten und der Welt. Ich nahm das Leben und ich lebte die Zukunft. Überdauerte die Weltenreiche sowie die Nacht auf den Tag und der Tag auf die Nacht folgt. Zuerst vergaß ich den Anfang. Es ist zu lange her. Und ich ertappe mich dabei, auch das Ende als einen Begriff der Bedeutungslosigkeit zu betrachten. Es schwimmt zunehmend in diesem Nebel der fortlaufenden Ereignisse. Was bedeuten mir diese pulsierenden Kreaturen eigentlich noch? Futtersäcke - voller Blut. Wohl kaum mehr. So viele geistreiche und wissbegierige Menschen lernte ich kennen. Esprit und Anmut, Geist und Witz. Frauen und Männer, ich begleitete sie bis zu ihrem letzten Moment und ließ sie gehen. Ihre Gnade allein war ihre Anwesenheit auf dieser Erde. Meine Gnade war, sie sterben zu lassen. Der Zustand dieser Welt hätte sie umgebracht.

*Wie könnte ich nur der Liebe dienen,  
bringe ich den Todesseufzer allerorts.  
Doch vielmehr ist es so - in Klarheit,  
die meine dient über das Leben hinaus.  
In deinem Blut da lodern Träume,  
ich träume sie dir in den Blick.  
Von stummer Sünde und lauter Begierde,  
von Flüchen und Zaubern,  
von Kargheit und Fleisch.  
Das Ewige hat Zeit und Dauer  
- Zeit und Dauer -  
in dem Schattenlicht des Silbermonds.*

Ich lebe, um deinen Atem zu behüten. Deine Worte leben in meiner Seele versiegelt. Sie sind zu bedeutend, um vergessen zu werden. Geküsst sind deine bleichen Lippen, dein Puls betört meine müden Lider. Komm zu mir, du schöne Frau im fahlen Licht. Trugbild eines schönen Traums. Zärtlich deutet sich deine Gnade an. Verliere ich nurmehr noch wenige stumme Worte und atme aus. Du - Tod - bist ein verlässlicher Freund. Ich wünsche mir selbst eine gute Reise.

*Oh du meine skelettierte Königin!  
Du leuchtest mir in gehauchten Worten  
und weißt nicht einmal um deine Magie.  
Deine Weisheit wird meiner Zukunft dräuen,  
und das ist gut, sie treibt mich zu dir.  
Mein Blut soll dich heilen von der Unbill der Zeit,  
dein Blut sich erheben aus dem Aschereich.  
Die Gier ergreife sie, meine Bisse, spüre sie.  
Deinen Leib erhebe ich zu meiner Messe.  
Deine Sehnsucht nach mehr ist mein Weg und Maß,  
nicht mehr als dein Diener und Schöpfer gleichermaßen.  
Denn – ich habe die Liebe an mich selbst noch nicht erreicht!*

**Kommt. Kommt meine Seelen der Helligkeit. Saugt euch voll mit dem Äther des Sonnenlichts. Mäset euch an der scheinenden Heiligkeit des Tages. Bunt und flirrend tanzt ihr mit euren schönen Körpern durch die Fluchten der Stadt, über die sattgrünen Ländereien und durch die spiegelnden Oberflächen allen Wassers. Seid wie ihr seid. Ein zu kurzes Verweilen in dem zerfließenden Strom der Zeit. Lebt weiter und atmet den Duft der pulsierenden Welt für mich ein. Tobt wie Welpen durch das Gras, bestäubt eure Sinne mit den feilgebotenen Lüsten. Euer Opfer wird reich sein für meine Kinder der Dunkelheit.**

**Ein Schlachtfest wird sich aus der Dämmerung erheben. Kommt. Kommt meine beseelten Schatten der Nacht. Wir sind das Totengericht, wir sind die Wiedergeburt. Unsere bleichen Lippen küssen die Ewigkeit frei.  
Wir sind der Anfang, und kein Ende ist in Sicht.  
Wir sind!**

~ ~ ~

© Text: Marcus Mejerski | Erstveröffentlichung



FLORIAN KRENN

# IN ABSENTIA SOLARIS

Auf der Orbitalstation herrschte reges Treiben. Josh starrte aus einem der Sichtfenster auf die angedockte Fähre, welche ihn und einige andere Personen zum Mars bringen würde. Hinten wuchtig, der Körper schlank, bis auf eine verdickte Stelle in der Mitte, und vorne spitz zulaufend. Irgendwie erinnerte sie ihn an einen Wurfpeil, der kerzengerade durch einen Ring flog. Auf Abbildungen hatte er sie bereits gesehen, in der Realität wirkte sie sowohl beeindruckender als auch weniger vertrauenswürdig.

Sein Blick schweifte in die Schwärze dahinter. Mars zeigte sich als orangefarbener Punkt – nicht größer als von der Erde aus, aber deutlich klarer. Viele Menschen hielten ihn einfach für einen weiteren Stern am Himmel. Josh hatte schon als kleines Kind gewusst, dass er einmal Astronaut werden und den Mars bereisen wollte. Als die Weltraumbehörde Personen für die Erweiterung der Marskolonie suchte, bewarb er sich und wurde nach einem straffen Auswahlprogramm ausgewählt.

Eine Durchsage forderte alle Passagiere der Marsfähre auf, an Bord zu gehen.

Schweigend bewegte sich einer nach dem anderen, jeder wie er selbst in graue Funktionsanzüge gekleidet, durch die Schwerelosigkeit des Docks zur Schleuse, die in den Raumtransporter führte. Josh kannte von den knapp zwei Dutzend Personen lediglich die anderen Mitglieder seiner zugewiesenen Gruppe: Mary, Inga und Alexandru – wie er Bioingenieure und mit dem Aufbau einer Biosphäre zur Versorgung der Marsstation betraut. Zu dem Zweck hatten sie auch mehrere Container voll Erde mit wertvollen Mikroorganismen sowie Samen im Gepäck, nebst allerhand technischem Hilfsggerät.

Das Verladen der Fracht hatten Mary und er beaufsichtigt, nachdem Inga den Abtransport auf der Erde organisiert hatte. In der Schwere-

losigkeit der Station war dies überraschend leicht gegangen.

»Willkommen an Bord der Demeter.« Der Kapitän der Raumfähre nahm sie persönlich in Empfang.

Er trug einen dunkelblauen Overall der Global Space Agency mit goldenen Abzeichen und strahlte trotz seiner hageren Erscheinung Stärke und Erhabenheit aus. Sein zerfurchtes Gesicht und die Haut auf seinen Händen waren so bleich, als hätten sie seit Ewigkeiten keine Sonne gesehen. Und vermutlich entsprach das auch der Realität. Auf dem Mars und auf der Fähre gab es zwar Bereiche mit künstlicher UV-Bestrahlung, aber wie es aussah, hielt er sich dort kaum auf.

»Mein Name ist Elliott Cunningham, und ich bin Kapitän dieses Transporters. Ich werde Sie an Ihren Bestimmungsort bringen. Ebenso darf ich Ihnen Miss Bennet vorstellen, die während unserer Reise ein Auge auf die Technik haben wird.«

Neben ihm stand eine Frau mittleren Alters in einem grünen Anzug des Technikpersonals der GSA, deren braunes Haar zu einem Pferdeschwanz zusammengebunden war und die freundlich lächelte.

Als sich alle an Bord befanden, führte sie eine kurze Startkontrolle durch und schloss danach die Luke mittels einer Konsole neben dem Eingang.

Der Kapitän ergriff erneut das Wort: »Vermutlich haben Sie sich mit dem Schiff und dem Prozedere bereits auseinandergesetzt. Das Protokoll verlangt jedoch, dass ich Ihnen nochmals den Ablauf erkläre. Sie befinden sich nun auf der Demeter, dem ersten und damit ältesten interplanetaren Raumtransporter, der zwischen Erde und Mars pendelt. Während unserer Reise werden Sie abwechselnd drei Wochen in Stasistanks verbringen und eine Woche wach sein. In der aktiven Phase empfehlen wir



Ihnen, die Trainingsmöglichkeiten zu nutzen und konservative Mahlzeiten zu sich zu nehmen. Bei Start und Landung werden alle in Stasis sein, außer Miss Bennet und mir. Sie wird Ihnen auch noch das Raumschiff zeigen. Noch Fragen?»

Niemand sagte etwas.

»Gut. Meine Kollegin wird Sie kurz durch die Demeter führen und Ihnen dann beim Einstieg in die Stasispods behilflich sein; ich selbst habe noch viel mit den Startprotokollen zu tun. Wir sehen uns in frühestens einer Woche.«

Damit zog er sich an einem der Halteseile entlang durch die Schleuse in Richtung des vorderen Teils des Schiffes.

Miss Bennet stellte sich als Becky vor und führte die Passagiere aus dem Raum, folgte aber nicht dem Kapitän, sondern wandte sich in die entgegengesetzte Richtung. Vor dem Durchgang in den nächsten Abschnitt machte sie halt und zeigte auf einen Touchscreen neben der Öffnung.

»Gleich vorneweg: Neben jeder Tür ist ein Comlink. Taste für den Raum drücken, mit dem man sprechen will, und sprechen, fertig. Möchte man dem ganzen Schiff etwas mitteilen, einfach auf *Alle* drücken. Selbsterklärend.«

Nach der kurzen Einführung schwebten sie in einen Bereich, der an eine Mischung aus Lager und Gefängnis erinnerte und den Josh vom Verladen her kannte.

Becky drehte sich einmal um die eigene Achse. »Willkommen im Lagerbereich.«

Verstellbare Metallgitter erzeugten die Optik kleiner Zellen, hinter denen sämtliche Kisten und Container möglichst dicht an dicht standen. Zusätzlich hielten Gurte die einzelnen Teile in Position. Dadurch verhinderte man, dass sich Ladegut im Falle starker Kräfte durch spontane Manöver in ein Geschoss verwandelte und das Schiff beschädigte.

Durch die unterschiedlichen Größen der Zellen ergab sich eine unregelmäßige Beleuchtung, grelle Bereiche und tiefe Schatten wechselten einander ab, was Josh als unangenehm empfand. Fast als würde etwas Unfassbares unsichtbar darin lauern.

Beckys Stimme riss ihn aus seinen Gedanken: »Hier drin befinden sich die Werkzeuge

und Ersatzteile.« Sie zeigte auf eine Kammer mit gelb gestrichenen Gittern, deren Eingangstür ein Schloss sicherte. »Im Lager werdet ihr bis zu unserer Ankunft nichts zu tun haben. Hoffentlich. Eure Skills sind in der Datenbank hinterlegt, und wir behalten uns vor, bei Bedarf jemand zu wecken.«

»Ist das schon mal passiert?«, erkundigte sich Inga.

Becky nickte. »Ja, wir hatten schon technische Probleme. Hier ein Kabelbrand und ein paar abgerauchte Module, aber nichts Gravierendes. Außer einmal, da mussten wir etwas Größeres tauschen, hatten aber glücklicherweise jemand Versierten an Bord, der uns unterstützt hat.«

»Und was ist mit den anderen?«, erkundigte sich eine helle Stimme. Ein Mann Ende zwanzig, eher klein und schlaksig, glatt rasiert, mit hellrot gefärbten Haaren, verschränkte die Arme vor der Brust.

Becky lächelte verständnisvoll, auf eine Art, wie eine Mutter mit ihrem Kind nachsichtig ist, obwohl sie nur ein paar Jahre älter war.

»Zu viele Köche verderben den Brei, und eine Panik ist das Letzte, das wir in so einer Situation brauchen können. Wenn wir in Gefahr sind, macht es keinen Sinn, mehr Leute als notwendig mit dem Wissen darum zu belasten. Sprich: Wir lassen euch in Stasis. Steht in eurem Transportvertrag im Annex 2 unter Ziffer Siebzehn, Absatz B.«

Damit war der Punkt anscheinend für sie erledigt. Sie wandte sich um und wies quer durch den Raum auf eine gelb umrahmte, beleuchtete Tür.

»Hinter der Tür ist der Fusionsreaktor und dahinter das Triebwerk. Zugang ist nur mit Berechtigung möglich. Noch Fragen zu diesem Bereich?«

Nachdem sich niemand meldete, schwebten sie an den Halteseilen entlang der Wände wieder in die Richtung, aus der sie gekommen waren. Von der Schleuse aus ging es in den nächsten Abschnitt, der die Form eines Zylinders hatte. Von hier verzweigten sich runde Gänge gleich Röhren in den ringförmigen Teil des Raumschiffes. In diesen Röhren befanden sich Leitern an der Wand. Jede erstrahlte in einer

anderen Farbe.

Mit einer Hand zeigte Becky ans Kopfende des Zylinders. »Hier geht's zum Cockpit. Dort hat niemand etwas verloren, außer Kapitän Cunningham. Zwei Schleusen, Code, Abwehrprotokolle, volles Programm. Kommunikation läuft nur über die Comlinks. Die drei Röhren führen in die verschiedenen Bereiche des Schiffes. Durch die Rotation wird im Ring künstliche Schwerkraft erzeugt. Solltet ihr diese Abkürzung nehmen, denkt immer daran, mit den Füßen voraus in die Röhren zu schweben und euch möglichst früh an den Leitern festzuhalten, damit es keine böse Überraschung und unnötige Verletzungen gibt. Klingt logisch, hatten wir aber schon.«

Rot stand für den Gesundheitsbereich mit den Stasistanks, der Krankenstation und der Dekontamination. Der Technikbereich war gelb und beherbergte eine Werkstatt, einen Technikraum sowie eine exakte Kopie des Cockpits – nur eben mit Schwerkraft und statt eines echten Fensters übertrug ein Bildschirm die Frontsicht. Grün war der Bereich für die Personen außerhalb der Stasis, mit Schlafräumen, Gesellschaftsbereich, Küche und Kraftkammer.

»Nutzt das Angebot. Trainingspläne sind auf den Screens vorhanden. Wenn ihr in der Wachphase täglich trainiert, kann der Verlust der Muskelmasse in Kombination mit den Inhaltsstoffen der Stasislösung auf ein Minimum begrenzt werden. Es gibt auch einen Ernährungsplan, es ist wichtig, nicht nur die hochkalorische Kost zu essen, sondern auch immer wieder echte Lebensmittel, die wir euch zur Verfügung stellen, damit der Verdauungsapparat nicht aus der Übung kommt. Der Tiefkühler ist prall gefüllt. Beachtet aber dringend die Fasttage vor der nächsten Schlafphase, auch wenn es schwerfällt.«

»Was passiert, wenn wir das nicht machen?«, wollte ein Techniker wissen, der augenscheinlich viel Zeit in Bodybuilding investiert hatte.

»Dann«, antwortete Becky mit einem süffisanten Lächeln, »schießt man sich im Tank ein.«

Zu guter Letzt kehrten sie in den Stasisbe-

reich zurück, wo letzte Fragen geklärt wurden. Anschließend zogen alle im Umkleidebereich ihre Schlafgewänder an, die im Wesentlichen wie gelbe Unterwäsche aus Nanostoff aussahen, und stiegen in die Tanks.

Josh's Herz klopfte aufgeregt in seiner Brust. Endlich ging es los. Beim Schließen des Gurtes zitterten seine Hände so stark, dass Schloss und Zunge klackernd aneinanderschlügen.

»Träum schön.« Mary, die in den Nachbartank stieg, schenkte ihm ein warmes Lächeln. »Wird schon schiefgehen.«

Josh grinste nervös. »Zumindest kriegen wir es nicht mit, wenn was passiert.«

Becky ging von Tank zu Tank, kontrollierte die Gurte und legte jedem eine Handgelenkmanschette an, welche die Körperfunktionen überwachte und auch verschiedene Substanzen wie Nährlösungen oder Medikamente, verabreichen konnte.

»In ein paar Sekunden werdet ihr schlafen wie ein Baby, die Narkose wirkt schnell, und es ist angenehmer, wenn man das Füllen nicht mitbekommt.«

Während Josh sich noch fragte, ob die atembare Flüssigkeit sich wie Ertrinken anfühlen würde, entfaltete das Betäubungsmittel seine Wirkung.

Schwärze umgab Josh, umarmte ihn und trug ihn schwerelos. Begriffe wie oben und unten hatten hier keine Bedeutung. Plötzlich glomm ein Licht auf – weit in der Ferne. Erst klein und kaum wahrnehmbar, nahm es stetig an Größe zu. Oder näherte es sich?

Was war es? Ein Stern in der Tiefe des Alls? Doch wo waren all die anderen Sterne?

Nein, viel kleiner. So klein, dass es direkt vor ihm schwebte. Eine Art Glühwürmchen vielleicht. Vorsichtig streckte er den Arm aus, um es mit dem Finger zu berühren.

Sein Gefühl täuschte ihn nicht, das Objekt befand sich direkt vor ihm und tauchte seinen Finger in blausilbriges Licht. In dem Moment, da er das Objekt anstupste, bemerkte er seinen Fehler. Er trieb nicht im All, sondern im Wasser. Dennoch konnte er problemlos atmen. Die Schwärze vor ihm wurde lebendig. Zähne blitzten und etwas schoss vor. Ein Anglerfisch!

Im Reflex riss Josh die Arme hoch. Das Wesen, eher ein Rochen mit Tentakeln und Zähnen, reagierte schneller und klammerte sich an sein Gesicht. In Panik zerrte Josh an dem Untier, um es herunterzureißen. Zwecklos. Es besaß eine unglaubliche Kraft und raubte ihm Sicht und Atem. Ein stechender Schmerz durchzuckte seinen Nacken, als das Wesen seine Zähne durch die Haut trieb und gierig Blut trank. Josh versuchte zu schreien, doch nichts kam heraus. Die Schwärze intensivierte sich und drohte, ihn zu zerquetschen. Plötzlich flammte grelles Licht auf.

»Josh? Josh!« Mary packte ihn an einem Arm, und weitere Hände griffen unter seine Achseln. Als Josh halb aus dem Stasistank hing, schlug ihm jemand kräftig auf den Rücken. Hustend erbrach er ein bitteres Gemisch aus Magensäure und Tankflüssigkeit, welches durch das Gitter rund um die Tanks in den Ablauf floss.

»Danke«, japste er.

»Kein Problem. Ich schlag dich gerne«, sagte Alexandru mit gleichgültiger Stimme.

Mary ging vor Josh in die Hocke und schenkte ihm einen besorgten Blick. »Alles in Ordnung?«

»Schlecht geträumt. Dachte, ich ersticke.« Erschöpft strich er sich mit der rechten Hand über die Augen, um sie von den Resten der Flüssigkeit zu befreien. »Ich dachte, mir sitzt ein Rochen oder Tintenfisch – oder was auch immer – im Gesicht und beißt mich in den Hals.« Vorsichtig betastete er die Stelle, aber die Haut war heil.

»Ich hatte auch einen Alptraum«, sagte Inga, die ebenfalls kreidebleich im halboffenen Stasistank saß und sich die blonden, nassen Haare aus dem Gesicht wischte. »Aber bei mir war's ein Vampir. Und der sah aus wie unser Kapitän.«

»Scheiße!«, fluchte Alexandru. »Erst eine Woche der Reise ist um, und schon dreht ihr durch.«

Wenn man ihn und seinen Sarkasmus nicht kannte, konnte man ihn leicht für empathielos halten. Doch Josh wusste, dass sich unter der rauhen und coolen Schale ein weicher, mitfühlender Kern verbarg. Und dass er sich vermutlich wirklich Sorgen machte.

»Wie geht's dir, Inga?«, erkundigte sich Josh, während er mit zittrigen Händen seine Armanschette vom linken Handgelenk löste.

»Fühl mich wie durchgekaut und ausgespuckt. Ich glaub, ich brauch was zu essen und trinken, das bringt meinen Kreislauf wieder in Schwung.«

»Bleibt noch kurz sitzen, ich will erst eure Gesundheitsdaten checken.« Mary ging zum Terminal gegenüber den Tanks. Ihre Finger huschten über den Touchscreen. »Die Werte haben sich verschlechtert, aber danach wieder stabilisiert, als ob ihr eine Immunreaktion oder so durchgemacht hättet. Wir sollten das auf jeden Fall im Auge behalten.«

Nach einer Mahlzeit, bestehend aus aufgetautem Obstbrei mit Haferflocken, kehrte Farbe in ihre Gesichter zurück. Anschließend absolvierten sie eine leichte Einheit am Ergometer, bei der sie problemlos die vorgegebenen Intervalle durchhielten. In jedem Fall würden sie aber den Rat der Gesundheits-KI befolgen, und erst am nächsten Tage mit Gewichtstraining beginnen.

Über die nächsten Tage besserte sich sein Zustand deutlich. Inga wirkte ebenfalls fit, wenn auch ungewöhnlich schweigsam. Immer wieder konsultierte Josh die Gesundheit-KI und sie bestätigte das, was er fühlte, nämlich eine deutliche Besserung seiner Werte. Strikt hielt sich die ganze Gruppe an den Plan und erledigte sämtliche Trainings und Arbeiten.

Die Betätigung lenkte von den Problemen und der Reise ab. Erst als sie sich wieder zu den Stasistanks begaben, überkam Josh ein mulmiges Gefühl.

War sein Infekt oder was auch immer ausgestanden? Wie würde das nächste Erwachen sein? Josh beschloss, nicht näher drüber nachzudenken und kletterte wie der Rest seines Teams in den Tank. Sie wünschten sich gegenseitig einen guten Schlaf, dann schloss Becky die Deckel.

Dichter Nebel umgab Josh. Doch da war noch etwas, verborgen im Dunst. Wartete. Lauerte. Orientierungslos irrte Josh durch das graue Nichts. Ein Geräusch erklang – ein Zischen. Erst kaum wahrnehmbar, dann immer lauter.

Panisch änderte Josh die Richtung, doch egal wohin er lief, das Zischen schwoll immer mehr an. Egal was es verursachte, es war schneller als er und kam auf ihn zu. Da machte er plötzlich einen Schemen im Grau aus. Gedrungen, langgliedrig. Auf dem Absatz fuhr er herum und lief, das laute Zischen stets hinter sich. Etwas Schweres traf ihn im Rücken und riss ihn zu Boden. Drückte seinen Kopf gegen das kalte Metall. Eine Klaue legte sich um seinen Mund und presste ihn zusammen. Luft, er brauchte Luft. Er versuchte einzuatmen, aber der Widerstand war zu groß. Ein stechender Schmerz im Nacken. Plötzlich verschwand der Druck.

Einen tiefen Atemzug später hustete er sich die Seele aus dem Leib. Speichelfäden zogen sich aus seinem Mund und tropften in die gelbliche Lösung, in der er saß.

»Immer wieder toll, was?« Im ersten Moment konnte Josh die Stimme gar nicht zuordnen und blickte sich orientierungslos um, bis er gegenüber in einem anderen Pod eine andere Person entdeckte: Mary.

»Mhm«, antwortete er und hustete erneut bis an den Rand des Erbrechens. »Fühl mich wie ausgekotzt. Noch schlimmer als beim letzten Mal.« Mit einem Bein stieg er aus dem Pod, taumelte und hielt sich mit einer Hand an der Kante fest, gerade rechtzeitig, um nicht umzufallen.

»Alles klar?«, fragte Mary besorgt.

»Alles okay, mir wurde nur kurz schwarz vor Augen.«

Alexandru trat aus der Umkleide und strich sich durchs feuchte Haar. »Geht's dir schon wieder schlecht?«

»Lass mich deine Gesundheitsdaten checken.« Mary stieg aus ihrem Pod, wischte sich notdürftig mit einem Tuch ab und tippte etwas in die Konsole. Ihr Gesicht nahm einen besorgten Ausdruck an.

»Wir waren erst zwei Tage in Stasis. Das System hat uns geweckt, weil die Werte überhaupt nicht passen und wir als Gruppe zusammen geschaltet sind. Die vorige Gruppe wurde nicht geweckt. Dein Blutdruck ist sehr niedrig, als ob du eine Menge Blut verloren hättest. Laut Konsole hat dir das System Ringerlösung zum Ausgleich injiziert. Die Blutgerinnung ist

extrem niedrig, dann sind etliche Entzündungsmarker und andere Werte in die Höhe gefahren ... Die haben sich aber nach zwei Tagen wieder stabilisiert.« Sie wandte sich wieder Josh zu. »Du siehst auch käsig wie eine Leiche aus. Bleib besser noch etwas sitzen.«

Alexandru trat zu ihr und blickte ihr über die Schulter. Nachdenklich musterte er die Bildschirme, ehe er knochentrocken feststellte: »Das Muster ist, glaub ich, ziemlich normal nach Vampirbissen.«

Mary fuhr herum und funkelte ihn angriffslustig an. »Idiot, kannst du nicht ein einziges Mal ernst sein? Vielleicht gibt es hier ein technisches oder medizinisches Problem, das uns in Gefahr bringt.«

Abwehrend hob Alexandru die Hände. »Ich sage ja nicht, dass ich das hier für die Ursache halte. Während des Biologiestudiums habe ich mich viel mit Blutsaugern beschäftigt und meine Doktorarbeit über Hämatophagie geschrieben. Bissopfer weisen ähnliche Veränderungen im Blutbild auf. Ich weiß, die moderne Welt kann mit alten Mythen nichts anfangen, aber bei uns zu Hause, in den Karpaten, geschehen Dinge, die man nicht immer wissenschaftlich erklären kann. Und genau deshalb hatte ich mich im Studium auf das Thema konzentriert: um das Unglaubliche zu belegen.« Er zuckte mit den Schultern. »Zumindest bis sie mich mit jeder Menge Credits zu der Reise überzeugten. Außerdem ist es leichter, einer neuen Welt Geheimnisse zu entreißen als einer alten.«

Mary runzelte nachdenklich die Stirn. Statt zu antworten, drehte sie sich wieder zu dem Touchscreen um. »Eine weitere, noch in Stasis befindliche Person zeigte dasselbe Muster. Es passiert regelmäßig, alle paar Tage.«

Alexandru tippte sich nachdenklich an die Nase. »Was auch immer wir an Bord haben, es muss regelmäßig fressen.«

Mary setzte eben zu einer Maßregelung an, als Becky eintrat und sie unterbrach.

»Entschuldigt die Verspätung – eigentlich wollte ich bei so einem ungeplanten Aufwachen dabei sein, aber ich wurde von einem technischen Problem aufgehalten. Ein ... Kabelbruch, nichts Tragisches.« Sie stockte kurz, als sie die Crew musterte. »Was ist euch passiert?

Ihr seht etwas mitgenommen aus.«

Mit knappen Worten erklärte ihr Mary den Sachverhalt. »Ist so was normal bei der Raumfahrt?«

»Ganz und gar nicht.« Becky schüttelte energisch den Kopf, sodass ihre braunen Locken hin und her sprangen. »Normalerweise ist alles in Ordnung, weil die medizinischen Checks im Vorfeld schon alle Probleme offenlegen. Dass jemand sich mal vor Husten übergibt, ist normal, der Körper muss sich an die Flüssigkeit in der Lunge gewöhnen, aber so starke Veränderungen der Blutwerte sind unnatürlich.«

Schritte erklangen von der Tür her. Der Kapitän trat ein. Er wirkte deutlich kraftvoller und energiegeladener als zu Beginn ihrer Reise. Josh überlegte, ob das an dem weggefallenen Stress rund um das Beladen liegen konnte oder ob er einfach die Ruhe des Flugs zu schätzen wusste.

Becky informierte den Kapitän kurz und knapp über das Problem. Wenn es ihn überraschte, so zeigte er keine Regung. Seine Miene blieb verschlossen.

»Denken Sie, dass wir hier ein Problem haben?«

Becky schüttelte den Kopf. »Ich hoffe nicht, aber es ist seltsam. Wir müssen das im Auge behalten, sonst kommen die Passagiere sehr geschwächt an.«

Alexandru trat vor und erklärte seine Sicht der Dinge.

Nun zeigte der Kapitän doch eine Reaktion – Verblüffung. »Wollen Sie damit behaupten, wir hätten Blutsauger an Bord? Einen Vampir etwa?«

»Ich meine, es könnte sein, dass wir *etwas* eingeschleppt haben. Und dass wir der Sache auf den Grund gehen sollten, bevor wir auf dem Mars ankommen«, antwortete Alexandru diplomatisch.

Zögerlich nickte der Kapitän und tauschte vielsagende Blicke mit seiner Technikerin. »Danke für Ihre Aufmerksamkeit. Wir werden überlegen, wie wir weiter vorgehen. Becky, bitte komm mit.«

Mary gab Alexandru einen kleinen Schlag auf den Hinterkopf. »Was fällt dir ein, dem Ka-

pitän Schauermärchen zu erzählen? Der hält uns jetzt für komplett bescheuert.«

Josh widersprach seiner Kollegin: »Mich beunruhigt eher, wie gefasst er das hingenommen hat. Hätte er Alexandru ausgelacht, hätte ich mir keine Sorgen gemacht, aber er wirkte eher ... alarmiert.«

»Und das zu Recht«, erwiderte Mary. »Mit hoher Wahrscheinlichkeit schleppt er etwas auf der Marskolonie ein – vielleicht einen Blutsauger, aber in jedem Fall ein paar Irre.«

»Oder beides«, warf Alexandru in unheilsvollerem Ton ein. »Und wenn wir schon bei verrückten Gedanken sind: Ich finde, er sieht selbst wie ein Vampir aus. Wie lange macht er den Job schon? Die Demeter pendelt seit fast zwanzig Jahren zwischen Erde und Mars. So lange fast allein im All ... Ich meine, es wäre kein Wunder, wenn da eine Sicherung durchbrennt.« Er tippte sich mit dem Zeigefinger der rechten Hand an die Schläfe.

»Einschleppen?« Das Wort alarmierte Josh. Mühsam hievte er sich aus dem Pod und inspierte ihn von außen.

Dahinter befanden sich rotbraune verkrustete Flecken auf dem Metallgitter. »Ist das Blut?«

Auch unter einer Abdeckung klebte etwas davon. Der graue Lack war an dieser Stelle zerkratzt, als hätte man die Abdeckung aufgehebelt. Mit den Fingern versuchte Alexandru, die Klappe zu öffnen, jedoch ohne Erfolg. »Hat jemand etwas Spitzes, Hartes da?«

Mary lief zum Erste-Hilfe-Kasten und holte eine Schere heraus.

»Probier's damit.«

Dankend nahm Josh diese entgegen, öffnete sie und hebelte mit einer Seite die Abdeckung auf. Darunter befanden sich Schläuche, alle mit getrocknetem Blut besudelt. Die meisten wurden von Klemmen an Ort und Stelle gehalten, jedoch einer stand geknickt hervor. Er rieb mit seinem feuchten Handtuch darüber, und ein paar Löcher kamen zum Vorschein.

»Scheiße, sieht aus, als hätte die wer angebissen.«

Mary ging neben ihm in die Knie. »Du hast recht. Irgendetwas muss da unter den Pod gekrabbelt sein.«

»Und dann wieder raus und hat die Verblendung zugemacht, oder was?« Alexandru schüttelte den Kopf. »Ich glaube, das war eine Person.«

»Oder ein kleines Tier, das von unten rein ist, wo auch die Schläuche herkommen. Eine Ratte oder so was«, beharrte Mary. »Was katastrophal wäre.«

»Und die hat dann genau während der Blutabnahme zugeschlagen? Der Schlauch wird danach gespült.« Dennoch prüfte Alexandru den Bereich, in dem die Schläuche verschwanden.

»Was sollte sie hier auch sonst fressen? Außer Drähten und Metall gibt's hier nichts«, zischte Mary aggressiv.

Josh hob beschwichtigend die Hände. »Egal was es ist, wir sollten es finden. Es ist eine Gefahr für uns und alle anderen Passagiere. Und auch wenn es nur eine Maus ist – wir sollten kein Tier auf dem Mars einschleppen.«

»Fuck, da hast du auf jeden Fall recht.« Alexandru lehnte die Klappe wieder an. »Wo ist eigentlich Inga? Sollte sie nicht auch mit uns geweckt werden?« Irritiert blickten sie zu Ingas Pod, der nach wie vor geschlossen war. Aschfahl lag sie in der Flüssigkeit. Auch hinter ihrem Pod klebte Blut.

»Ich glaube, da stimmt was nicht.« Marys Stimme klang besorgt. Rasch lief sie zu der Konsole und tippte darauf herum. »Kein Lebenszeichen.«

Josh stockte der Atem. »Hoffentlich nur eine Fehlfunktion. Mary, lauf zu Becky, hol Hilfe. Checkt alle Daten, auch die der anderen Gruppen. Alexandru und ich sehen uns im Lagerraum um. Wenn es wirklich eine Ratte oder ein anderes Tier war, dann haben wir sie höchstwahrscheinlich mit den Erdcontainern eingeschleppt. Los, wir haben keine Zeit zu verlieren.«

Mary nickte und lief los.

Joshs Eingeweide krampften. Der mögliche Tod der Freundin lastete schwer auf ihm. Sollten sie ein Tier an Bord gebracht haben, ging der auf ihr Konto, ganz zu schweigen von den juristischen Konsequenzen.

Das Licht ging automatisch an, als sie die Tür zum Lagerraum passierten. Josh stieß sich

von der Wand ab und schwebte an den nächsten Gitterkasten voller Kisten, zog sich an den Stangen entlang und stieß sich wieder ab. Alexandru tat es ihm gleich.

Als sie schließlich ihre Box mit den Kisten voller Erde erreichten, entriegelten sie die Tür.

»Die Verschlüsse sehen gut aus«, stellte Alexandru zufrieden fest. Gemeinsam untersuchten sie die Behältnisse auf Löcher, fanden aber keine.

»Damit sind wir als Schuldige raus.« Josh stieß erleichtert Luft aus.

»Nicht ganz. Sieh mal hier.« Mit dem Finger deutete er in die Luft vor ihnen. Kleine Erdbrocken und Staub schwebten im Raum. Auch unterhalb der Abdeckplatten befand sich einiges an Debris.

Josh lief es heiß-kalt über den Rücken. »Scheiße. Dann sollten wir die Kisten aufmachen und nachsehen.«

»Ich glaube, das ist nicht nötig.« Eine helle, bekannte Stimme erklang hinter ihnen. Josh konnte seinen Ohren nicht trauen – Inga! Deutlich bleicher als sonst, aber lebendig. Sie schwebte vom Eingang her in ihre Richtung.

Alexandru fand als erster die Fassung wieder. »Du lebst? Wir dachten, du seist tot!«

Inga winkte lächelnd ab. »Nur ein paar kaputte Messinstrumente. Irgendwie hat die Datenübertragung nicht geklappt. Kommt, gehen wir zu den anderen.«

Josh und Alexandru schauten sich unschlüssig an und Alexandru ergriff die Initiative: »Wenn wir schon hier sind, sollten wir einen Blick in die Boxen werfen.«

Ein Schatten huschte über Ingas Gesicht, kurz und kaum wahrnehmbar. Mit betont freundlicher Stimme antwortete sie: »Lasst die Kiste zu und kommt mit. Becky erwartet euch in der Krankenstation, um euch nochmal durchzuchecken. Alle machen sich Sorgen.«

»Noch nicht.« Entschlossen drehte sich Josh um und öffnete die Verriegelung der Kiste, um welche die Erdklumpen schwebten. Vorsichtig hoben sie den Deckel an. Der Anblick verschlug ihm die Sprache. Alexandru prallte entsetzt zurück und würgte. Vor ihnen lag Inga. Nackt, blass, mit blutunterlaufenen Stellen und verdreht, aber eindeutig Inga.

»Was zur Hölle ...«

»Ich habe euch gewarnt.« Inga schwebte näher, ohne sich abzustoßen. Josh fragte sich, wie zur Hölle sie das machte.

»Wieso bist du hier drin und da draußen?« Josh verstand die Welt nicht mehr.

Inga lächelte, wobei ihre Zähne wuchsen, bis sie spitz über die Lippen ragten.

Alexandrus Gesichtsausdruck wechselte zwischen Entsetzen und Begeisterung. »Es ist wirklich ein Vampir! Unglaublich, da musste ich erst in den Weltraum fliegen, um einen zu finden!«

Josh schüttelte ungläubig den Kopf.

Alexandru packte ihn an den Schultern. »Verstehst du nicht? Sie können die Form anderer Menschen annehmen und so unentdeckt mitten unter uns leben.«

»Kluges Bürschchen«, bestätigte Inga. »Ich hab eure Freundin bestochen, damit in der Erde etwas geschmuggelt werden kann. Sie hatte aber keine Ahnung was.«

»Deshalb haben die Detektoren nichts Lebendiges angezeigt!«

»Richtig. Eigentlich war nicht geplant, dass sie die Kiste aufmacht, aber sie war so neugierig ... Egal, sie hat ihren Zweck erfüllt. Hätte ich es direkt versucht, wäre ich bei den medizinischen Checks aufgefallen.«

Inga – oder das, was aussah wie Inga – kam immer näher.

Wieder krampften Joshs Eingeweide vor Angst. »Ich möchte deine Plauderei nur ungern unterbrechen, Alexandru, aber wir sollten von hier abhauen.«

Alexandrus Blick klärte sich. »In den Wohnbereich! Dort herrscht sonnenähnliche UV-Strahlung, das sollte es aufhalten.« Mit beiden Beinen stieß Josh sich von der Box ab, von dem Vampir weg, auf die Seite der Halle. Alexandru tat es ihm gleich, aber in die andere Richtung.

Das Wesen war schneller. Es erwischte seinen Knöchel und zog ihn zu sich heran.

»Scheiße Josh, hilf mir!«, brüllte Alexandru panisch.

Da schlug der Vampir die Zähne in seinen Unterschenkel. Alexandru schrie wie am Spieß. Inga lachte mit blutverschmiertem Mund und schwang ihr Opfer einmal im Kreis, sodass sein

Kopf hart an die Gitterstäbe schlug. Das metallische Geräusch konnte das Knacken seiner Knochen nicht übertönen. Der Kopf stand in einen unnatürlichen Winkel zum restlichen Körper, der Schädel war deformiert, die Augen weit aufgerissen und der Schrei verstummt. Blut quoll aus der Wunde und schwebte in wabernden Kugeln durch die Schwerelosigkeit. Grinsend saugte Inga eine davon ein, wobei ihre Lippen einen Kussmund formten.

In Panik floh Josh zurück zum Ausgang, verfolgt von dem höhnischen Lachen des Vampirs.

Die Gänge erschienen in der Schwerelosigkeit endlos – wie ein Traum, in dem man flieht, aber nicht von der Stelle kommt. Endlich erreichte er den Mittelteil und stieg von dort in den Wohnbereich ab. Sein Herz schlug bis zum Hals, und seine feuchten Hände drohten, an dem Metall abzurutschen. Erst als er in den Aufenthaltsbereich kam und sich unter den UV-Lampen in Sicherheit wähnte, hielt er inne. Mit zittrigen Händen drückte er auf das Comlink und schrie: »Alle, die wach sind, sofort in den Wohnbereich kommen. Es ist etwas an Bord.«

Mary kam aus Richtung der Stasistanks gelaufen, ebenso Becky. »Was ist los? Hast du Inga gesehen? Ihr Tank ist plötzlich leer.«

Josh nickte. »Ja, sie ist tot. Alexandru ebenso.«

»Was zur Hölle redest du?« Verdattert starrte Mary ihn an. »Wenn das ein Scherz sein soll, dann ist er nicht lustig.«

»Kein Scherz. Jemand – etwas – hat sie getötet.«

»Josh ist leider durchgedreht. Wahrscheinlich hat er die Stasis nicht vertragen.« Alexandru stand im Gang, der in den Technikbereich führte.

»Alexandru?« Mary blickte von einem Kollegen zum anderen. »Josh, erklär mir das.«

»Er ... er ist ein Vampir.« Josh kam sich selbst wie ein Idiot vor, als er es sagte, aber genau das hatte er gesehen. Glaubte er zumindest.

Genervt stampfte Mary auf. »Jetzt hab' ich aber echt genug von euren Späßen!«

»Kein Spaß. Josh dreht durch. Komm, ich bring dich zu Inga, sie wird dir das gleiche sagen.« Mit der Hand bedeutete Alexandru ihr,

ihm zu folgen.

»Mary, bitte glaub mir«, jammerte Josh. »Das ist nicht Alexandru, der Vampir kann die Erscheinungsform anderer Personen annehmen.«

Mary machte Anstalten, zu Alexandru zu gehen, aber Becky hielt sie zurück.

»Da stimmt was nicht. Hier passiert zu viel Seltsames. Die Systeme spielen verrückt, die Schäden sehen wie Sabotage aus, vielleicht, um uns von den eigentlichen Vorgängen abzulenken. Und ehrlich gesagt ... ich glaube an solche Wesen.«

Fassungslos starrte Mary die Technikerin an. »Ist das dein Ernst?«

Josh kam ein Gedanke. »Alexandru, komm doch her, lass uns das hier klären.«

»Wenn du meinst.« Langsam näherte sich der Biologe, leicht geduckt, wie ein Raubtier, das sich an seine Beute anpirscht. Auch Mary schien dies instinktiv zu spüren. Denn sie wich ein paar Schritte in den Raum zurück, bis sie schließlich mit einem Bein gegen das Sofa stieß.

Alexandru zögerte kurz und blickte zu den Deckenlampen. Er tastete vorsichtig nach der Konsole neben der Tür, welche auch zur Steuerung der Beleuchtung diente. Josh packte ein metallenes Tablett, das am Sofatisch neben einem halbvollen Wasserglas stand und reflektierte das Licht der UV-Strahler auf Alexandrus Hand. Das Gewebe reagierte sofort und begann zu qualmen. Mit einem Schmerzensschrei zog Alexandru seinen Arm zurück. Für einen Moment schien seine Gestalt zu flackern und offenbarte vor ihnen eine gedrungene, bleiche Kreatur mit rot unterlaufenen Augen. Doch der Augenblick verging. Es roch nach verbranntem Fleisch.

»Das werdet ihr büßen! Ich kriege euch alle! Jeden Einzelnen werde ich zerfetzen und euer Blut trinken.« Mehr noch als sein hassverzerrtes Gesicht ängstigte Josh die tiefe, gutturale Stimme des Wesens.

»Wie ...? Ich verstehe nicht.«

Mary machte mehrere fruchtlose Versuche, etwas zu sagen. Doch sie konnte den Mund nur nutzlos öffnen und schließen. Alexandru verzog spöttisch das Gesicht.

»Ihr Menschen seid so dumm. Denkt alles zu wissen, wisst jedoch so wenig. Dein Freund hat recht, ich bin ein Vampir. Wozu noch Spielchen spielen. Ich werde die Beleuchtung deaktivieren und dann hole ich mir einen nach dem anderen.«

Alexandrus Form begann sich aufzulösen. Seine Gliedmaßen wuchsen, lang und sehnig, bedeckt von bleicher, ledriger Haut. Auf dem kahlen grauen Schädel saß kein Haar mehr, dafür ragten zwei lange Fangzähne aus dem Mund des Wesens. »Seht eurem Tod ins Gesicht.«

»Wenn wir alle tot sind, wirst du ewig im Weltraum gefangen sein«, stammelte Josh, nachdem er den ersten Schrecken überwunden hatte.

Gutturales Gelächter hallte von den Wänden wider. Der Vampir tippte sich an die Stirn.

»Werde ich nicht. Wenn ich mir einen von euch einverleibe, verzehre ich nicht nur das Blut, sondern auch die Seele und das Wissen. Wenn ich mit euch fertig bin, kann ich das Schiff selbst zum Mars steuern, und dort beginnt der Spaß dann erst so richtig. Vor allem, wenn ich noch ein paar der Schlafenden in meine Diener verwandle.«

»Aber warum?«, flüsterte Josh.

»Weil ihr unsere alte Welt zerstört!«, fauchte das Wesen hasserfüllt. »Wir sind nur noch wenige, und unser Einfluss schwindet. Ich bin es leid, in den Schatten zu wandeln, deshalb zerstöre ich eure neue Welt. Oder unterwerfe sie, ich bin mir noch nicht sicher. Dort ist nichts, was mir Einhalt gebieten kann.«

Mit einem Zischen öffnete sich die Schleuse des zweiten Cockpits, und der Kapitän trat heraus.

»Nein! Gehen sie zurück.« Marys Stimme überschlug sich.

Das Wesen starrte den Neuankömmling sichtlich überrascht an und fauchte böse. Doch der Kapitän ließ sich dadurch keineswegs aus der Ruhe bringen.

»Überraschend. Ich hatte mich schon gefragt, wann es mal so weit sein würde, aber nicht gedacht, dass es mal einer so weit schafft.« Cunningham schüttelte nachdenklich den Kopf. »So weit weg von zu Hause, von den deinen. Mich wundert, dass du nicht längst zu

Staub zerfallen bist. Die alte Magie der Erde wirkt hier draußen nicht.«

»Hab Muttererde mitgebracht«, knurrte der Vampir.

»Ah, sehr weise. Der Transport von Erde und Biomasse ist eine gute Tarnung – wirklich schlau.« Er machte eine kurze Pause, ehe er weitersprach. »Du weißt, was ich bin?«

Unvermittelt schoss der Vampir vor und schlug nach Cunninghams Kehle. Mary stieß einen Schreckensschrei aus. Der alte Mann reagierte zu langsam, die Pranke der Bestie traf ihn am Schädel. Polternd schlug er gegen die Wand und sank zu Boden.

»Hab ich dich, du Missgeburt!«, zischte der Vampir böse.

Josh traute seinen Augen nicht. Der Kapitän erhob sich und klopfte sich demonstrativ den Staub von den Schultern. Fauchend griff der Vampir erneut an. Behände schritt Cunningham zur Seite, packte seinerseits den Vampir an der Gurgel und presste ihn an die Wand.

»Ich bin hier stärker als auf der Erde, weißt du? Die Stimmen der Alten, die uns gemacht haben, durchtränken den Kosmos wie die Hintergrundstrahlung. *Sie* geben mir die Kraft, *sie* sprechen mit mir. Hab sie schon auf der Erde gehört, aber hier ist alles so viel klarer. Mit *euch* haben sie nie gesprochen, oder?« Er lachte leise. »Wozu auch? Was bringt es, einem tollwütigen Hund etwas zu sagen. Ihr denkt, *ihr* seid die Krone der Schöpfung, dabei seid *ihr* nur ein Relikt, eine zum Aussterben verdammt Spezies.«

Cunningham intensivierte den Druck und der Vampir wand sich unter Schmerzen. Er schlug nach dem alten Mann und fügte ihm einen Kratzer quer über das Gesicht zu, den dieser aber ignorierte, als kenne er keine Schmerzen. Erneut schlug der Blutsauger zu und bohrte Cunningham eine der langen Klauen ins Auge, doch dieser schien es gar nicht zu bemerken. Ein Glühen erfasste den Vampir, der in blinder Agonie brüllte. Erst leicht, dann immer greller, bis er schließlich in einem Lichtblitz zu Staub zerfiel.

Josh bedeckte zum Schutz seine Augen. Als er sie wieder öffnen konnte, sah der Kapitän jünger aus, stärker, beinahe, als würde er von

innen heraus strahlen. Die Wunde in seinem Gesicht war verschwunden.

Verächtlich blickte Cunningham auf den Staubhaufen zu seinen Füßen und kam dann näher.

Josh wich zurück und stellte sich schützend vor Mary. »Wer – oder was sind Sie?«

»Ein Vampir.« Ohne zu zögern trat der Kapitän unter das UV-Licht, das ihm nichts anzuhaben schien. Im Gegenteil, er schien es zu genießen.

»Ein ... ein Vampir?« Nun war Josh endgültig verwirrt.

»Ja, aber kein Bluttrinker. Eine Art ... nennen wir es Energievampir. Eine Art Weiterentwicklung. Evolution – das sollten Sie verstehen.«

Josh nickte, ohne zu begreifen.

»Wir sind die Nachfolger der alten Vampire, wir können Lebensenergie nehmen, ohne Blut trinken zu müssen. Der ganze Splatter ist nur was für diese Neandertaler. Wir konsumieren die Lebensessenz direkt.«

»Werden ... Werden sie uns jetzt töten?« Mary klang dem Wahnsinn nahe.

Der Kapitän schüttelte den Kopf und lächelte milde. »Nein, so was mache ich nicht. Brauche ich auch nicht. Ich habe gerade so viel Energie aufgenommen, das könnt ihr euch nicht vorstellen. Außerdem ist das All so voller Strahlung, dass keiner von uns Nahrung benötigt.«

»Haben Sie keine Angst, dass wir etwas verraten könnten?«, fragte Josh.

Der Kapitän wurde ernst und blickte ihnen fest in die Augen.

»Wem solltet ihr was erzählen? Niemand würde euch glauben – außer bereits Eingeweihte. Auf der Erde sind wir unseren Vorfahren leider körperlich unterlegen, und sie versuchten jeden von uns auszulöschen. Also haben wir mit der Regierung ein Abkommen geschlossen. Was glaubt ihr, wer die Marskolonie errichtet hat? Wer hätte diesen Flug überleben und dann noch harte Arbeit verrichten können?«

Als er Joshs ungläubigen Blick sah, musste er erneut lachen. »Was dachtet ihr denn? Dass die Existenz von Vampiren niemals auffallen würde? Wenn ihr wüsstet, was es noch alles

gibt ...« Er machte eine abweisende Handbewegung. »Na, auf jeden Fall war der Deal, dass wir Schutz bekommen und ein paar von uns im Gegenzug der Menschheit ins All verhelfen. Und bevor ihr fragt – ja, auf dem Mars sind noch mehr Energievampire. Keine Angst, auch die kommen dort prima ohne zusätzliche Nahrung zurecht. Die meisten von uns sind recht nett, wenn man sie leben lässt. Oder Becky?«

Die Technikerin grinste zustimmend. »Das stimmt. Ich bin ein Mensch, und der Kapitän hat mir seit mehreren Raumfahrten noch kein Haar gekrümmt.« Sie legte Josh und Mary tröstend die Hände auf die Schultern. »Es tut uns ehrlich leid um eure Freunde – auch wenn Inga den ganzen Schlamassel verursacht hat. Zumindest haben wir die Gefahr nun gebannt. Entschuldigt mich, ich muss mich nun um die Stasistanks kümmern und bei Bedarf weitere

Schläuche wechseln.«

»Und ich sehe nach den sterblichen Überresten eurer Kameraden – nicht, dass sie wiederkommen, ihr versteht?« Damit machte der Kapitän kehrt und verschwand in Richtung der Leiter in den Mittelteil.

»Ich muss das erst mal verdauen.« Mary vergrub ihr Gesicht in ihren Händen und schluchzte.

Josh legte seinen Arm schützend um ihre Schultern, und sie klammerte sich an ihn. Die Welt, die hinter ihnen lag, hatte sich durch die Ereignisse verändert. Gleichzeitig freute er sich darauf, eine neue in all ihren Facetten zu erkunden.

~ ~ ~

© Text: Florian Krenn | Erstveröffentlichung

Zwei Reisende,  
zwei verfeindete Magier,  
ein Ziel: ein magisches Buch

Egilmar und Mena werden unabhängig voneinander entsandt, um dem bösen Hexer Aripin ein Buch zu entwenden. Während Mena zielstrebig ist, wirkt Egilmar auf sie naiv, und sie beschließt, ihn für ihre Zwecke auszunutzen.

Bald schon hegt Mena Zweifel an den Absichten ihres Herren, dem Zauberer Ratmar. Ist es wirklich weise, sich mit dem Feind zu verbünden, oder steckt hinter Ratmars Drängen ein viel größeres Geheimnis, und Mena ist auch für ihn nur Mittel zum Zweck?



KAI FOCKE

## WIE MAN EINEN BESTSELLER ABSTAUBT

Cornelius, im Kollegium »Mister Spätschicht« genannt, hatte seine Helferinnen verabschiedet und auf der Station klar Schiff gemacht. »Die lange Nacht der Blutspende« war zu Ende; im Laborkeller des Klinikums konnte das Samstagsritual beginnen.

Gegen halb drei betrat Oliver die Station durch den Seiteneingang. Zeitgleich fischte Cornelius einen Plastikbeutel mit der Aufschrift »B minus« aus dem Kühlfach. Ein kurzer Augenkontakt, dann flog der Beutel über die Krankenliegen quer durch den Raum. Oliver fing ihn lässig mit links und entfernte die Verschlusskappe. Er hielt den Beutel schräg über seinen Kopf und ließ sich, wie bei einer griechischen Weinkaraffe, den in einem dünnen Strahl herauslaufenden Inhalt gekonnt in den Mund fließen. Wie immer grenzte es an ein Wunder, dass nicht ein einziger Tropfen auf seinen schneeweißen Maßanzug fiel.

Die beiden lachten. Zwar waren sie, im wahrsten Sinne des Wortes, seit einer halben Ewigkeit befreundet, doch hätten sie verschiedener nicht sein können. Während sich der zur Hypochondrie neigende Mediziner ausschließlich auf geprüfte Konservennahrung beschränkte, durchstreifte der Bonvivant die Bars und Diskotheken, wo er vom Lebenssaft unbekümmerter, mit Alkohol oder Drogen vollgepumpter Nachtschwärmer kostete.

Oliver unterhielt – im Gegensatz zu Cornelius – auch Kontakt zu Sterblichen, vor allem zu den Partygängern der städtischen High Society, wie der Skandaljournalistin Bettina Dafuq, dem Modedesigner René de Calan oder dem Softwareunternehmer Mike Zellert.

»Du wirst nie erraten, wer mir vorhin im ›Tech Noir‹ zwischen die Fangzähne gekommen ist und welche Infos ich aufsaugen konnte.«

Cornelius kommentierte den schlechten Wortwitz mit einem Naserümpfen, rückte die

Hornbrille, deren Gläser an Böden von Colaflaschen erinnerten, zurecht und blickte sein Gegenüber fragend an.

»A-nas-ta-si-a«, betonte Oliver jede einzelne Silbe, »ist Prokuristin beim ›Auktionshaus Gellert & Partner‹. Dort werden am übernächsten Mittwoch rumänische Antiquitäten des 18. und 19. Jahrhunderts versteigert.«

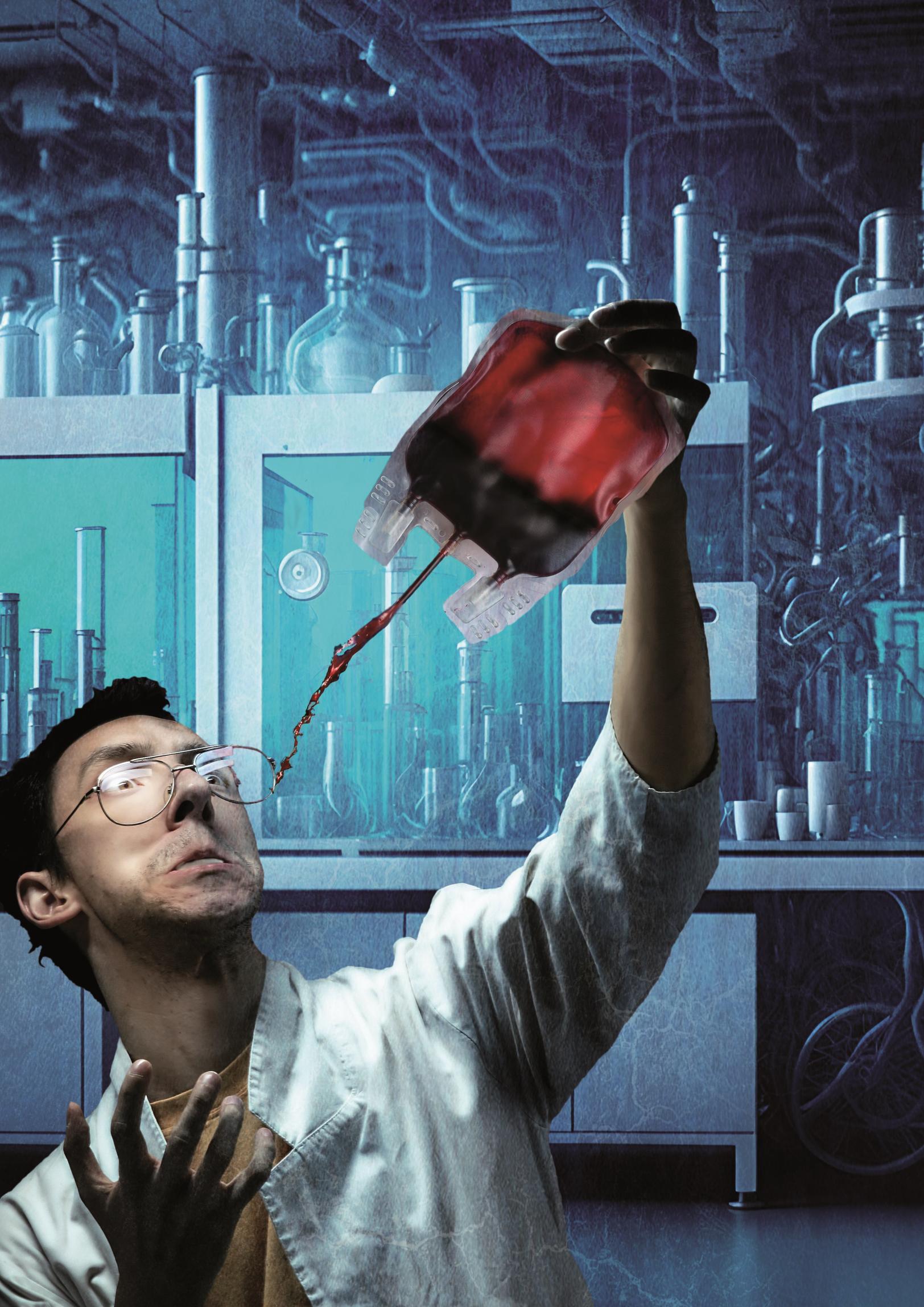
Jetzt zog Cornelius die Brauen derart hoch, dass die Augen ernsthaft Gefahr liefen herauszufallen. Wollte Oliver, der seine wenigen, woher auch immer stammenden Euros vollständig für teure Klamotten und leichte Mädchen ausgab, unter die Kunstsammler gehen? Die Barschaft des ewigen Pleitegeiers reichte nicht einmal für die heruntergekommene Mietskaserne am Stadtrand. Nein, der Bonvivant übertrugte im Bretterverschlag einer Lagerbox, deren wöchentliche Gebühr er noch dazu im Voraus begleichen musste.

»Unter den Auktionsgegenständen befindet sich ein handgeschriebenes Buch mit Ledereinband und aufgetragenem Schildwappen. Die linke Seite des Wappens ziert ein abnehmender Silbermond auf blauem Grund. Darüber befindet sich eine achtzackige, goldene Sonne; rechts daneben sieben, abwechselnd in rot und gelb gehaltene Querstreifen.«

»Das Herrschaftswappen von Vlad III. ...«, entfuhr es Cornelius.

»... besser bekannt als Dracula«, ergänzte Oliver triumphierend. »Der Schmöker muss sein legendäres Vermächtnis sein.«

Cornelius strich sich durch das dünne Haupthaar und nickte nachdenklich. Dracula, der mächtigste aller Vampirfürsten. Er besaß nicht nur übernatürliche Stärke und Schnelligkeit, er konnte auch wie eine Eidechse an glatten Wänden emporlaufen und die Gestalt eines Wolfes oder einer Fledermaus annehmen. Den menschlichen Geist las er wie ein Buch. Er war



fähig, diesen zu brechen und zu beherrschen. Die Macht heutiger Untoter verdiente dagegen bestenfalls die Bezeichnung jämmerlich. Einen Menschen durch Geisteskraft zu manipulieren, gelang nur Wenigen – und wenn, dann einzig und allein bei äußerst willensschwachen Zeitgenossen. Auch physisch spielten die meisten Vampire dieser Tage lediglich in der Amateurliga der Schönwetterjogger.

»Wir müssen das Vermächtnis in unseren Besitz bringen, bevor es zwischen andere lebende oder untote Finger gerät.«

Diesmal war es Oliver, der nickte.

»Nur wie?«, überlegte Cornelius. »Selbst, wenn wir beide zusammenwerfen, dürfte es gerade für den Versteigerungskatalog reichen.«

»Ganz einfach: Wir beobachten, wer den Zuschlag bekommt und nehmen ihm das Buch ab.«

»Zu einfach gedacht! Was, wenn es nach der Auktion in einem Banktresor landet? Oder ein anonymes Bieter per Telefon den Zuschlag erhält und es irgendwohin verschwindet? Oder wenn es sich einer der alten Vampire unter den Nagel reißt? Nein, wir müssen vor der Auktion zuschlagen! Damit bleiben uns knapp zwei Wochen zum Handeln.«

»Klingt vernünftig – nur hab' ich keine Ahnung, wie wir das anstellen sollen.«

»Du wirst dich Anastasia nicht nur zum Trinken an den Hals werfen, sondern alles über das Auktionshaus in Erfahrung bringen. Wo werden die Exponate gelagert? Gib es ein Alarmsystem? Welcher Sicherheitsdienst ist dort tätig? Gerade in diesem Gewerbe bessern viele ihr Gehalt durch Blut- oder Plasmaspenden auf. Mit ein bisschen Glück arbeitet dort auch einer unserer Kunden, den ich dann zur Kontrolluntersuchung einladen könnte. Unter vier Augen und mit den richtigen Stimulanzen ließe sich bestimmt einiges in Erfahrung bringen.«

Nachdem sich Oliver verabschiedet und auf den Weg zur Lagerbox gemacht hatte, kehrte auch Cornelius dem Labor den Rücken. Zwar unterhielt er eine kleine Souterrainwohnung im Stadtzentrum, doch wenn es – wie heute –

früh wurde, übertagte er im stillgelegten Heizungskeller des Klinikums. Vor ein paar Jahren waren sämtliche Gebäudeteile an das Fernwärmenetz angeschlossen worden, und der fensterlose Raum diente fortan als Archiv. Seitdem befand sich hinter dem letzten, prall mit Aktenordnern gefüllten Regal eine Ausweichruhestätte. Bevor Cornelius der traumlose Schlaf der Untoten übermannte, sinnierte er hier über den Sinn des Unlebens und die Geschichte seiner Spezies.

Vom Anbeginn der Zeit waren Vampire dem Homo sapiens überlegen und bildeten das tatsächliche Ende der Nahrungskette. Sowohl die Ausbreitung als auch die technische Evolution des Menschen führten allerdings zu einer schleichenden Machtverschiebung, die in der spätmittelalterlichen Inquisition ihren Wendepunkt fand: Die Jäger wurden zu Gejagten. Glücklicherweise mündete der Strom der geistigen Entwicklung im 18. Jahrhundert in die Aufklärung, welche alle nicht rational ergründbaren Phänomene in das Reich der Mythen und Legenden verbannte. Vampire galten, neben Feen und Drachen, von da an als Hirngespinnste. Selbst eindeutige Hinweise auf ihre Existenz wurden entweder bewusst ignoriert oder wegdiskutiert: Es konnte nicht sein, was nicht sein durfte. Zweifellos hätte ohne diese allumfassende Verwissenschaftlichung die finale Ausrottung der Vampire unmittelbar bevorgestanden: Tagsüber waren sie wehrlose Opfer, und selbst des Nachts wäre ein offener Kampf gegen Menschen fatal gewesen. Denn Kämpfe wurden nicht wie in früheren Zeiten mit Fackeln und Heugabeln ausgetragen, sondern mit den Waffen der Moderne.

Dieses hauchdünne, die Wahrheit verschleiernde Tuch drohte in der letzten Dekade des 19. Jahrhunderts zu zerreißen, als ein von der eigenen Macht berauschter walachischer Vampirfürst eine Seereise nach England unternahm. Seine dortigen Machenschaften rückten die Existenz der Untoten dem Licht der Öffentlichkeit wieder empfindlich nahe. Der Dank, dass die Bedrohung abgewendet werden konnte, gebührte einem ebenso aufmerksamen wie kreativen englischen Vampir.

Scharfsichtig erkannte er die Gefahr und diktierte kurzerhand dem ahnungslosen Bram Stoker den Fantasie-Roman »Dracula« in die Feder. Die Geschehnisse wurden damit subtil in das Reich der Phantastik verschoben. »Dracula«, bis heute ein Bestseller, nötigte die Eingeweihten zum Schweigen: Wer die Existenz von Vampiren ernsthaft bejahte, galt als verrückt und wurde in der nächsten Nervenheilanstalt von seinem Irrtum überzeugt.

Die Romantisierung Draculas, wie er von nun an auch unter ihresgleichen genannt wurde, hatte die Entdeckung und Auslöschung der Untoten abgewendet, wenngleich sich die Konsequenzen seiner Vernichtung als gravierend erweisen sollten. Der größte aller Vampirfürsten war nicht nur ein grausamer Tyrann, sondern vor allem ein brillanter Lehrmeister gewesen, der seine Fähigkeiten und Kenntnisse an junge Vampire weitergegeben hatte. Zwar existierten neben Dracula noch andere Fürsten, doch weilten diese seit der Inquisition zurückgezogen in abgeschiedenen Burgen oder Dörfern.

Sein Vermächtnis, dachte Cornelius, bevor die Tagstarre ihm das Bewusstsein nahm, könnte allen Vampiren zugutekommen und die Weltordnung revolutionieren. Oder zwei von ihnen sehr, sehr mächtig machen ...

Am folgenden Samstag trafen sich die Freunde und steckten die untoten Köpfe zusammen. Sowohl Anastasia als auch Gustav Kleindienst, stolzer Träger der silbernen Spendernadel und langjähriger Personaldisponent für »Schloss und Riegel«, hatten sich unter dem Einfluss eines Psychopharmaka-Cocktails äußerst kooperativ gezeigt. Cornelius kannte die Vor-Ort-Zeiten des Sicherheitsdienstes und konnte einen Grundriss des Gebäudes anfertigen, in welchem Oliver den Lagerplatz der transsilvanischen Auktionsgegenstände markierte. Nun brüteten beide über den auf zwei aneinandergestellten Krankenliegen ausgebreiteten Unterlagen.

»Der Kasten ist zu gut gesichert: massives Mauerwerk, das zwei Weltkriege überstanden hat, vergitterte Fenster im Keller und

Erdgeschoss sowie faustdicke Stahltüren am Vorder- und Hintereingang.« Cornelius seufzte und wandte sich vom Plan ab. »Was nützt es uns überhaupt zu wissen, wann der Wachdienst das Auktionshaus anfährt? Wir müssten uns in Fledermäuse verwandeln und durch den Schornstein fliegen, um da reinzukommen.«

»Fledermäuse? Eine Amsel auf Wohnungssuche würde reichen«, kicherte Oliver und blickte vergnügt zu seinem Freund. Dieser sah ihn an, als hätte er das Blut einer ganzen Abiturklasse auf Abschlussfahrt in Amsterdam intus.

»Ich habe dir ein winziges Detail verschwiegen. Als Überraschung«, erklärte Oliver. »Anastasia ist tierisch sexy – und genauso vergesslich. Sie arbeitet gelegentlich am Wochenende und hat dabei schon mehrmals ihren Büroschlüssel daheim liegen lassen. Abgefüllt mit ›Veuve Clicquot‹ habe ich von ihr erfahren, dass sie deshalb den Ersatzschlüssel der Hintertür im Innenhof deponiert hat. In einem unbewohnten Vogelkasten.«

Cornelius schüttelte den Kopf: »Das gibt's doch nur im Film und in schlechten Kurzgeschichten.«

»Am Mittwoch«, fuhr Oliver fort, »wird der Wachdienst um drei seinen Rundgang abgeschlossen haben. Die nächste Patrouille kommt um fünf Uhr fünfzehn. Sonnenaufgang ist laut Wetterdienst um kurz vor sechs. Somit bleiben gut zwei Stunden für den Einbruch. Als Fluchtauto werden wir uns einen Lieferwagen mit lichtgeschützter Ladefläche mieten. Selbst wenn es mit der Rückfahrt knapp werden sollte, können wir den Wagen irgendwo abstellen und dort übertagen.«

Cornelius kratzte sich am Hinterkopf und schwieg eine Weile. Schließlich nickte er zufrieden. »Ich werde den Lieferwagen besorgen und dich am Mittwoch um zwei Uhr bei der Lagerbox abholen. Sei pünktlich und denk daran, dunkle Sachen anzuziehen, die dich nicht behindern. Wenn alles glatt läuft, werden wir in derselben Nacht mit Draculas Vermächtnis aus dem Auktionshaus spazieren.«

»Was soll schon passieren?«, fragte Oliver und lachte. »Bei der Planung kann gar nichts schiefgehen.«

Drei Tage später.

»Verdammt Scheiße!«, fluchte Oliver. Gerade noch rechtzeitig hatte er die Tür hinter sich zugeworfen und notdürftig mit seinem Schraubendreher verkeilt. Sekunden später schlugen Tatzen gegen die provisorische Barrikade. Ein ohrenbetäubendes Kläffen, das Zerberus zu Ehren gereicht hätte, drang zu ihm in das Treppenhaus. Der Dobermann übertönte sogar die Rufe der ihm folgenden Wachleute. Wer hätte ahnen können, dass die Männer von »Schloss und Riegel« eine halbe Stunde zu früh hier aufkreuzen würden? Noch dazu mit einem scharfen Köter! Hatte sich Gustav Kleindienst mit den Dienstplänen vertan?

Egal! Er nutzte den knappen Vorsprung, um zu Cornelius aufzuschließen. Dieser stand wie paralysiert an der Tür zum Hinterhof und presste mit beiden Händen ein großformatiges Buch an seine Brust. Oliver öffnete die Tür und verschaffte sich rasch einen Überblick: Noch war die Luft rein. Beherzt griff er seinen Kompanion und zog ihn hinter sich her, den leerstehenden Lagerhäusern auf der anderen Seite des Hofes entgegen. Dort angekommen folgten sie einem schmalen Durchgang, der am anderen Ende lediglich mit ein paar losen Brettern versperrt war. Schnell überwand die Vampire das Hindernis und befanden sich auf einer spärlich beleuchteten Straße am Rande des Gewerbegebiets.

Während sich Oliver vergewisserte, dass sie die Verfolger abgehängt hatten (praktischerweise waren Vampire geruchlos und hinterließen keine Fährten), begann Cornelius zu klagen: »Den Lieferwagen können wir als Zuflucht vergessen: Bevor wir den erreichen, wird es dort von Polizisten nur so wimmeln.« Wie um seine Worte lautmalerisch zu unterstreichen, erklang in der Ferne ein Martinshorn.

»Wo sollen wir jetzt übertagen? Die Lagerhäuser werden sie als erstes durchsuchen.«

»In der Nebenstraße«, keuchte Oliver, »habe ich Müllcontainer vor den Eingängen gesehen. Wir werden danach zwar riechen wie Kanalaratten, doch sicher wird dort keiner nach uns wühlen.«

»Denk mal nach«, jammerte Cornelius angewidert. »Warum stehen die Container an der Straße? Weil sie in ein paar Stunden geleert werden. Wenn ich schon bei Sonnenaufgang zu Staub zerfalle, dann bitte nicht auf einer Müllkippe!«

»Warum bin ich nicht früher darauf gekommen?« Oliver schlug sich mit der Hand vor die Stirn – ungewollt heftig, wie sein Gesichtsausdruck verriet.

»Dass wir bei Sonnenschein zu Staub zerfallen?«, fragte Cornelius sichtlich verwirrt.

»Nein, auf die Rettung! Komm, wir müssen uns beeilen!«

»Geschafft!«, frohlockte Oliver schnaufend, während sich hinter ihm die Fahrstuhlüren schlossen.

»Wo sind wir?«, japste Cornelius und ließ sich nach dem gefühlten Marathon völlig entkräftet auf eine veritable Couch fallen.

»Du befindest dich im ›Pussy-Tower‹. Eigentlich sind im Gewerbegebiet keine Privatwohnungen erlaubt, doch wenn du Eigentümer eines Bürogebäudes bist, kannst du – wie mein Freund Mike Zellert – auch ein Penthouse daraufsetzen. Und da der gute Mike ständig geschäftlich unterwegs ist, darf ich unterdessen den Palast zum Abschleppen meiner One-Bite-Stands verwenden. Sauna, Swimmingpool, natürlich auch ein Himmelbett, in dem man zu zehnt eine Orgie feiern könnte. Und der Clou: Die Ostseite ist, wie du siehst, eine einzige rahmenlose Panoramafrent aus Glas. Da kann man bei gutem Wetter den Sternenhimmel bewundern. Du glaubst gar nicht, wie die Pussys darauf abfahren.«

Cornelius beäugte die gläserne Wand kritisch. »Gut, dass die Jalousie unten ist«, stellte er fest. Er bevorzugte fensterlose Räume. »Ich hoffe, die bleibt unten.«

»Ich übertage hier nicht zum ersten Mal. Die Zeitschaltung der Jalousie habe ich deaktiviert. Sie wird sich keinen Millimeter bewegen. Und Mike kommt erst übermorgen aus Manila zurück. Wir sind hier absolut sicher.«

Beide spürten den nahenden Sonnenaufgang. Es blieb nicht mehr viel Zeit, bevor sie

in Tagstarre fielen. Oliver schleppte sich zum Lesesessel, während Cornelius die Couch in Beschlag nahm.

»Ich wünsche dir einen guten Tag«, gähnte Cornelius. »Morgen spät schauen wir uns in aller Ruhe Draculas Vermächtnis an.«

Die ersten Strahlen der Morgensonne tauchten die Stadt in ein warmes Orange, als Mike seinen 911er knirschend auf dem geschotterten Parkplatz zum Stehen brachte. Durch den Jetlag fühlte er sich müde und aufgedreht zugleich. Er wusste nicht, ob er sich mehr auf sein Bett oder die Hantelbank freuen sollte.

Ein Luxusproblem, ging es ihm durch den Kopf. Nach der unerwarteten Absage seines letzten Besprechungstermins musste er froh und dankbar sein, dass der Rückflug von Manila kurzfristig hatte umgebucht werden können. Die Auftragsvergabe für das Softwaretool würde sich verzögern, aber immerhin bescherte ihm dies zwei freie Tage und ein wenig Entspannung.

Während er das Handgepäck aus dem Kofferraum nahm, blickte er zum Penthouse hinauf. War die Schaltuhr schon wieder kaputt? Die Jalousie hätte längst hochfahren müssen. Verärgert zog er sein Mobiltelefon aus dem Jackett, tippte einen Befehl in die neue SmartHome-App und schritt danach zufrieden zum Außenfahrstuhl.

Als die Türen zur Seite glitten, schaute Mike blinzeln in das sonnendurchflutete Wohnzimmer. Er würde gleich eine Kanne Kaffee aufsetzen, sich auf die Couch fläzen und das Panorama der langsam zum Leben erwachenden Stadt genießen. Später könnte er Oliver anrufen und ihn zu einer Abendpartie Backgammon einladen. Schmunzelnd überlegte er, ob der nachtaktive Bonvivant in der Zwischenzeit wieder irgendwelche Bräute hierher abgeschleppt hatte.

Plötzlich stutzte er. Auf der Couch lag ein blauer Trainingskombi, auf dem Lesesessel ein dunkler Freizeitanzug. Die Kleidungsstücke bedeckte eine dicke Staubschicht. Verdutzt stellte Mike den Handkoffer ab und sah sich weiter um. Erst jetzt bemerkte er zwei fremde

Paar Schuhe sowie ein großes, in Leder gebundenes Buch, das neben dem Lesesessel lag. Er hob es auf, blies den Staub weg und blätterte ein wenig darin herum. Die handschriftlichen Aufzeichnungen waren in einer ihm unbekannt Sprache verfasst.

Er würde mit Oliver reden müssen – und mit seiner Putzfrau, die hier vorgestern hätte feucht durchwischen und abstauben sollen.

### *Epilog*

Mike konnte es nicht begreifen: Oliver war verschwunden. Er reagierte weder auf Mailbox-Nachrichten, noch auf E-Mails. Selbst eine Vermisstenanzeige bei der Polizei blieb erfolglos. Er war einfach fort – wie weggeblasen.

Aus Neugierde ließ Mike schließlich das seltsame, in Latein geschriebene Buch übersetzen. Das Ergebnis überraschte ihn, denn es entpuppte sich als eine phantastische Vampirgeschichte in Tagebuchform. Die Übersetzung übergab er schließlich an eine befreundete, bis dato wenig beachteten Verlegerin.

Nach dem Erscheinen knüpfte »Draculas Vermächtnis« innerhalb weniger Wochen an die Erfolge von »Interview mit einem Vampir« und »Brennen muss Salem« an. Der Bestseller sanierte den Verlag und rief bei jungen, alten, aber vor allem bei uralten Lesern wahre Begeisterungstürme hervor.

~ ~ ~

© Text: Kai Focke | Wiederveröffentlichung

Der Text wurde erstveröffentlicht in:

Siefener, M./Norten, E./Fieberg, A. (Hrsg.)  
*daedalus: Der Story-Reader für Phantastik, Nr. 13*  
p.machinery, Winnert, Mai 2022, S. 40-45  
Taschenbuch, 76 Seiten  
ISBN: 978-3-95765-281-2

Der Text wurde für die Wiederveröffentlichung geringfügig überarbeitet

FREDERIC BRAKE

## LANNISTERS SEHNSUCHT

**A**tmen zu müssen, vermisste Peter Lannister in solchen Momenten nicht im Geringsten. Der Gestank nach Urin, der unweigerlich die Pubs der Nebenstraßen umhauchte, konnte jemanden mit Bedarf nach Atemluft sicherlich an den Rand einer Ohnmacht bringen.

Der Inspector des Scotland Yard zog sich noch tiefer in den Schatten des unbeleuchteten Durchlasses zwischen zwei Häusern zurück, als sich Schritte näherten. Sie hallten auf dem Kopfsteinpflaster der Straße und verrieten Lannisters empfindlichen Ohren, dass einer der Absätze der das Geräusch verursachenden Damenstiefel dringend eine Reparatur benötigte. Peter sog etwas Luft durch die Nase. Schwach legte sich ein Duft billigen Parfums über den Urindunst. Lannister entspannte sich. Die herannahende Dame war nicht die Person, derentwegen er in diese erbärmliche Gegend Londons gekommen war.

»*Sie sind der beste ... Mann für diese Aufgabe*«, zitierte er Commissioner Thacklewaite in Gedanken. Die Pause, die dem Wort *Mann* vorausgegangen war, hatte es nicht weniger abwertend klingen lassen. Der Commissioner machte keinen Hehl daraus, dass er dem Befehl Königin Victorias, der es Lannister ermöglichte, weiter im Dienst des Yards zu stehen, nur widerwillig nachkam. Obwohl oder vielleicht gerade weil der Inspector und der Commissioner viele Jahre zusammengearbeitet hatten. Seit Lannister den Ring genommen und sein Dasein als Mensch gegen das Unsein eines Vampirs getauscht hatte, ließ ihn Thacklewaite nur noch Verachtung spüren.

Es schmerzte Peter, dass der Eid daran nichts änderte. Dieser Schwur verlangte, nur Blut aus freiwilligen Spenden zu trinken. Der Generalverdacht, der hinter der Haltung hervorschimerte, ließ ihn manchmal zweifeln,

ob er die richtige Entscheidung getroffen hatte.

Entweder den Ring nehmen oder den unausweichlichen und grauenhaften Tod, verursacht durch den Tumor in seiner Leiste, erleiden. Seine Gedanken spiralsierten an dieser Stelle immer wieder um seine Tochter und was aus ihr werden würde, sollte er sie nicht mehr versorgen können. Behinderte Menschen wie sie hatten in der Gesellschaft keinen Platz, sie hatten keinen Wert. Würde er nicht mehr für ihren Unterhalt aufkommen, würde man sie zu ihrem eigenen Besten »entsorgen«. So lautete der offizielle Terminus.

Peter hörte ein Zischen. Die Wut auf das unmenschliche Wohlfahrtssystem hatte seine Selbstkontrolle erodieren lassen. Schnell bemühte er sich, wieder ein menschliches Aussehen anzunehmen. Das Menschsein aufzugeben betraf alle Aspekte, auch die körperlichen. Etwas, das er seinem deutschen Freund Georg Graf von Frankenberg niemals würde erzählen können. Peter wünschte so sehr, der alte Beamte des Amtes für außergewöhnliche Auffälligkeiten würde seinem Beispiel folgen und den Ring nehmen. Nicht nur, weil der Eid Lannister band, nichts über die Verwandlung preiszugeben. Peter wollte seinen Freund nicht an den Tod verlieren. Doch Frankenberg alterte schnell, der Tod machte ihm bereits den Hof. Man konnte es spüren, riechen, schmecken. Blutgeruch, aus jeder Pore eines Menschen hervorquellend, war für einen Vampir zugleich Qual und Verlockung. Bei Frankenberg war er mit dem Gestank des Verfalls durchsetzt.

Doch die Integrität des Grafen ließ ihn den Gedanken nicht ertragen, zu einem der Wesen zu werden, die zu jagen seine Berufung war. »Peter, so tot kann ich mich gar nicht fühlen«, hatte der Graf bei ihrem letzten Zusammentreffen gesagt, auf seinen Stock gestützt und ihn durch sein Monokel im Auge betrachtend,



»dass ich untot werden wollen würde.«

»Und was genau stößt Sie daran so sehr ab, Georg?«, hatte Lannister gefragt. Viel schärfer als beabsichtigt.

»Die Vorstellung, kein Mensch mehr zu sein«, hatte Frankenberg trotzig geantwortet.

»Bin ich denn kein Mensch mehr?«, hatte Peter gefragt und an sich heruntergeschaut. Er hatte den eindringlichen Blick Frankenbergs auf sich gespürt. Lange.

»Sie sind mein Freund. Und darum gestatten Sie mir eine Frage. Bitte antworten Sie nicht spontan sondern bei unserem nächsten Treffen«, hatte der Graf schließlich erwidert.

»Wie lautet die Frage?«

»Wie lange, glauben Sie, werden Sie noch wie ein Mensch fühlen?«

Die Frage hallte jetzt wieder in Peter nach, und seine Gedanken glitten zurück zu dem Tag, als er den Ring nehmen und den Schwur hatte leisten dürfen. Vlad selber, und nur er, konnte ihm den Schwur abnehmen und die Verwandlung vollziehen.

»Mit diesem Eid schwörst du, niemals Blut zu trinken, das nicht freiwillig gegeben wurde. Du beeidest, niemals Blut direkt aus einem lebenden Körper zu nehmen. Du gelobst, niemals aus Durst nach Blut zu verletzen oder zu töten. Schwörst du, Peter Lannister?«

Die Worte Vlads hatten sich in sein Gedächtnis gebrannt. Sie waren der Garant für das Koexistieren von Menschen und Vampiren. Sie waren heilig. Es gab Abweichler. Natürlich. Die Strafe konnte sie nicht davon abhalten, ihren niederen Instinkten nachzugeben. Wurden sie entdeckt, folgte die Bestrafung sehr öffentlichkeitswirksam. Man fesselte sie bei Nacht mit Eisenketten an die Säule auf dem Trafalgar Square und überließ sie dem Sonnenlicht.

Peter schauderte. Er hatte einmal das Pech gehabt, von einem kleinen Bündel Sonnenlicht auf nackter Haut berührt zu werden, trotz aller Vorsicht. Eines Tages würde er vielleicht ins Licht gehen müssen. Doch dieser Tag lag noch in weiter Ferne. Viel weiter, als wenn der Tumor gesiegt hätte.

Das eiskalte Gefühl, als der Arzt Peter sein Todesurteil verkündet hatte, das Bewusstsein,

dass sein Tod auch den seiner Tochter bedeuten würde, hatte ihn alles daransetzen lassen, ein Kind Vlads zu werden. Egal, was er dafür aufgeben musste.

»Du kannst mich mal, du dämliche Missgeburt«, brüllte jemand vor der Gasse.

Peter drängte mühsam seine dunklen Grübeleien zurück und spannte sich an. Er schob sich so weit vor, dass er auf die Straße schauen konnte.

Ein Betrunkener taumelte auf den Rauschmeißer des Pubs zu, um wiederum in den Dreck gestoßen zu werden, kaum dass er die erste Stufe zum Wirtshaus betreten hatte.

»Hau ab!«, grollte der bullige Türsteher, betrachtete den Störenfried voller Verachtung und ging in den Pub zurück.

Der Hinausgeworfene bemühte sich vergeblich darum aufzustehen. Schließlich gab er es auf und kroch auf allen Vieren von der Straße und weiter auf dem Bürgersteig.

Mit Bestürzung erkannte der Yard-Inspector, dass die Krabbelei den Mann zu der Gasse führen würde, die er sich als Beobachtungsposten ausgesucht hatte. Er bückte sich und ließ seine Fänge hervorschnellen, als der Betrunkene den Abzweig erreichte.

»Lauf!«, sagte er, mehr knurrend als sprechend.

Der Mann sah mit alkoholmüden Augen zu ihm auf. Peter roch den Branntwein, das billige Parfum von vorhin und die sterbende Leber.

»Verzieh dich!«, schnauzte er den Trunkenbold an.

Der erschrak, kam taumelnd auf die Beine. Er wollte sich herumwerfen und weglaufen, verhedderte sich in seinem Gehrock und prallte gegen die Hauswand. Er stöhnte vor Schmerz. Blut rann aus seiner Nase.

Rotes, warmes Blut. Wohlriechendes Blut. Lebendiges Blut. Peter machte einen zögernden Schritt auf den zusammengesackten Mann zu. Das Blut verteilte sich auf dem vergilbten Hemd. Das Licht der Gaslaternen ließ es braun aussehen. Für Peter funkelte es. Er spürte, dass sein menschliches Aussehen mit jedem neuen Schwall aus der Nase des Betrunkenen weiter zurückwich. Seine vampirischen Instinkte

ließen ihn immer mehr von dem köstlichen Aroma einsaugen.

»Du. Sollst ... Gehen!« Er brüllte das letzte Wort.

Mit aller Willensstärke drehte er sich von dem bedauernswerten Menschen weg und zog sich tiefer in die Gasse zurück. Er grub seine Klauen tief in die Handballen. Der Schmerz half. Er legte einen Arm vors Gesicht. Der Blutduft ließ nach. Undeutlich hörte er die Fluchtgeräusche seines Beinahe-Opfers. Langsam drängte sich sein Menschsein wieder nach vorne und mit ihm sein gewohntes Äußeres.

Er lehnte sich gegen eine Hauswand. Ohne Atmung, die man bewusst einsetzen konnte, um den Herzschlag zu beruhigen, den es nicht mehr gab, dauerte es lange, bis er sich vollständig gefasst hatte. So dicht hatte er noch nie am Abgrund gestanden.

Frankenbergs Frage dröhnte plötzlich mit voller Wucht durch seinen Geist. Um ein Haar hätte Peter den Eid gebrochen. Der Schwur diente nicht nur dazu, Vlads Geheimnisse zu schützen. Er schützte auch die Ringträger davor, zu den Bestien zu werden, als die sie insgeheim noch bei vielen Menschen galten.

»Ich brauche dringend Nahrung«, flüsterte er. Dieser vermaledeite Fall hinderte ihn Woche für Woche daran, sich eine der Spenden zu holen. Und warum sollte er sich auch länger mit den kümmerlichen Almosen zufriedengeben, wenn es doch zuhauf Menschen wie diesen Trunkenbold gab, die es nicht besser verdienten?

Warum nicht selbst jagen und sich holen, was er brauchte?

Ekel und Entsetzen überschwemmten ihn.

Die Welle der Emotionen zeigten ihm, dass er immer noch wesentlich mehr Mensch war als alles andere, mit Emotionen, Hoffnungen und Träumen. Solange er sich selbst anwidern konnte, hatte er sein Menschsein noch inne. Zumindest so lange der Gedanke, für Blut zu töten, Abscheu und nicht Verlockung hervorrief.

»Niemals!«, stieß er hervor. Niemals würde er dem Verlangen nachgeben. Er schlug mit der Faust so heftig gegen die Mauer, dass einige Steinsplitter davonspritzten.

Vorsichtig spähte er aus der Gasse heraus. Die Straße lag verlassen und stinkend vor ihm. Ein zartvioletter Hauch zeigte sich am Himmel. Es wurde Zeit für ihn, seinen Posten zu verlassen und in die Sicherheit seiner Wohnung zurückzukehren, bevor die aufgehende Sonne die Dunkelheit wieder einmal besiegte.

Auf dem Weg nach Hause, bewusst die sich belebenden Hauptstraßen meidend, dachte er noch einmal über die Vorkommnisse der Nacht nach. Irgendwann würde seine Tochter sterben und ihn damit seiner wichtigsten Aufgabe entheben. Und Frankenbergs restliche Lebenszeit bemaß sich in Jahren, nicht mehr in Jahrzehnten. Wenn er den Ring nicht nahm, bliebe Peter niemand mehr, der ihn als Mensch gekannt hatte. Er spürte, dass mit dem Tod dieser Menschen sein Menschsein sterben würde. Dann musste er sich entscheiden: Schatten oder Licht.

~ ~ ~

© Text: Frederic Brake |  
Erstveröffentlichung

SIEBENBÜRGEN ...

EIN BRIEF?  
DAS IST  
UNMÖGLICH.

RADU IST TOT.  
VLADISLAS HAT IHN  
ERMORDEN LASSEN.

# Der Brief eines Toten

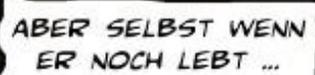
Story & Art: DETLEF KLEWER - KRITZELKUNST

NEIN, HÖR ZU ...

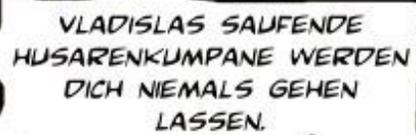
ER SCHREIBT: ...

*Komm zu mir,  
Geliebte. Ich warte  
auf dich!*

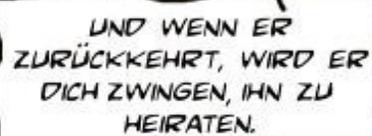




ABER SELBST WENN  
ER NOCH LEBT ...



VLADISLAS SAUFENDE  
HUSARENKUMPANE WERDEN  
DICH NIEMALS GEHEN  
LASSEN.



UND WENN ER  
ZURÜCKKEHRT, WIRD ER  
DICH ZWINGEN, IHN ZU  
HEIRATEN.



VLADISLAS WEIß  
NICHT ALLES ... RADU  
HAT MICH BESUCHT UND  
MIR EIN GESCHENK  
MITGEBRACHT ...



KOMM MIT MIR ...  
ICH ZEIGE ES DIR ...



OH, MEIN GOTT!  
SIE SIND ALLE TOT!  
WER HAT DAS GETAN?





ICH HABE SIE  
GETÖTET ...

ICH SAGTE DOCH,  
RADU HAT MIR EIN  
GESCHENK MITGEBRACHT ...

UND NUN FLIEGE ICH  
ZU MEINEM GELIEBTEN.  
WILLST DU MICH  
BEGLEITEN?



JA!



## NICOLE HOBUSCH

# WASTELAND



Da hinten steckt wieder einer fest.«  
Gabriel deutet vage nach rechts.  
»Wieso werden die so dumm?«

»Sie sind nicht dümmer als vorher.« Ich wedle mit der Hand ein paar Fliegen vor meinem Gesichtsfeld beiseite. »Ekelhafte Viecher.«

»Bei ›dumm‹ gebe ich dir recht, aber ekelhaft werden sie erst nach ihrer Erkrankung.«

»Nein, die Fliegen.« Ich streiche mir eine Strähne aus der Stirn. »Im Ernst, wieso haben die überlebt? Was haben sie für eine Funktion?«

»Aufräum-Truppe der Natur. Aasfresser.« Gabriel zuckt mit den Schultern. »Krankheitsüberträger. Nervensägen.«

»Besserwisser«, murme ich und bleibe stehen. Meine Füße schwimmen geradezu in den Stiefeln. Es ist viel zu heiß. »Wollen wir wenigstens mal einen Blick drauf werfen?«

Gabriel sieht mich mit zur Schau gestellter Empörung an. »Auf den Fleischklops?«

Ich verdrehe die Augen. »Ja. Vielleicht kann man da noch was rausholen.«

Er rümpft die zierliche Nase. »Jetzt bist du ekelhaft.«

»Ich bin pragmatisch. Wir laufen ununterbrochen, seit mehr als fünfzig Nächten, und wenn wir nicht bald ...«

»Cecilia«, fällt er mir ins Wort, »wir haben beschlossen, das nie wieder zu tun. Wie tief sollen wir noch sinken?«

Ich lächle ermutigend. »Wir schauen ihn uns nur an. Nichts weiter.«

Er stöhnt. »Na gut. Nur schauen.«

»Klar.« Ich grinse. »Du kannst mir trauen, weißt du doch.«

»Das ist ja das Problem.« Er beäugt mich, als ich die Richtung wechsle. »Ich traue dir nicht, aber ich traue dir alles zu.«

Wind kommt auf, weht uns entgegen. Heiße Luft, die das Atmen erschwert, als würde man

einen gigantischen Föhn auf uns richten. Ein Potpourri diverser Gerüche kitzelt in der Nase.

Gabriel würgt übertrieben.

Ich übersehe es großmütig. Ich habe für seine Sperenzchen keine Zeit, ich muss mich konzentrieren. Der Gestank ist bestialisch. Flach atmen, sparsam atmen, am besten gar nicht atmen. Gabriel hat recht. Fleischklöpfe sind ekelhaft, da lässt sich nichts beschönigen. Und dieses spezielle Exemplar steckt in der Misere, wortwörtlich, und zwar in einem Loch. Eine Art Treibsand umklammert ihn bis zur Hüfte. Die Nordsee war schon tückisch, als es hier noch Wasser gab. Der ausgetrocknete Meeresboden ist nicht minder gefährlich, merkwürdig plattgebügelt von der Gluthitze. Er wirkt fest, aber an einigen Stellen lauern Sandbänke, die alles verschlingen. Ansonsten ist hier nichts. Keine Pflanzen, keine Überreste von Behausungen. Ab und zu Felsen und undefinierbare Gebilde. Dort vorne könnte Treibholz liegen. Oder sind es die Reste eines Wracks?

»Ich weiß nicht, was fürchterlicher stinkt - der da oder der Tümpel«, presst Gabriel hervor und hält sich mit spitzen Fingern die Nase zu.

»Tja ...« Ich reiße meinen Blick von seinen schwarzen Fingernägeln los, mache einen Schritt zurück und betrachte die Lage. »Wie ist er da nur reingeraten?«

Als hätte er uns erst jetzt bemerkt, wendet der Kamerad vor uns den Kopf und schaut suchend in unsere Richtung. Kaum noch vorhandenes Haar, ein Loch, wo mal die Nase war, ein Augapfel, der in seiner Höhle kreiselt.

»Er ist gelaufen, Cecilia, gelaufen. Einen Fuß vor den anderen, das können sie ja noch«, näselte Gabriel.

Ich gehe in die Hocke, bis ich auf Höhe des ausdruckslosen Auges bin.

»Ein Mann«, gebe ich fachmännisch von mir. »Überreste einer Uniform. Seine Erkrankung



liegt noch nicht so lange zurück. Das Gehirn ist beschädigt.«

Mit dem Zeigefinger tippe ich ihm vor die Stirn. Knurrendes Geifern kommt als Antwort, dann schnappt er ruckartig nach mir.

»Aber, aber«, säusele ich. »Wir sind wohl ein wenig ausgehungert, nicht wahr? Hey, da können wir einen Club gründen. Was hältst du davon, Gabriel? Wollen wir ihn mitnehmen?«

Gabriels Gesichtsausdruck spricht Bände. »Wir hatten eine Vereinbarung.«

»Wir dürfen nicht wählerisch sein.«

»Ich hole ihn nicht da raus.«

»Meine Güte.« Ich richte mich auf, fasse meine Haare zusammen und drille sie zu einem strammen Knoten. Sie sind von Schweiß und Staub so verklebt, dass sie von alleine halten. »Alles muss man selbst machen.«

Mit einem maßregelnden Blick in Gabriels Richtung umrunde ich den Tümpel, bis ich hinter dem stehe, was mal ein Mensch gewesen war. Ich greife unter seine Arme und ziehe.

»Pass auf, dass du ihn nicht zerreißt«, sagt Gabriel und verzieht das Gesicht, als eine unmissverständliche Gestankwolke emporsteigt. »Wenn er die Beine verliert, musst du ihn tragen.«

»Ich bin keine Anfängerin.« Besonnenes Ruckeln, sanftes Ziehen, dann ein sparsam dosiertes Rupfen, und schon ist er frei.

»Ha!«, rufe ich triumphierend und packe ihn in einer Art Klammergriff von hinten um den Hals.

»Pass auf mit dem Kopf, der wackelt«, sagt Gabriel. Er greift in seinen Rucksack und wirft mir das Seil zu.

Ich wickle es dem Fleischklops wie eine Schlinge um den Hals, dann unter den Armen hindurch und einmal um die Brust.

»Prima.« Ein sanftes Ziehen als letzter Test. »Lass uns weitergehen.«

»Und wohin?« Gabriel zeigt um sich. »Wir sind hier in the middle of fucking nowhere.«

»Uuh, er spricht Englisch.« Ich lache und marschiere voran. Der Fleischklops setzt sich an der Leine brav in Bewegung und trottet mir wie ein plumpes Hündchen hinterher.

»Wo willst du hin?« Mit zwei langen Schrit-

ten ist Gabriel neben mir. »Es wird in vier Stunden hell. Ich wiederhole: Wo willst du hin?«

»Du sagst es, es sind noch vier Stunden.« Ich zucke mit den Schultern. »Wir finden was. Zur Not bauen wir uns eine Höhle.«

»Bauen uns eine Höhle«, öffnet er mich nach. »Wir müssen ins Landesinnere, oder hast du vor, das komplette Meer zu durchwandern?«

»Das Meer gibt es nicht mehr.«

Gabriel seufzt und schüttelt den Kopf. »Im Ernst. Die Pest, die spanische Grippe, Erster, Zweiter und Dritter Weltkrieg, die Klimakatastrophe, die Flut, das Massensterben, die Mutationen ... Habe ich was vergessen?«

»Vielleicht noch die diversen Pandemien? Die Sonneneruptionen? Die Hitzewellen?« Ich zucke mit den Schultern. »Keine Ahnung. Worauf willst du hinaus?«

»Wir machen all das mit – und wofür? Um jetzt live beim Weltuntergang dabei zu sein?«

»Die Welt geht nicht unter, die ist noch ein paar Milliarden Jahre da.« Ich lächle. »Ihre Bewohner sind nur anders. Die sind ...«

Er packt meine Schulter. »Still!«

Mit einem gezielten Tritt halte ich mir mein knurrendes Anhängsel vom Leibe. »Was?«

Gabriel hebt den Zeigefinger und legt den Kopf schief. »Da!« Seine Augen glitzern. »Hörst du das? Stimmen! Menschen!«

Ich schüttele ihn ab. »Bist du sicher?«

»Ja!« Mit einem Mal wirkt er so lebendig wie ewig nicht. »Bist du taub?«

Ich schubse den Fleischklops energisch zurück, als er Anstalten macht, meinen Knöchel anzuknabbern. »Dann los! Worauf warten wir?«

»Er ist zu langsam.« Er mustert den Fleischklops wie ein Metzger, der ein Schwein begutachtet. »Du wolltest ihn mitnehmen, also musst du ihn tragen.«

Ich stöhne genervt. »Wenn er mich beißt, werde ich sauer.«

»Mach schon.« Gabriel hampelt von einem Fuß auf den anderen. »Sonst verlieren wir sie.«

»Als ob sie so schnell wären.« Ich packe meine schlammige, knurrende Fracht und werfe sie mir kurzerhand über die Schulter. Als ich mich umdrehe, ist Gabriel bereits etwa hundert Meter vor mir.

»Verfluchter ...« Ich schlucke meine Beschimpfung herunter und renne los.

Es ist ein berauschendes Gefühl. Menschen, echte Menschen! Wann sind wir den letzten begegnet?

Als ich Gabriel eingeholt habe, höre ich es auch. Drei oder vier Stimmen.

Gabriel stoppt so abrupt, dass ich ins Stolpern komme.

»Sie haben eine Hütte«, sagt er. »Das wird ja immer besser!«

Sein Ton ist euphorisch; ich bekomme glatt Sorge, er könne gleich juchzen. Hilfe, wer bist du?

»Kannst du hören, dass sie in einer Hütte sitzen?«

»Nein, dumme Nuss, ich sehe es.« Er deutet in die Dunkelheit vor uns.

Ich setze den Fleischklops ab und trete neben ihn. Jetzt erkenne ich die Umrisse einer zusammengezimmerten Unterkunft.

Beim Näherkommen ist es weniger eine Hütte als eine Bretterbude, erbaut aus Treibholz. Egal. Es wird uns hoffentlich vor der sengenden Gluthitze des Tages schützen.

Wir betrachten die Tür. Irgendwie rührend. Fehlen nur der Briefkasten und eine Fußmatte.

»Was?«, fragt Gabriel. »Suchst du die Klingel?«

Ohne meine Antwort abzuwarten, klopft er und öffnet.

Drei Männer fahren herum, eine Frau schreckt von einer Liege hoch. Alle verstummen und starren uns an. Ich kann es ihnen nicht verübeln. Ich wäre ebenfalls verwundert, wenn mitten in der Nacht jemand in einer verlassen, lebensfeindlichen Gegend an meine Tür klopfen würde. Zusätzlich wird der Fleischklops an meiner Leine in dem Moment munter und will sich an mir vorbeiquetschen.

»Hi«, sage ich und winke ins Hütteninnere, während ich ihn mit dem Fuß wieder zurückdränge. »Wir wollten nicht stören, wir waren nur gerade in der Gegend und dachten, wir sagen mal Hallo.«

»Äh«, antwortet einer der Männer.

Ich würde ihn »den Bärtigen« nennen, doch so sehen sie allesamt aus: Extrem haarig und

schmuddelig. Es riecht nach Schmutz und Schweiß. Ich versuche, es zu ignorieren. Ich benötige meine Aufmerksamkeit zur Selbstkontrolle. Da ist dieses Geräusch. Es überlagert alles. Ein dröhnendes, rhythmisches Wummern, das sich in meinen Kopf bohrt, meine Kauflächen zum Vibrieren bringt und meine Knie zum Zittern.

»Mach, dass sie uns einladen«, presst Gabriel hervor.

»Ist ein bisschen zugig hier draußen«, sage ich hastig. »Seid so nett und lasst uns rein.«

Niemand reagiert.

Gabriel wimmert.

»Hier ist ein Fleischklops, der uns verfolgt«, versuche ich es erneut. »Äh ... Hilfe?«

»Das ist ein Erkrankter«, sagt einer der Männer und steht auf. Er greift nach einem Messer. »Eine Gefahr für uns alle. Und er verfolgt euch nicht, du hältst ihn an einer Leine. Wer seid ihr? Zwei Teenager, so weit draußen ...«

»Oh, wir sind älter, als wir aussehen.« Ich schaue Gabriel an. »Wir sind Durchreisende. Mein Name ist Cecilia, das ist Gabriel. Wir sind Geschwister. Zwillinge. Ich bin die Ältere. Zwei Minuten, aber immerhin. Also, wie sieht's aus, wollt ihr uns jetzt ...«

»Ladet. Uns. Ein«, kommandiert Gabriel mit Grabesstimme.

Der Blick des Mannes wird glasig. »Kommt herein.«

»So geht's natürlich auch«, sage ich, binde den Fleischklops draußen an der Tür fest und schließe sie. Er ist hörbar missgestimmt.

»So geht das nicht«, sagt Gabriel. »Er reißt die ganze Hütte ab. Du musst ihn woanders festmachen.«

»Wieso ich?«

»Er ist dein Haustier.«

Ich seufze tief, sehe ihn an, dann die anderen Menschen – und kapituliere. »Na gut. Wehe, du fängst ohne mich an.«

Mit einem letzten misstrauischen Blick in seine Richtung verlasse ich die Hütte, gehe ein Stück mit dem Fleischklops im Schlepp, nehme das Seil und schlinge es mehrfach um einen Felsbrocken.

Voller Vorfreude schubse ich schließlich die Tür auf – und bleibe wie erstarrt stehen.

»Gabriel!«

Er wirbelt herum, den Mund zu einem Grinsen verzerrt, die Eckzähne wie auf dem Präsentierteller dargeboten. Überall ist Blut. Auf seinem Gesicht, seinem Hoodie, seiner Hose, sogar auf seinen Stiefeln. Und natürlich auch auf dem Boden, dem Tisch, der Liege, dem einzelnen Stuhl, den Wänden. Bis zur Decke.

»Wie zum Teufel hast du das angestellt?« Ich sehe mich um, teils fassungslos, teils so wütend, dass ich am liebsten heulen würde wie ein Wolf. »Viermal die Hauptschlagader getroffen, oder was?«

Er wischt sich über den Mund und verteilt das Blut noch mehr. »Nein, zweimal. Die beiden da drüben sind bloß betäubt.«

»Oh.« Schlagartig bin ich besänftigt. »Das ist aber nett von dir.«

Er lächelt, und tief in meiner Brust entzündet sich ein Funke Geschwisterliebe.

Mit zwei Schritten bin ich bei der Frau auf der provisorischen Liege, ziehe sie an den Haaren hoch und beiße in ihren Hals.

»Halt! Stopp. Stopp.«

Es flackert, dann erhellt gleißendes Licht die dystopische Welt. Staub flimmert und legt sich auf die Pappmaschee-Felsen.

Ich richte mich auf, wische mir über den Mund und blinze geblendet.

»Alter, kann der mal das Licht ausmachen? Ich wird' noch blind.« Gabriel verzieht das Gesicht. »Der geht mir echt so auf die ...«

»Nein, nein.« Ein rotwangiger Mann steht umständlich auf, stützt dabei die Hände auf die pummligen Knie. Seine Weste spannt am Bauch, doch der Knopf verrichtet wacker seinen Dienst.

Er tupft sich mit einem karierten Taschentuch über die Glatze. »Nein, nein, also, das ist alles Mist. Das erträgt ja keiner, was die da machen.« Ein Wedeln mit dem Tuch in Richtung der Frau neben ihm. »Finden Sie nicht auch, Frau Meck?«

Besagte Frau Meck zuckt mit den Schultern. »Ich sehe in erster Linie viel Kunstblut. Die Bühne ist sehr alt, was ist mit Flecken?«

»Menschenverachtend«, schnauft der Dickliche. »Was soll das eigentlich? Vampire in einer Dystopie? Und Zombies? Sollen *das* Zombies sein? Die reden außerdem viel zu flapsig. Wollen Sie sarkastisch sein? Und wo ist da die Prämisse? Was wollen Sie uns überhaupt sagen? Ich sehe da nur Logikfehler!« Erneutes Schnaufen. »Dieses Stück wird nicht aufgeführt. Nicht in meinem Theater. So ein Humbug!«

Ich verdrehe die Augen und stöhne auf. Irgendwo hinter uns rumpelt es, als Ole, unser Fleischklops, umständlich auf die Knie kommt.

»Und die Schauspieler! Nein. Also. Nein. Das sollen Vampire sein? Nein, Vampire sehen ganz anders aus.«

»Siehst du«, murrte Gabriel an meinem Ohr. »Keiner hat mehr Bock auf uns. Suchen wir uns was anderes.«

»Aber ich mag Theater.« Ich seufze und beobachte, wie der Regisseur unseres Stücks immer tiefer und tiefer in seinem Sitz zu versinken scheint.

»Wir müssen halt warten, bis sie alle diesen Glitzer-Typ vergessen haben. Noch zehn, fünfzehn Jahre. Dann kannst du ja wieder Theater spielen.«

»Na gut.« Ich fahre mir durch die Haare und schaue auf die Frau zu meinen Füßen.

Gabriel nimmt meine Hand und zieht mich mit sich, vorbei an einem verdattert dreinblickenden Ole, über die Bretter, die die Welt bedeuten. Diese hier sind an einigen Stellen morsch. Die Blutflecke werden sich nicht überall entfernen lassen. Im Vorbeigehen streichle ich sanft den roten Vorhang.

»Abgesetzt!«, schmettert der Dicke in unserem Rücken.

»Komm schon.« Gabriel flüstert, aber sein Ton wird drängend. »Wieso kannst du dich nie beherrschen? Wir sollten weg, ehe einer merkt, dass die wirklich alle tot sind.«

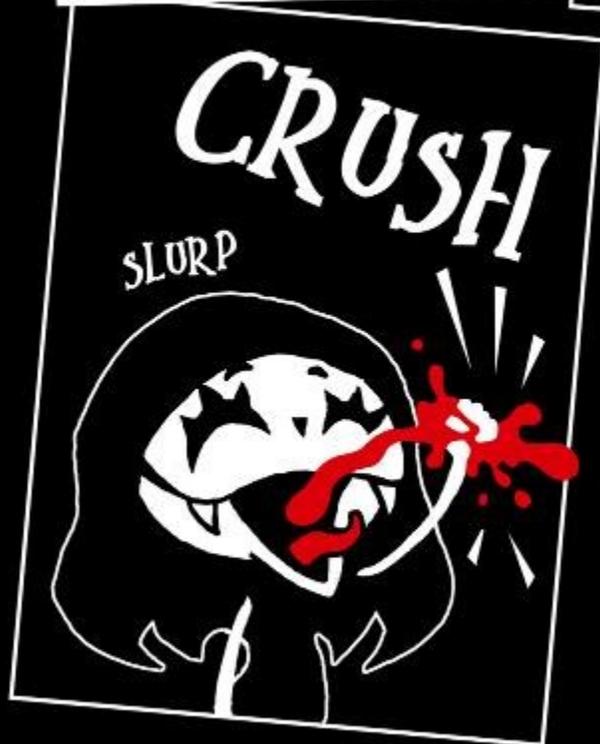
~ ~ ~

© Text: Nicole Hobusch |  
Erstveröffentlichung

Nosferu DuKe MacsAkre®  
DIE BOSE  
VAMPOSE



LIEBE  
ISST...



ISABELL HEMMRICH

**GEDENKE DER NACHT**

**E**s ist dunkel. Weit, weit über uns sickert die blasse Mondmilch des Dezemberhimmels vom Firmament, doch niemals dringt sie hier herunter, niemals labt sie die blinden Bewohner dieser schwarzen Unterwelt. Wir befinden uns tief im Schoß der Erde. Die Luft duftet schwer und süßlich, mit jedem Atemzug saugen wir Grabeshauch in unsere Lungen. Der Geruch der Vergänglichkeit, von Moder und Zersetzung, dem Äonen währenden Prozess der Erneuerung: Altes zerfällt, Neues wird geboren.

Ja, Kind, auch hier unten wimmelt es vor Leben. Du glaubst mir nicht? Hör doch, wie die Würmer ihre Leiber in ekstatischen Zuckungen durch die feuchte Schwärze winden! Und fühlst du nicht, wie um dich herum, inmitten eisigen Winterfrostes, Myriaden embryohafter Triebe den ersten, zarten Sonnenstrahl des Frühlings herbeisehnen?

Aber nicht alles unterwirft sich diesem Gesetz der Erneuerung. Etwas hier unten widersetzt sich der natürlichen Ordnung von Werden und Vergehen, weigert sich zu weichen und Platz für frisches, junges Leben zu schaffen.

Horch! Ein hässliches Knacken wie von dürem Gezweig durchbricht die Stille, als Bewegung in eisesstarre Knochen kommt. Steife Muskeln und Sehnen dehnen sich. Etwas ist erwacht ...

Wir können es nicht sehen in dieser grabestiefen Finsternis, doch irgendwo in unserer Nähe heben sich pergamentartige Lider von eingesunkenen Augäpfeln. Zähne in der Farbe alten Elfenbeins schieben sich über blutleere Lippen. Ein dünnes Seufzen entweicht einer welker Brust, die schon so lange von keinem Herzschlag mehr erschüttert wurde. Es schwillt an zu einem gurgelnden Röcheln, das schauerlich in den Ohren hallt wie die letzte

Klage eines verendenden Tieres. Doch das Wesen, das diesen Laut hervorbringt, stirbt nicht. Es kann nicht sterben, selbst wenn es wollte.

Hab keine Angst, Kind, dir wird nichts geschehen. Nicht, solange du in meiner Nähe weilst. Das Wesen, das sich jetzt von seinem ewigen Lager erhebt, taumelnd und ungelenkt, hat keine Gewalt über dich, denn eine wunderbare Macht umfängt uns. Wie ein unsichtbares Gespinst hüllt uns die Sphäre des Traumes ein, macht uns selbst unsichtbar, verbirgt uns vor dem umherspähenden Blick jener stets hungrigen Augen, welche auch die tiefste Finsternis zu durchdringen vermögen.

Noch bist du sicher. Die gekrümmten, klauengleichen Finger mit den schartigen Nägeln können deine zarte Haut nicht erreichen, die gesprungenen Lippen keinen frostigen Todeskuss auf dein verletzliches Fleisch pressen. Hier unten kann dir jene Albtraumkreatur nicht das geringste Leid zufügen.

Die Gefahr lauert dort, wo das Reich der Träume endet. Dort, wohin sich das Wesen nun mit stolpernden, schlurfenden Schritten auf den Weg macht.

Schon werden seine Bewegungen zielbewusster, nehmen eine Spur jener raubtierhaften Eleganz an, die allen Geschöpfen der Nacht zu eigen ist. Schon strampeln deine dünnen Glieder in unruhigem Schlummer die Decke fort. Sei auf der Hut, du nährst dich der Grenze, wo sich Schlaf und Wachen scheiden. Bald kann ich dich nicht mehr beschützen ...

Hörst du, wie sich die Schritte entfernen? Das Wesen hat sich aufgemacht, nach Labung suchend. Dem Tode, der Vergänglichkeit mag es trotzen, doch seine widernatürliche Existenz ist nicht gefeit gegen die Notwendigkeit der Nahrungsaufnahme. Die Qual unstillbaren Hungers wütet in seinen Eingeweiden, stachelt es an, seine unterirdische Ruhestätte zu verlassen



und die Behausungen der Menschen heimzsuchen. Eine unersättliche, brutale Gier nach Leben lodert in jeder Zelle seines untoten Leibes. Oh, was bedeutet das ärgste Leid der Sterblichen, verglichen mit jener grenzenlosen, nimmer endenden Pein ...

Deine Lider zittern, ein leises Schluchzen tropft von bebenden Lippen in die klamme Luft der dürftigen Schlafkammer, in der du liegst und wirre Träume von Gruftbewohnern und Schutzengeln träumst. Die Kälte kriecht dir über die Haut wie eine Legion bössartiger Insekten, zerrt und reißt an deinen Nerven, will dich zurück ins Wachsein holen.

Bleib bei mir! Nicht alles, was dein schlafendes Hirn ersinnt, gehört dem Reich der Phantasie an. Manches, *vieles* deiner Traumgebilde speist sich in Wahrheit aus den ererbten Erinnerungen vergangener Geschlechter. Es sind zerbrochene Relikte uralten Wissens, die wie verblichene Fetzen eines einstmals unsagbar reich bestickten Gewandes um die Blöße des menschlichen Verstandes wallen. Das Wesen aus jener schwarzen Tiefe ist solch ein Fetzen. Deine Ahnen wussten um seine Existenz, fürchteten es. Auch du musst es fürchten, wenn du mich verlässt. Denn es ist bereits auf dem Weg zu dir.

O nein! Es ist zu spät. Der erste Schimmer der Dämmerung streicht mit grauen Fingern über dein Gesicht und kitzelt deine Sinne. Sie lassen das Außen herein und verdrängen das Innere, Innige; entführen dich von meiner Seite, um dich dem Morgen auszuliefern. Gedenke der Nacht, wenn du nun bald der lauten, grellen Welt des Tages und ihren Bewohnern gegenübertrittst. Gedenke der Nacht und der Wesen, die in ihr umgehen, denn jene Wesen denken auch an dich. Immer.

Das Wesen aus der dunklen Tiefe hat die Witterung deines zarten, jungen Fleisches in der Nase. Mit jedem Herzschlag singt dein Blut ihm ein verheißungsvolles Lied zu. Das Licht der Sonne wird dich für eine Weile behüten, doch die Sonne sinkt so bald in dieser düsteren Jahreszeit. Das Wesen ist auf der Suche nach dir, und es wird dich finden.

Du schlägst die Augen auf. Von jetzt an bist du auf dich allein gestellt ...

Verstört reibt sich Stefan mit seinen kleinen Fäusten über die geschwollenen Augenlider, während er sich zitternd im Bett aufrichtet. Es ist so kalt im Raum, dass bei jedem Atemzug kleine Wölkchen von seinen Lippen aufsteigen.

Blinzelnd tastet er im grauen Dämmerlicht nach seiner Woldecke. Noch ist er kaum in die Wirklichkeit zurückgekehrt; die Nachwehen seines Alptraumes lasten auf seinem Gemüt wie dumpfe, schwarze Tücher, die seinen schmalen Brustkorb einschnüren, ihm das Atmen schwer machen. Noch hat er die helle Stimme im Ohr, die im Schlaf so eindringlich zu ihm gesprochen hat. Eine Stimme, deren Klang ihm so unendlich vertraut ist, dass die Erinnerung jäh den Schmerz aufweckt, der seit Wochen sein steter Begleiter ist. Trauer greift mit schwerer Hand nach seinem Herzen, presst es zusammen, vertreibt die nächtlichen Schreckgespinste, um sie durch reales Weh zu ersetzen.

Während Stefan die Decke heranzieht und sie fest um seinen durchgefrorenen Leib hüllt, fragt er sich, ob seine Mutter wohl auch friert, dort, wo sie jetzt weilt. Seine Großmutter hat ihm erzählt, dass die Toten nichts spüren, aber der Begriff *tot* ist für seinen kindlichen Verstand noch nicht wirklich fassbar.

Sein Vater ist ebenfalls tot, das weiß Stefan. Doch als er starb, war Stefan noch so klein, dass er eigentlich keine richtige Erinnerung an ihn bewahrt hat. So übersetzt er dieses *tot* für sich mit *fort*, mit *nicht da sein*. Das ist schade, besonders wenn er andere Kinder mit ihren Vätern sieht, aber es haftet kein wirklicher Schmerz daran, nur eine Art stiller Traurigkeit.

Dann gibt es noch ein anderes *tot*, das *tot* der Vögel und Mäuse, die Großmutter Kater manchmal anschleppt: winzige, unansehnliche, seltsam fremdartig anmutende Kreaturen mit stumpfen Knopfaugen und steif abgespreizten Gliedmaßen, mit traurig zerzaustem Federkleid oder blutbeschmiertem Fell. Doch dieses *tot* scheint so unvereinbar mit den Gedanken an Stefans lebensfrohe, hübsche Mama, dass er für sich beschlossen hat, dass es sich dabei wohl kaum um ein und dasselbe handeln kann. Es gibt schließlich auch andere Wörter, die

verschiedene Bedeutungen haben. So kann *Schloss* einen kleinen Metallgegenstand bezeichnen, mit dem Großmutter die Speisekammer absperrt – aber auch das riesige Gebäude, das weit oben auf dem Berg thront und von dort hochmütig auf die kleine Ortschaft an der Moldau herabblickt.

Schaudernd setzt Stefan seine bloßen Füße auf den Dielenboden. Die Decke eng um die Schultern gezogen, huscht er zum Fenster, um das Gedachte in Gesehenes zu verwandeln. Dort steht es, seine wuchtigen Mauern heben sich als dunkle Masse vom nur wenig helleren Winterhimmel ab. Böartig brütend hockt es da wie ein Raubvogel auf steinernem Horst.

Stefans Großmutter hat ihm Geschichten vom Schloss und seinen Bewohnern erzählt. Schlimme Geschichten. Einst soll es eine Adlige gegeben haben, die in einem Zwinger im Schlosshof Wölfe hielt und mit ihnen schmuste wie andere Damen mit ihren Schoßhündchen. Aber ganz so zahm verhielten die Bestien sich dann doch nicht. Manchmal brachen sie aus und zerfleischten die Herden der Dorfbewohner. Ja, es soll sogar vorgekommen sein, dass sie sich Kinder holten, wenn diese so unvorsichtig waren, sich nach Sonnenuntergang draußen herumzutreiben ...

Hastig wendet Stefan den Blick ab, so als könne allein der Gedanke ein Untier mit gefletschten Zähnen und glühenden gelben Augen vor seinem Fenster heraufbeschwören. An das andere, was ihm Großmutter noch über die unheimliche Gräfin zugerannt hat, will er jetzt nicht denken. Er konzentriert sich auf das Muster, das die Eisblumen entlang der Scheibenränder gezaubert haben, zieht die filigranen Bordüren mit dem Zeigefinger nach.

Dabei kommt ihm aus irgendeinem Grund die Königin aus einem der Märchen in den Sinn, die seine Mutter ihm immer erzählt hat. Die Königin, die so traurig war, weil sie kein Kind bekommen konnte. Und dann bekam sie doch eines, ein Mädchen mit einer Haut so weiß wie Schnee, Haaren schwarz wie Ebenholz und Lippen rot wie Blut. Ja, und dann starb die Königin, war *tot*, und später starb auch Schneewittchen, ihre Tochter. Doch die

war gar nicht wirklich *tot* – oder vielleicht doch, aber dieses *tot* war nicht endgültig, nicht unumkehrbar, und sie ging auch niemals *fort*, weil die Zwerge sie in einen gläsernen Sarg gelegt hatten. Und das hätten sie doch bestimmt nicht getan, wenn Schneewittchen einem der armseligen Tierchen geglichen hätte, die Großmutter Kater vor der Haustür abzulegen pflegt.

Nein, sie hatten es getan, weil Schneewittchen im Tode genauso schön aussah wie im Leben. Vielleicht fühlte ihre Haut sich kalt an und vielleicht waren ihre Glieder starr, aber sie blieb schön. Schön und kalt und starr wie die Eisblumen am Fenster. So will Stefan auch an seine Mama denken, wenn er versucht, sie sich in ihrem jetzigen Zustand vorzustellen. Aber es fällt ihm schwer. Zu sehr unterscheidet sich das Bild von der Erinnerung an die lebendige Wärme ihrer sanften Hände, ihr glockenhelles Lachen, die rosigen Flecken, die auf ihren Wangen aufleuchteten, wenn sie fröhlich war.

Ein Schluchzer quillt in Stefans Innerem empor, macht ihm die Kehle eng, doch tapfer zwingt er ihn nieder, schluckt den Jammerlaut hinunter, wo er liegen bleibt und schwer auf seinem Herzen lastet. Tränen brennen hinter seinen Lidern, wollen unbedingt heraus, doch auch sie drängt er zurück. Alle Willenskraft, die ihm zur Verfügung steht, muss Stefan dafür aufbieten, doch er weiß: Jetzt ist nicht die Zeit zum Weinen. Jetzt, da der dunkle Himmel in den Wehen liegt, um einen neuen Morgen zu gebären, muss Stefan sich wappnen, damit er den Tag mit seinen mannigfachen, im wahrsten Sinne des Wortes alltäglichen und doch nahezu unbezwingbaren Herausforderungen übersteht. Das Weinen hebt er sich für später auf, für den Abend, wenn er sich, wie so oft, trotz seiner Müdigkeit schlaflos auf dem Lager wälzen wird. Der Tag fordert Stärke, doch die Nacht hat Geduld mit dem Kummer der Menschen.

*Gedenke der Nacht ...* Wie ein Echo hallen die Worte in ihm wider, eine halbbewusste Erinnerung an schlurfende, stolpernde Schritte will sich regen. Doch ehe Stefan sie festhalten kann, hört er seine Großmutter aus der Küche

rufen.

Das Frühstück: ein frugales Mahl und Schweigen, in das hin und wieder überlaut das Knacken eines Holzscheits aus dem Küchenofen platzt. Morgens ist Stefans Großmutter noch nicht zum Reden aufgelegt, den Tag über wird sie zu beschäftigt mit der Haus- und Hofarbeit sein, um sich um ihren verwaisten, unglücklichen Enkelsohn zu kümmern.

Erst am Abend, wenn sie in der Stube im Sessel am Kamin hockt und mit ihren steifen Greisenfingern Socken aus grober Wolle strickt, überkommt es sie manchmal wie ein merkwürdiger Drang, und sie fängt an zu erzählen. Dann verwandelt sich diese stille, ernste, gramgebeugte Frau für eine halbe Stunde in eine fantasiebegabte, wortgewandte Märchentante – doch bei den Geschichten, die sie mit brüchiger, altersmatter Stimme in die zuckenden Schatten flüstert, handelt es sich nicht um Märchen. Zumindest nicht um solche, wie Stefan sie von seiner Mutter gehört hat. Es sind Erzählungen von früher, selbst Erlebtes aus den Mädchentagen der Großmutter, doch öfter noch weit Älteres, von Generation zu Generation überlieferte Sagen und Anekdoten; Denkwürdiges und Makabres; Ereignisse, wie sie in gewaltigen, schweinsledernen Chroniken verzeichnet stehen.

Stets sind es dabei die schauerlichsten Episoden, deren Schilderung sich die alte Frau mit besonderer Ausführlichkeit hingibt. In ihren halberloschenen Augen glimmen Feuer der Erregung auf, wenn sie mit morbider Lust sämtliche grausigen Einzelheiten einer mittelalterlichen Hinrichtung ausmalt oder von den Verzweiflungstaten berichtet, zu denen die Entbehrungen eines Hungerwinters die Menschen zwangen.

In solcher Stimmung kann es dann geschehen, dass sie auch auf die Schlossbewohner zu sprechen kommt, deren Geschlecht seit Jahrhunderten mit harter Hand die Geschicke des Dorfes und der umliegenden Ortschaften lenkt. Auf jene Gräfin mit den Wölfen etwa, von der es heißt, dass sie nach dem Tod im Grabe keine Ruhe finden konnte. Zu schwer habe die Last ihrer Sünden gewogen. Zu sehr hätte sich ihr

Charakter den Raubtierseelen ihrer Lieblinge angeglichen.

Mit klopfendem Herzen, erschreckt und fasziniert gleichermaßen, hat Stefan vernommen, wie man sie nach dem Begräbnis des Nachts umgehen sah. Wie die Dorfkinde eins nach dem anderen von einer sonderbaren Krankheit befallen und dahingerafft wurden, während wer Mut genug besaß sein Ohr an den kalten Marmor zu schmiegen, ein Schmatzen aus der Gruft der toten Adelsfrau dringen hören konnte. Wie sich letztendlich selbst die Angehörigen der Dahingeshiedenen der furchtbaren Wahrheit nicht mehr länger verschließen konnten und man ihre Grabstätte öffnete, wo die vor etlichen Monaten Bestattete feist und rosig auf vermodernden Samtkissen ruhte, einen dünnen Blutfaden im Mundwinkel ...

Stefan schiebt seinen Teller beiseite, der Appetit ist ihm vergangen. Nun hat er doch wieder daran gedacht! Als hätte er nicht auch ohne Großmutter Schauer geschichten Kummer und Sorgen genug ...

Abermals will der mühsam zurückgedrängte Schluchzer in seiner Kehle emporsteigen, abermals braucht Stefan all seine Willenskraft, um nicht in Tränen auszubrechen. Er weiß, wenn er erst einmal mit dem Weinen anfängt, wird er so bald nicht damit aufhören können. Und von der Großmutter, die ihn mehr aus Pflicht- denn Mitgefühl bei sich aufgenommen hat – o ja, das spürt er wohl! –, braucht Stefan keinen Trost zu erwarten. Ein langes, entbehrungsreiches Leben hat ihr Herz so hart und knorrig gemacht wie den Wurzelstock der gefällten Fichte im Hof draußen: ein saft- und kraftloser Strunk, nahezu abgestorben.

Als hätte sie seine Gedanken erraten, wirft die Großmutter ihm einen tadelnden Blick zu, zwingt ihn wortlos, den Rest seiner Morgenmahlzeit trotz fehlender Esslust hinunterzuwürgen. Überhaupt verspürt er immer weniger Appetit. Seit seine Mama nicht mehr da ist, um für ihn zu kochen, will ihm einfach nichts mehr schmecken. Immer schon war Stefan ein eher schwächliches Kind, doch inzwischen schlackern seine Kleider um die dünnen Gliedmaßen.

*Die Qual unstillbaren Hungers*, wispert ihm

irgendetwas aus den Tiefen seines Gedächtnisses zu, während er lustlos an dem harten Roggenbrot kaut und sich fragt, woher ihm dieser merkwürdige Satzketzen wohl zugeflogen kam.

Leichter Schneefall hat eingesetzt, als Stefan am Moldauufer entlang nach Hause stapft. Früher konnten ihn seine Füße gar nicht schnell genug von der Schule wegtragen, doch wie so vieles andere hat sich auch das geändert. Was erwartet ihn schon daheim? Allein das Wort scheint seinen Schmerz zu verhöhnen, denn wie ein Heim fühlt sich Großmutterns Haus für ihn nicht an. Es ist bloß der Ort, wo er zu essen bekommt und sich zum Schlafen hinlegt; vier Wände und ein Dach, ohne Wärme darin.

Wenn er groß ist, so nimmt Stefan es sich zum wohl hundertsten Male vor, wird er von hier weggehen, weit weg, und nie wieder zurückkehren. Aber bis dahin liegen noch so viele trübselige, einsame Jahre vor ihm, dass der Gedanke alles Tröstliche einbüßt und sich wie eine Eisenklammer um sein Herz legt.

Für einen Moment verschlägt Stefan die schiere Ausweglosigkeit seiner Lage den Atem. Er muss stehenbleiben und die schwere Schultasche absetzen. Japsend saugt er die eisige Winterluft in seine Lungen, hebt den Blick zum verhangenen Himmel, aus dem still und stetig gefrorene Tränen auf ihn niederrieseln. Das blasse Licht der Dezembersonne schafft es kaum, die grauen Wolkenmassen zu durchdringen. Und dort in der Ferne ragt drohend das Schloss auf. Aus Dutzenden Glasaugen scheint es ihn böse anzustarren. *Gedenke der Nacht ...*

Hastig wuchtet Stefan den Lederrucksack wieder auf die mageren Schultern, beeilt sich nun doch, den Weg zu Großmutterns Haus so schnell wie möglich zurückzulegen. Die Sicherheit eines Heims, das keines ist, scheint ihm allemal besser, als hier draußen von Wölfen zerfleischt zu werden.

Dabei weiß Stefan genau, dass es dort oben in Wirklichkeit schon lange keine Wölfe mehr gibt. Selbst in den Wäldern, welche die Bergflanken bedecken, hat man seit Jahrzehnten kein solches Tier mehr gesichtet. Doch etwas

zu wissen und es zu fühlen, das sind zweierlei Paar Schuhe. Und vielleicht sind es auch gar nicht die vierbeinigen Ungeheuer, vor denen ihm graut.

Als Stefan an eine Weggabelung kommt, bleibt er erneut stehen. Um zu Großmutterns Haus zu gelangen, müsste er sich zur rechten Seite wenden, aber wie unter einem magischen Bann zieht es ihn nach links, dem Friedhof zu. Stefan zögert. Soll er oder soll er nicht? Er weiß, dass es ihn doch nur quälen würde, vor dem tristen Erdhügel mit dem schlichten Gedenkkreuz zu stehen. Er wusste es auch früher schon, und dennoch haben ihn seine Füße schon so oft zu jenem traurigen Ort des ewigen Schweigens getragen, dorthin, wo seine Mutter begraben liegt. Unter zwei Metern Erdreich, in einem hässlichen Sarg aus Fichtenholz. Kein gläserner wie bei Schneewittchen.

Der Wind frischt auf, kräuselt das trübe Wasser des Flusses, singt in dem trockenen Röhricht an seinen Ufern ein klagendes Lied, das Stefan durch Mark und Bein geht. Fast klingt es wie ein Heulen ...

Dies gibt den Ausschlag. Er wendet sich nach rechts, dem Haus seiner Großmutter zu, wo es Schutz gibt. Zumindest für seinen Körper. Stefans Seele wird weiterhin stumme Schreie ausstoßen, die ungehört in der Leere dumpfer Hoffnungslosigkeit verhallen.

Kampflos hat der Tag der Nacht das Feld geräumt. Schon am frühen Nachmittag ist die Dunkelheit einmarschiert, ohne jegliches Blutvergießen eines Abendrots. Stefan steht am Fenster und blickt hoch zum Schloss, wie am Morgen in seiner Schlafkammer. Doch nun, ohne die Verheißung baldigen Tageslichts, wirkt das trutzige Gemäuer ungleich bedrohlicher. Der Raubvogel brütet nicht mehr, er schickt sich an zum Beuteflug.

*Gedenke der Nacht*, geistert es durch Stefans Kopf, ohne dass er etwas mit dieser Warnung anfangen könnte. Längst wurden die Gesichter seines Traumes von den Eindrücken des Tages nahezu ausgelöscht. Nur immer wieder dieser eine Satz: *Gedenke der Nacht ...*

Draußen hat der Schnee die Welt mit einem

glitzernden Bahrtuch zugedeckt. Kreidiges Mondlicht malt die Umrisse der Landschaft mit verschwommenen Linien nach. Drinnen: das eintönige Klackern von Großmutter's Stricknadeln; unruhige, verzerrte Schatten, die das Kaminfeuer an die Wände wirft; und die grenzenlose Einsamkeit eines Kinderherzens.

»Großmutter«, fällt es von Stefans Lippen in das lastende Schweigen, als er es einfach nicht mehr aushält, mit seinen Gedanken allein zu bleiben. »Wie war das noch mit der Gräfin, die nach dem Tode keine Ruhe fand?« Selbst Schauergeschichten sind ihm jetzt recht, so sehr dürstet es ihn nach Ablenkung, nach dem Klang einer menschlichen Stimme.

Ein Geräusch, ähnlich einem Seufzen, entweicht der welken Brust der alten Frau. Klingt es ungeduldig? Oder bedauernd? Begierig?

»Was möchtest du denn wissen?«, fragt sie schließlich, leise, gleichsam lauernd.

»Erzähl mir nochmal, was geschah, nachdem ihr Sarg geöffnet wurde«, bittet Stefan mit stockender Stimme. Schon verspürt er Unbehagen vor der eigenen Courage.

Ohne das monotone Klick-Klack ihrer Nadeln für einen Augenblick zu unterbrechen, hebt die Großmutter an zu berichten: »Als man den Sarg öffnete, lag sie da auf den modrigen Samtpolstern, auf denen man sie zur letzten Ruhe gebettet hatte: ohne das geringste Anzeichen von Verwesung, mit rosigen Wangen, so wohlgenährt, wie sie es im Leben nie gewesen war. Und aus ihrem Mundwinkel sickerte ein rotes Rinnsal frischen Blutes ...«

Eine Gänsehaut kriecht Stefans Rückgrat entlang. Rasch huscht er vom Fenster weg und kauert sich auf den Kaminvorleger, dicht neben Großmutter's Sessel. »Und dann?«, haucht er.

»Die Versammelten – Mitglieder der gräflichen Familie, ein Priester, Diener, die den Sargdeckel aufgestemmt hatten –, sie alle wussten nur zu gut, was dieser schauerliche Anblick zu bedeuten hatte. Und sie wussten auch, was nun geschehen musste.« Ein maliziöses Lächeln spielt um den Mund der alten Frau, der flackernde Feuerschein verzerrt die runzligen Züge zu einer Grimasse. »Wenn einer nach dem Tod zurückkehrt, um sich von den Lebenden zu

nähren«, flüstert sie mit belegter Stimme, »so muss man ihm den Kopf abschlagen und das abgetrennte Haupt zwischen die Beine des Leichnams legen. Man bindet ihm die Hände mit einem Rosenkranz und beschwert die Glieder mit schweren Steinen. All diese Maßnahmen bleiben jedoch wirkungslos, wenn man nicht das Wichtigste befolgt: Das Herz des Wiedergängers muss durchbohrt werden.«

Atemlos lauscht Stefan den Worten seiner Großmutter, spürt, wie ihm Längstvertrautes neuerliche Schauer über den Rücken jagt.

»So verfuhr man auch mit dem Leib der Gräfin. Und es heißt, dass das Blut hoch in die Luft spritzte, als man ihr schließlich den Pfahl durch die Brust trieb. Es war nicht ihr eigenes, sondern der Lebenssaft, den sie ihren unschuldigen Opfern geraubt hatte.« Sinnend betrachtet die Großmutter ihr Gestrück. »Weißt du, Kind, die Wesen der Nacht lieben die Unschuld. Sie zieht sie an. Genauso wie Trauer und Einsamkeit. Es scheint beinahe, als riefen unglückliche Seelen nach ihnen, begierig nach dem eisigen Todeskuss.« Sie mustert den Enkel über ihr Nadelspiel hinweg. »Du musst gut auf dich achtgeben.«

Mit großen Augen blickt Stefan zu seiner Großmutter auf. Diesen Teil der Geschichte hört er zum ersten Mal. »Aber ... die Gräfin ist doch tot, nicht wahr?« Ja, *tot*, denkt er, *fort, nicht mehr da*. Oder sollte es sich wie bei Schneewittchen verhalten? Wäre es denkbar, dass auch dieser zweite Tod der furchtbaren Adelsfrau kein endgültiger war? Würde sie eines Nachts zurückkehren?

»Ja, sie ist tot«, verscheucht die Großmutter mit einem bedächtigen Nicken Stefans aufkeimende Zweifel. Aber dann wiegt sie den Kopf und fügt hinzu: »Doch es gibt noch mehr von ihnen.«

Stefans Herz setzt einen Schlag aus. Bang haften seine Augen am Gesicht der alten Frau, auf dem die flackernden Schatten ärger denn je ihr boshafte Spiel treiben, es in die Länge ziehen wie eine Wolfsschnauze.

Unermüdlich klappern die Nadeln, untermalt vom heiseren Raunen der Flammen. Plötzlich wird es Stefan unheimlich zumute, so

nah bei der Großmutter; unmerklich rückt er ein Stück vom Sessel ab.

»Es gibt Menschen, die sich in unmäßiger Weise ans Leben klammern«, erklärt die Greisin, scheinbar ohne vom Unbehagen ihres Enkelsohnes Notiz zu nehmen. »Selbstverständlich hängt jedes Geschöpf an dem bisschen Lebenszeit, das ihm vom Herrgott geschenkt wurde. So ist es vorgesehen, denn dieses Geschenk ist unendlich kostbar.«

Der Wind hat sich von seinem Lager erhoben und streicht mit unsichtbaren Fingern über das Dach. Mit angehaltenem Atem horcht Stefan nach draußen, lauscht gleichzeitig den bedachtsam geäußerten Worten der Großmutter.

»Aber im Unmaß ist immer schon der Keim zur Sünde angelegt. Wenn einer zu stark am Leben hängt, nicht akzeptieren will, dass seine Zeit abgelaufen ist, dann kann es mitunter geschehen, dass er im Grab, wo alle Bedürfnisse ihr Ende finden sollten, keine Ruhe hat. Seine Seele hungert nach dem, was er zurücklassen musste. Inbrünstig, unbezwingbar zieht es ihn an die Stätte seines einstigen Wirkens. Und wenn diese krankhafte Sehnsucht der Seele ins Unermessliche wuchert, befällt sie irgendwann auch den Körper. Dann wird der Verstorbene zur Gefahr für die Lebenden. Solches geschah mit der Gräfin.«

»Warum passiert das nur manchen und anderen nicht?«, wagt Stefan zu fragen, während er verstohlen die Kontraktionen aus Flammenschein und Dunkelheit auf dem Gesicht seiner Großmutter beobachtet. »Es will doch sicherlich keiner sterben ...«

Die alte Frau hebt die knochigen Schultern. »Wer kann das wissen? Man sagt, manchmal geschieht es, weil der Verstorbene eine bestimmte Aufgabe nicht vollenden konnte ... oder weil er durch den Tod von jemandem getrennt wurde, von dem sein Herz nicht lassen kann.« Abermals mustert sie ihren Enkelsohn über das Strickzeug hinweg. »Diese sind am gefährlichsten, heißt es.«

Stefan zuckt zusammen, als es draußen wütend heult und kracht. Ist das wirklich bloß der Wind?

Die Großmutter beugt sich in ihrem Sessel vor. Als sie spricht, hat ihre Stimme einen seltsam eindringlichen Tonfall angenommen: »Stefan, hör mir jetzt gut zu: Ich weiß, du vermisst deine Mutter. Ich vermisse sie auch. Aber es ist nicht recht, sich so intensiv nach den Toten zu sehnen. Wer weiß, vielleicht spüren sie unseren Kummer? Möglicherweise ist er es, der sie herbeiruft aus ihren Gräbern ...«

Stefan schluckt, ein dicker Kloß sitzt ihm im Halse. Die viel zu lange aufgestauten Tränen drohen, sich Bahn zu brechen. »Ich will Mama zurück«, schnieft er trotzig.

Tadelnd schüttelt seine Großmutter den Kopf. »Du musst vorsichtig sein mit dem, was du dir wünschst. Lass sie los. Vielleicht ist es noch nicht zu spät –«

Das jähe Splittern von Glas schneidet den Satz ab, verschmilzt mit dem heiseren Aufschrei der alten Frau. Wütend peitscht der Wind durch das zerbrochene Fenster in die Stube, facht das Feuer im Kamin an, dass die Flammen zornigen roten Vipern gleich emporzüngeln. Stefan spürt ihre zudringliche Hitze im Rücken, doch er rührt sich nicht vom Fleck, fühlt sich zu keiner Bewegung fähig. Wie gelähmt starrt er auf das, was sich mit gekrümmten Fingern an der Fensterbank hochzieht. Schon wuchtet es seinen Leib – der gezackten Scherben, die wie funkelnde Zähne im hölzernen Kiefer des Rahmens stecken, nicht achtend – über den Sims, um sich gleich darauf plump ins Zimmer fallen zu lassen.

Jetzt ist es im Haus.

Steif richtet es sich auf. Langsam, mit Bewegungen, denen trotz aller schwerfälligen Unbeholfenheit eine gewisse raubtierhafte Eleganz anhaftet, nähert es sich Stefan.

Doch er rührt sich noch immer nicht. Erstarrt sieht er zu, wie sich seine Großmutter schützend vor ihn stellt; weicht auch nicht zurück, als der Eindringling sie mit einem einzigen Hieb seines mageren Arms zur Seite schleudert, wie ein jähzorniges Kind eine Lumpenpuppe von sich wirft. Das Geräusch brechender Knochen tönt ihm für den Bruchteil einer Sekunde in den Ohren, verschluckt von einem Laut, halb Wimmern, halb Stöhnen.

Stefan wendet nicht den Kopf. Wie festgewachsen kauert er auf dem Kaminvorleger. Ein einziger Gedanke beherrscht ihn: Das Märchen hat gelogen. Schneewittchen kann nicht schön gewesen sein, denn dem Tod wohnt keinerlei Schönheit inne.

Jenes Wesen, das da auf ihn zustapft, unaufhaltsam, unbeirrbar, besitzt in seiner abgrundtiefen Scheußlichkeit nicht die geringste Gemeinsamkeit mit der zarten Anmut von Eisblumen. Zugleich aufgedunsen und ausgemergelt, mit grotesk verfärbtem Fleisch und strohigem, wirrem Haar hat es Stefan innerhalb eines Wimpernschlages die wahre Bedeutung des Wortes *tot* gelehrt: Dies ist das *tot* der kleinen Tiere, nur ungleich schrecklicher. Grausame, verkrümmte Hände mit schartigen Nägeln baumeln wie Fremdkörper an steifen Armen, schleimiges Rasseln dringt aus dem eingesunkenen Brustkorb, bleiblaue Leichenflecken schimmern auf der gelblichen Haut der eingefallenen Wangen ...

Und noch immer kann Stefan sich nicht rühren. Erst als das Wesen sich so weit genähert hat, dass ihm der faulige Geruch verdorbenen Fleisches in die Nase steigt, kommt Bewegung in seine erstarrten Glieder. Jäh weicht er zurück; der instinktive Ekel vor der abnormen Kreatur erweist sich stärker als der Bann des Schocks. Hektisch stolpert er nach hinten, doch die steinerne Umfassung des Kamins schneidet ihm den Fluchtweg ab. Hart und endgültig pressen sich die Ziegel gegen sein Rückgrat. Näher und näher kommt das grässliche Ding, das einst seine Mutter war.

Noch drei Schritte trennen es von Stefan ...

Noch zwei ...

Schluchzend sackt Stefan zusammen, duckt sich, um dem Zugriff jener grausigen Hände zu entgehen. Da fühlt er etwas Spitzes an seinem Unterschenkel. Ohne nachzudenken, tastet er danach. Seine Finger schließen sich um Weiches, Nachgiebiges, unter dem sich etwas Dünnes, Hartes verbirgt: Großmutter's Strickzeug. *Das Herz des Wiedergängers muss durchbohrt werden ...*

In fiebriger Hast zerrt Stefan eine der hölzernen Nadeln aus dem angefangenen Strumpf. Ganz fest umklammert er sie in seiner kleinen Faust.

Gleichzeitig schließen sich die Hände des Wesens mit eisenhartem Griff um seine Schultern, ziehen ihn zu sich heran. Die violetten, gedunsenen Lippen nähern sich Stefans Kehle. *Jetzt, jetzt* muss er zustechen ...

Aber er kann es nicht.

Kraftlos öffnen sich seine Finger, die Stricknadel fällt leise klackernd zu Boden und rollt außer Reichweite.

Stefan schließt die Augen, als die Lippen des Wesens ihn berühren. Kalt und spröde pressen sie sich auf die empfindliche Haut seines Halses. Er schmeckt das Salz seiner Tränen, die endlich, endlich fließen dürfen, schluchzt noch einmal mit erstickter Stimme »Mama« und lässt sich in die tödliche Umarmung jener übelriechenden, abscheulichen Kreatur sinken.

*Gedenke der Nacht*, wispert es in ihm. *Und der Wesen, die in ihr umgehen ...*

~ ~ ~

Text: Isabell Hemmrich |  
Erstveröffentlichung



Sabine Frambach & Kai Focke  
**TÜREN, TORE & PORTALE**  
55 fantastische Kurzgeschichten  
AndroSF 154  
p.machinery, Winnert, Juni  
2022, 212 Seiten, Paperback  
ISBN 978 3 95765 289 8  
**EUR 14,90 (DE)**  
E-Book: ISBN 978 3 95765 814 2  
**EUR 3,99 (DE)**

Türen schützen, verbinden, verschließen, trennen. Wege enden oder beginnen an einem Tor. Ein Portal kann bewerten oder die Reise in ferne Galaxien ermöglichen. 55 Kurzgeschichten erforschen Geheimnisse hinter verschlossenen

Türen, öffnen Portale in fantastische Welten und machen auch vor befestigten Toren nicht Halt. Die Protagonisten – wackere Ritter und Raumfahrer, introvertierte Elfen und abgebrannte Pizzaboten sowie Dämonenbeschwörer, Computernerds und Bibliotheksgründer – treffen dabei auf Aliens, Drachen, Heinzelmännchen, Geister und Wolpertinger. Einige lauern in Mauselöchern, verstecken sich hinter Türspionen, bewachen Tore oder erfinden futuristische Portale. Manche Tür führt in schönere Welten oder Zeiten, eine andere wäre besser für immer verschlossen geblieben. Das Autorenduo Sabine Frambach und Kai Focke hat Schlupflöcher, Miniatürchen, Stadt- und Fußballtore zusammengetragen, die belustigen, erstaunen, berühren – und den Leser ab und an erröten lassen. Der Genremix umfasst SF, Fantasy, Horror und mehr.



Sabine Frambach & Kai Focke  
**STAUBKORNFEE TRIFFT ICH-MASCHINE**  
55 fantastische Kurzgeschichten aus der Phantastischen Bibliothek Wetzlar  
AndroSF 122  
p.machinery, Winnert, August  
2021, 176 Seiten, Paperback  
ISBN 978 3 95765 247 8  
**EUR 13,90 (DE)**  
E-Book: ISBN 978 3 95765 851 7  
**EUR 3,99 (DE)**

Kuscheln Roboter mit Teddybären? Was ist ein Gnurk? Geht unsere Welt wirklich unter? Und wenn ja: warum?

Nicht nur diese Fragen beantworten neununddreißig Autoren in fünfundfünfzig fantastischen Kurzgeschichten. Ob Science-Fiction, Mystery, Fantasy, Horror oder Märchen: Die Anthologie begeistert Einsteiger wie Kenner der Fantastik.

STAUBKORNFEE TRIFFT ICH-MASCHINE ist der Phantastischen Bibliothek Wetzlar und ihrem Gründer Thomas Le Blanc gewidmet. Sämtliche Erlöse aus dem Verkauf der Sammlung tragen zum Erhalt dieser wahrhaft fantastischen Institution bei.

Verlagsbuchladen im Netz: [www.booklooker.de/pmachinery](http://www.booklooker.de/pmachinery)

## OHNE VAMPIRE. TROTZDEM GUT.



»Ich habe in der deutschsprachigen Science Fiction in den letzten Jahren nicht viele Storys gelesen, die besser geschrieben waren. Was der Autor stilistisch, sprachlich, beim Weltenbau und bei der Charakterisierung aufgefahren hat, ist für mich ganz großes Kino.« (Yvonne Tunnat)

»Zweimal langsamer wie du ...« ist eine kleine Sammlung mit einer sehr guten und zwei guten SF-Geschichten.« (Judith Madera, Literatopia)

Als Paperback und E-Book überall, wo es Bücher gibt.

Signiert bei [d.rieken@arcor.de](mailto:d.rieken@arcor.de). Mehr unter [www.spbonline.de](http://www.spbonline.de)

MANUEL OTTO BENDRIN

# DER VAMPIR VON GOSLAR

**D**as junge Mädchen stieß einen Schrei aus, der an eine Dampfpfeife erinnerte.

Unwillkürlich zog ich den Automat, den ich ihr entgegengehalten hatte, zurück und presste ihn schützend an meine Brust. Die mechanische Amsel versuchte, mit ihren Flügeln zu schlagen, und ließ ein leises Zwitschern vernehmen.

Doch ich vermochte meinen Blick nicht von dem Mädchen zu lösen. Das glatte, rosig-bleiche Gesicht und die hellblauen, leicht rötlichen Augen waren so perfekt wie der Fantasie eines Künstlers entsprungen. Zwischen Schreck und Unsicherheit hin und her gerissen hielt sie meinem starren Blick stand.

»Henriette?«

Wilhelms besorgter Ausruf aus seinem Büro, gefolgt von schweren Schritten auf dem dunklen Parkett, brach den Bann, der uns beide gefangen hielt. Rotes Blut spülte in ihre Wangen und brachte diese zum Erblühen.

»Verzeihung«, murmelte ich. »Ich wollte Sie nicht erschrecken.«

»Oh.« Sie schob eine lockere Strähne weiß-blonden Haars hinter das Ohr. »Ich ... Es tut mir leid. Ich ... kann nicht sonderlich gut sehen. Und ich habe Sie nicht kommen gehört.«

Wilhelm platzte in den Verkaufsraum. Einige Automaten, die auf Bewegung reagierten, erwachten zum Leben und protestierten in einer Vielzahl diverser Tierstimmen, die ich ihnen in akribischer Arbeit verliehen hatte.

Wie ein erwachter Rachegott stürmte Wilhelm mit vorwurfsvoll lodernden braunen Augen auf uns zu. Er baute sich vor mir auf, wobei der teure braune Anzug sich einen Hauch zu eng um seinen Leib spannte. Der unverkennbare Geruch von Zigarren umwehte ihn. Wie ich diesen Gestank verabscheue.

»Gustav!«, schalt er mich sogleich. »Lass das

Fräulein Henriette in Frieden. Oder willst du unsere Haushälterin vergraulen? In ganz Goslar will niemand mehr für uns arbeiten. Wie weit soll sich das Wort noch verbreiten?«

Ärger brandete in mir auf. »Gustav, der Absonderliche« nannten sie mich. Ich kannte die Geschichten und Schmähereime, die sich um mich rankten, zur Genüge. Ich mochte vielleicht eigen sein, doch sicherlich war ich weder blind noch taub. Wieder einmal ließ Wilhelm sich von Vorurteilen leiten und verzichtete darauf, die Situation zu hinterfragen.

»Die Automaten sind zum Verkauf da, also hör auf, sie vor jedem beschützen zu wollen. Wenn das Fräulein sie abstaubt, dann weil es ihre Aufgabe ist.«

Ich öffnete den Mund, um ihn aufzuklären, doch wie beinahe jedes Mal beließ ich es bei einem ärgerlichen Kopfschütteln. Selten ließ er mich zu Wort kommen, und falls doch, so hieß er mich einen Lügner, der seine Fehler nicht einsehen wollte.

Also schloss ich den Mund und warf einen kurzen Blick zu Henriette. Welch passender Name. Sie stand wie erstarrt hinter Wilhelm, verwirrt und verängstigt. Sie würde nichts zu meiner Verteidigung beitragen, dafür hatte Wilhelms resolutes Auftreten gesorgt.

Wieder einmal endete es, indem ich schweigend nachgab und mich in meine Werkstatt zurückzog. Auf der dunklen Treppe vernahm ich noch, wie mein Bruder sich bei Henriette für mein Benehmen entschuldigte. Als wüsste er, was geschehen war!

Mochten die meisten Menschen ihre Wut an unschuldigen Türen auslassen, ich zog es vor, mich in aller Stille einzuschließen; einige Minuten hinter der Tür lauschend zu verharren, ob Wilhelm mir nachfolgte, und mich erst in negativem Falle meiner Frustration hinzugeben.

So schritt ich auch an diesem Tage, als ich



mich sicher fühlte, zu einem der verriegelten Schränke und öffnete mit zitternden Fingern das komplizierte Schloss. Es bedurfte keines Schlüssels, doch steckte darin eine so ausgefeilte Mechanik, dass niemand jemals einen Blick in den Schrank zu werfen vermochte – außer ich ließ es zu.

Die mit Messing verstärkten Türen glitten automatisch zur Seite und gedämpftes Sonnenlicht fiel in den kleinen Raum dahinter. Dort saß sie. Wartete. Geduldig. Verständnisvoll. Bereit.

Als seien meinen Knie jäh jeglicher Kraft beraubt, gaben sie nach, und ich sank zu ihren Füßen nieder. Halt suchend umfasste ich ihre Beine und bettete meinen Kopf auf ihrem metallischen Schoß. Mein Meisterwerk.

»Wilhelm war heute wieder ...«, ich schluchzte, plötzlich nicht mehr Herr meiner Gefühle, »so er.«

Ich brauchte den Blick nicht zu heben, um zu wissen, was mich erwartete. Ich hatte sie schließlich mit meinen eigenen Händen geschmiedet, zusammengesetzt und verdrahtet. Die verständnisvollen Züge und Augen meiner Mutter blickten auf mich herab. Nicht einmal Wilhelm wusste von meinem Automaten in Menschengestalt.

»Da ist dieses Mädchen, die Enkelin unserer neuen Haushälterin. Sie ist so schön. Ich glaube, ich habe mich in sie verliebt. Aber Wilhelm ...«

Ich brach ab. Allein sein Name ließ meine Trauer in eisigem Hass gefrieren. Er hatte mir bereits so vieles genommen. Nicht nur meine Automaten, die er an lieblose Menschen verkaufte. Nein. Sie nannten mich wunderlich. Ein Genie im Bau von Automaten, aber der steten Obhut seines Bruders bedürftig. Ich wusste, wie viel er zu diesen Vorurteilen beigetragen hatte.

Ohne mich gäbe es das Geschäft *Automaten Kupferer* nicht. Ohne mich gäbe es seinen Wohlstand nicht. Ohne mich hätte er Vaters Kupfererberuf übernehmen müssen. Ohne mich ...

Ich knirschte mit den Zähnen und erhob mich, um mein Werkzeug zu holen. Wie jedes

Mal, wenn Wilhelm mich kränkte, arbeitete ich auch jetzt an Mutters Nachbildung. Wartete und pflegte sie, während ich ihr alles erzählte: was Wilhelm mir zuletzt angetan hatte und was ich bisher über Fräulein Henriette in Erfahrung bringen konnte.

»Bist du des Wahnsinns fette Beute?« Wilhelm starrte mich ungläubig an. »Das Fräulein Henriette ist viel zu gut für dich!«

Ich schnappte nach Luft. Entsetzen ließ mich schwindeln, während ich diese unaussprechliche Anschuldigung zu begreifen versuchte. Nie zuvor hatte Wilhelm mich derart offen beleidigt!

»Wie kannst du das sagen?«, erwiderte ich schließlich schwach. »Sollte das nicht lieber ihre Großmutter entscheiden? Ich habe einen guten Beruf, und ich störe mich – im Gegensatz zu den meisten Männern – nicht im Geringsten daran, dass sie wegen ihres Zustands an die Nacht und das Haus gebunden ist.«

Wilhelm schüttelte den Kopf. Seine Fassungslosigkeit wich dem bedauernden Blick eines Mannes, der eine schwere Pflicht übernommen hatte, die es nun zu erfüllen galt. Wie ich diesen Ausdruck hasste! Auch jetzt kam er zu mir und legte seine schwere Hand auf meine Schulter.

»Ich weiß, warum du diesem Trugschluss aufgesessen bist, Bruder. Du wünschst dir jemanden, der wie du kein Bedürfnis auf ein gesellschaftliches Leben hat. Jemanden, der sich wie du vor dem Sonnenlicht und den Menschen versteckt. Und dazu sieht sie auch noch aus wie eine lebende Puppe. Sie fasziniert dich wie deine Automaten. Aber du willst sie aus den falschen Gründen.«

Erneut trieb er mir einen Dolch in das Herz. Ich fuhr zurück und hob anklagend die Stimme.

»Hör auf, mich wie einen Kretin zu behandeln! Ich bin ein Mensch. Ich habe Gefühle. Ich weiß, was ich will. Und ich kenne meine Gründe. Wenn du mir nicht helfen willst, dann sag es einfach und halte dich heraus. Aber beleidige mich nicht und gönne mir wenigstens ein wenig Glück im Leben!«

Wenn er mir schon sonst nichts gönnte ...

Ohne seine Antwort abzuwarten, verließ ich sein Büro und schlug die Tür mit aller mir gebotenen Kraft hinter mir zu. Wenn *er* das tat, klang es wesentlich beeindruckender. Bei mir sprang kein Automat an, kein einziges Glas erzitterte.

Auf halbem Weg die Treppe hinauf stieß ich beinahe mit Henriette zusammen. Während sie bereits nach einer Entschuldigung suchte, beschloss ich in einem Anfall bisher unbekanntes Trotzes, mich nicht länger von meinem Bruder abhängig zu machen.

»Fräulein Henriette«, begrüßte ich sie. Inzwischen hatte sie sich an meine schnarrende Stimme gewöhnt und lächelte sogar. »Das muss ein Wink des Schicksals sein, denn ich habe etwas, das ich Ihnen geben möchte.«

»Guten Abend«, erwiderte sie und neigte leicht den Kopf. »Das ist doch nicht nötig. Sie geben meiner Großmutter und mir Arbeit und ein Dach über dem Kopf. Wie könnten wir mehr erwarten?«

Von ihrer Reaktion ermutigt deutete ich einladend nach oben, und sie folgte meiner Aufforderung schweigend. Ich vermochte ihren beinahe schwebenden Gang nur zu bewundern. Wie meine Schritte verursachten ihre nicht das leiseste Geräusch. Mit traumwandlerischer Sicherheit wich sie denselben knarrenden Dielen aus, die auch ich vermied. In jenen kurzen Augenblicken fühlte ich eine tiefe Verbundenheit zwischen uns.

In meiner Werkstatt angelangt, verharrte sie auf der Türschwelle, von der schieren Masse an Metall, Schläuchen, Kabeln und Automaten überwältigt. Ich schob mich an ihr vorbei und holte mein Geschenk aus einer Schublade, um es ihr zu reichen.

Als sie das verzierte Kästchen öffnete, weiteten sich ihre Augen vor Staunen. Vorsichtig entnahm sie die Messingbrille und betrachtete sie von allen Seiten.

»Die ... war sicher teuer«, flüsterte sie. »Das kann ich nicht annehmen.«

»Sicher können Sie das. Sie wird wahrscheinlich nicht perfekt sein, aber Ihnen das Leben deutlich erleichtern.«

Unsicher setzte sie das Gestell auf und sah

sich erneut um, die schönen, blassblauen, leicht rötlichen Augen einer neuen Welt ausgesetzt.

Für einen kurzen Augenblick keimte Angst in mir auf. Nun, da sie deutlich besser sehen konnte, würde sie mich vielleicht wortwörtlich mit neuen Augen betrachten.

»Danke«, hauchte sie überwältigt und umarmte mich kurz und heftig.

Im nächsten Moment schrak sie zurück und entschuldigte sich beschämt. Ich winkte ab und sammelte all meinen Mut.

»Fräulein Henriette. Sie leben nun schon seit drei Monaten bei uns, und ich muss gestehen, als ich Sie das erste Mal sah, da ...«

Röte stieg ihr in die blassen Wangen, und sie wich zurück, den Kopf langsam hin und her bewegend. War das eine Verneinung? Ablehnung? Verwirrung?

»Bitte, Herr Kupferer ... ich ... Meine Großmutter wartet auf mich.«

Damit fuhr sie herum und rannte eilig den Flur und die Treppen hinab, selbst in ihrer Aufregung kein einziges Geräusch verursachend.

Ich starrte ihr nach, hin und her gerissen zwischen Verwirrung und Verzweiflung.

An diesem Tag arbeitete ich bis in die späte Nacht, um mich von meinen Sorgen abzulenken. Als mich der Hunger schließlich doch in die Küche im Erdgeschoss trieb, schlug die Kirchturmuhre bereits eine halbe Stunde nach Mitternacht, und ich wähnte niemanden mehr wach.

Allerdings irrte ich mich. Lediglich mein leiser Tritt ermöglichte es mir ein Gespräch zu belauschen, welches mich das Grauen lehrte. Die Hand bereits auf der Klinke vernahm ich die Stimme meines Bruders aus der Küche: » ... es ihr denn inzwischen besser?«

»Natürlich«, erwiderte Henriettes Großmutter. »Dennoch muss ich das Geschenk zurückgeben. Das haben wir nicht verdient. Erst recht nicht ...«

Neugier und Unglauben stritten in mir. Ich wollte die Tür aufreißen und meine Handlung verteidigen. Doch wofür? Anscheinend hatte ich das Fräulein damit verschreckt. Also verharrte ich an Ort und Stelle und lauschte weiter.

»Ich muss mich für meinen Bruder entschuldigen.«

»Aber, aber. Henriette fühlt sich geschmeichelt. Lediglich sehe ich gewisse ... Nun, ich will nicht unhöflich sein, aber Ihr Bruder hat seinen Ruf.«

»Ich weiß. Deswegen entschuldige ich mich auch. Wissen Sie, er geht von den völlig falschen Voraussetzungen aus. Er ist nun einmal so, wie er ist. Er zieht Maschinen Menschen vor. Und da Ihre Enkelin aufgrund ihrer Natur an ein Leben im Schatten gebunden ist, zieht er die falschen Schlüsse. Ich bin mir sicher, Ihre Enkelin sehnt sich nach einem normalen Leben.«

»Wir haben uns damit abgefunden, dass das niemals der Fall sein wird.«

»Vielleicht doch.«

Schweigen. Stühle scharrt. Meinen Rücken überliefen Schauer von Hitze und Kälte. Wilhelm war ein ausgefuchster Manipulator. Was trieb ihn nun um? Was würde er tun, um die Verbundenheit zwischen Henriette und mir zu trennen?

»Sie tun bereits genug für uns, Herr Kupferer. Bitte nehmen Sie die Brille zurück. Wir möchten nicht in Ihrer Schuld stehen.«

»Das tun Sie nicht. Doch lassen Sie mich Ihre Enkelin nächstes Wochenende ins Theater ausführen. Die Sonne geht bereits unter, und die Stadt liegt im Zwielflicht, wenn wir uns auf den Weg machen. Sie wird keinen Schaden nehmen. Sie ist ein so zartes Wesen; sie hat ein besseres Leben verdient.«

Ich presste die Hand vor den Mund und biss auf meinen Zeigefinger. Von einem jähen Würger reflex gebeutel, fuhr ich herum und hastete die Treppe nach oben, wo ich mich in eine leere Ölschale erbrach.

»Das darf nicht sein!«

Ich verschloss meine Tür und öffnete den Schrank, wo ich mich zitternd auf Mutters Schoß warf.

»Er gönnt mir nichts, Mutter! Nichts!« Ich grub meine Finger in einen Hydraulikschlauch. »Ich hasse ihn. Er muss doch sehen, dass Henriette und ich füreinander geschaffen sind! Wenn er das wirklich tut, dann soll er zur Hölle

fahren. Und wenn ich ihn höchstpersönlich dorthin bringen muss!«

Er tat es wirklich.

Und wie immer sah ich ihm lediglich hilflos dabei zu. Was blieb mir denn auch anderes übrig? Wilhelm – er war der charmante, weltoffene Händler, der meine Werke weit über Goslar hinaus an Adlige und Beamte in ganz Preußen, Bayern und Frankreich verkaufte. Er stand mitten in der Gesellschaft, umgab sich mit den Armen wie mit den Reichen und wusste sie alle zu verzücken.

Ich hingegen? Ich schlief einen Gutteil des Tages und arbeitete des Nachts an Automaten, die so lebensecht wirkten, dass man mir hinter vorgehaltener Hand Teufelswerk nachsagte. Ich nannte keinen Freund mein Eigen und konnte mit niemandem mehr als drei Sätze wechseln, bevor man eine Ausrede fand, sich zurückzuziehen.

Wilhelm becircte Henriette und vor allem ihre Großmutter fortan nach allen Regeln der Kunst. Die wenigen Gespräche, die mir mit dem Fräulein verblieben, verliefen kurz und fanden zumeist eine jähe Unterbrechung durch einen der beiden.

Nur hin und wieder fand sie in einer schlaflosen Nacht den Weg in meine Werkstatt, und wir erzählten uns gegenseitig von der Schönheit der Nacht. Der gleichmachenden Dunkelheit. Den Träumen, die wir den Sternen anvertrauten. Diese Nächte salbten meine Seele und hielten meine Hoffnung am Leben. Und sie schürten das Feuer aus Eifersucht, Schmerz und Hass, als Wilhelm schließlich seine Vermählung mit Henriette ankündigte.

Unfähig, meinen Gefühlen Ausdruck zu verleihen – Was brachte es schon? Wilhelm und ihre Großmutter hatten nun einmal so entschieden – spuckte ich Wilhelm vor die Füße und schloss mich in meiner Werkstatt ein. Doch Wilhelm kam nicht, um mich wegen meines Verhaltens zu rügen.

Stunden verbrachte ich damit, Maschinenteile zu zerschlagen und halbfertige Werke zu zerstören, während mich der Gedanke an das ausdruckslose Gesicht meiner Angebeteten

quälte, die ihre Qual tapfer verbarg. Bis ich schließlich schwer atmend vor *ihr* stand. Sie saß selbst jetzt völlig ruhig da und schenkte mir ihr nachsichtiges Lächeln. Sie verstand mich.

Doch konnte auch sie nichts ändern. All die Jahre hatte sie lediglich meine Tränen aufzufangen, meinen Beschwerden gelauscht und mich verstanden.

»Das ist nicht genug!«, blaffte ich sie in meiner Hilflosigkeit an.

*Dann mach, dass es genug ist. Du hast mich geschaffen, also ändere mich.*

Langsam nickte ich. Hatte sie tatsächlich gesprochen? Eigentlich benötigte ich keine Antwort auf diese Frage. Denn ob real oder eingebildet: Wahre Worte erklangen selten in diesem Haus.

Also sammelte ich meine überall verstreuten Werkzeuge ein und machte mich ans Werk, änderte ihr Inneres und passte ihr Äußeres an.

Dabei plagte mich unaufhörlich der Gedanke an Wilhelm und Henriette, wie sie bald vor dem Traualtar stünden. Während mir die Tränen die Wangen herabströmten und ich Messing in einer Gasflamme aufweichte, zerschmolz und neu zusammenfügte, malte ich mir unablässig die Qualen aus, die Henriette erdulden musste und wie Wilhelm dafür eines Tages in der Hölle leiden würde.

Meiner Schöpfung von all meinen Sorgen und Rachegeleuten zu erzählen verschaffte mir eine ungewohnte Befriedigung. So, als sorgte ich dadurch dafür, dass Henriette und mir in absehbarer Zukunft Gerechtigkeit widerführe.

Tage, nein, Wochen verbrachte ich in meiner Werkstatt, welche ich nur hin und wieder in finsterster Nacht verließ, um meine Nahrungs- und Wasservorräte aufzustocken. Nicht weil die Vollendung meines Werks so lange dauerte, sondern weil ich einfach kein Ende fand an den Dingen, die ich Wilhelm vorwarf und ihm antun wollte. Nie zuvor hatte ich mich dermaßen meinen Rachegeleuten hingegeben.

So hatte ich nie zuvor erkannt, wie viel Wilhelm mir über die Jahre genommen und ange-tan hatte. Ich hätte ein normales Leben führen

können, hätte er mich nicht von Kindesbeinen an als teilweise debil dargestellt. Ein ›Wechselbalg‹. Ein ›Kind des Teufels‹. Und was die Kinder sich noch alles hatten einfallen lassen.

War ich wirklich ein seltsamer Mensch, oder stellte ich lediglich die Reflexion der Erwartungen der Leute dar?

Und nun hatte er die Macht, Henriette Ähnliches anzutun.

Ich gab mich gerade besonders intensiven Fantasien hin, als jemand gegen die Tür hämmerte, nur um im nächsten Moment mit ganzer Kraft dagegen zu treten, als wolle er sie aufsprengen. Was natürlich ein Ding der Unmöglichkeit darstellte – dafür hatte ich gesorgt.

»Gustav!«, brüllte Wilhelm durch die Tür. »Du egoistischer Schwachkopf! Ich habe nie viel von dir erwartet, aber der Hochzeit deines einzigen Bruders fernzubleiben! Wie konntest du nur?«

Ich schnaubte und setzte den Schraubenschlüssel erneut an.

»Ich hatte wochenlang Nachsicht mit dir! Aber das hat jetzt ein Ende! Du arbeitest nicht. Du redest mit niemandem. Du trittst alle Menschen, die für dich da sind, mit Füßen! Wenn du weiter schmollst, dann war es das. Dann kannst du zusehen, wo du bleibst!«

Ich zog die Augenbrauen zusammen. Ein Blick in das gnadenlose Messinggesicht vor mir bestätigte mich darin, nicht erneut nachzugeben. Wilhelms Herrschaft endete hier und jetzt.

»Versuch es doch!«, brüllte ich zurück. »Mutter hat *mir* dieses Haus vermacht!« Und das aus gutem Grunde. »Und ohne meine Automaten hättest du kein Geschäft und wärst noch immer ein mittelmäßiger Kupferer! Kannst ja noch nicht einmal ein Kabel vernünftig verdrillen!«

Draußen herrschte einige Zeit lang Schweigen. Nie zuvor hatte ich Wilhelm solche Widerworte gegeben. Ich stellte mir sein entgleistes Gesicht vor und vermochte ein bösesartiges Grinsen nicht zu verhindern. Doch mein Triumph währte nicht lange.

Wesentlich ruhiger erscholl Wilhelms Stimme: »Also gut. Ich wollte dich sowieso

informieren, dass ich ein Haus gekauft habe, in das Henriette und ich ziehen werden. Ihre Großmutter wird alle zwei Tage nach dir sehen. Bis du wieder klar denken kannst, werde ich dir keine neuen Materialien mehr beschaffen. Sobald du zur Vernunft gekommen bist, stehe ich für ein Gespräch zur Verfügung.«

Mir klappte der Kiefer herunter.

»Das wagst du nicht. Ohne Material kann ich auch nichts für dein Geschäft bauen. Du bist abhängiger von mir als ich von dir!«

»Noch habe ich einen Vorrat. Außerdem: Du arbeitest sowieso schon seit Wochen nicht mehr. Keine Arbeit, kein Geld für neue Materialien. So einfach ist das. Du hast noch genug Sachen rumstehen, die du verwerten kannst.«

Fassungslos lauschte ich, wie sich seine Schritte entfernten. Er wagte es tatsächlich, mich zu erpressen? Mit einem Knurren kehrte ich an meine Arbeit zurück. Das würde er büßen!

Wenn er dachte, er hätte den längeren Atem, so täuschte er sich fürchterlich. Ich erkannte bald, wie falsch er mich einschätzte – und darin meinen großen Vorteil. Nein, nicht die Arbeit hielt mich seit jeher in meiner Werkstatt, sondern die Gesellschaft, von der Wilhelm nichts ahnte.

Sein Nachschub war bedeutungslos. Ich beendete die Arbeit an meinem Meisterwerk und nährte dabei meinen kalten Hass. Währenddessen verkaufte er im Laden die letzten Stücke, die ich vor unserem Streit gefertigt hatte und nicht zur Wiederverwertung in die Werkstatt holte. Neue Ware blieb aus. Auftragsarbeiten blieben unbearbeitet oder musste er ablehnen.

Nach Monaten stand *sein* Ruf auf dem Spiel. Meine Reputation konnte nicht mehr schlechter werden – dafür hatte er dereinst selbst gesorgt. Doch dies stellte nur den ersten Schritt meiner Rache dar. Ich würde ihm nach und nach alles nehmen, bis ihm nichts weiter übrig blieb, als Henriette freizugeben.

Ließen sie mich anfangs in Ruhe, änderte sich das mit zunehmendem Abverkauf. Zuerst bat Henriettes Großmutter mich, wenn wir uns zufällig in der Küche trafen, mich bei meinem Bruder zu entschuldigen. Später gewannen

ihre Bitten an Eindringlichkeit: Sie machte sich Sorgen um ihre Enkelin. Zuletzt kamen sie alle, einer nach dem anderen, um durch die geschlossene Tür auf mich einzureden.

Wilhelm scheute nicht einmal davor zurück, Henriette zu schicken, die mich zögerlich und mit hörbarem Widerstreben bat, ihr zuliebe nachzugeben. Wilhelm wurde zunehmend unleidlicher und ängstigte sie. Ich lehnte an meiner Seite der Tür und versuchte, ihre Anwesenheit durch das verstärkte Holz zu spüren. Für einen ewigen Moment schwankte meine Entschlossenheit.

An diesem Abend nahm ich meine Schöpfung zum ersten Mal wirklich wahr. Die Hand bereits auf dem Riegel der Tür, warf ich einen Blick zurück und erkannte die Monstrosität, der Hass und Verzweiflung Gestalt gegeben hatten. Eine teuflische Fratze aus Messing mit Hörnern, Klauen und roten, hasserfüllten Augen starrte mir warnend entgegen.

Aufkommendes Unheil dräute in diesen Augen, schnürte mir die Kehle zu und brachte mein Herz zum Rasen. Meine Hand zitterte unkontrolliert. Visionen eines grauenvollen Lebens blitzten vor meinem inneren Auge auf – ein Leben in Selbsthass, im Schatten meiner Liebe und ewiglich verhöhnt von meinem Bruder. Gäbe ich jetzt nach, verlief mein restliches Leben als Wilhelms Sklave, unfähig, die einzige mir verbundene Person zu erreichen.

Ich zog die Hand zurück, als hätte ich sie mir am Riegel verbrannt und presste sie fest an die Brust.

»Verzeih«, sagte ich leise. »Halte bitte noch ein wenig durch. Ich Sorge dafür, dass alles seinen rechten Gang geht.«

Henriette antwortete nicht. Lautlos verschwand sie irgendwann von der Tür und kehrte nicht wieder. Ich blieb allein mit meiner Monstrosität zurück.

In jener Nacht sprach diese zum ersten Mal zu mir. In wilden Fieberträumen zeigte sie mir Orte, die kein Mensch je erblicken sollte. Sie sprach von Geheimnissen und Fertigkeiten abseits von Wissenschaft und rechtem Glauben.

Als ich schweißgebadet erwachte, stand der Automat zu meinem Entsetzen an meiner Bettstatt und starrte schweigend auf mich herab. Doch erst bei Einbruch der Dunkelheit erhob er erneut seine Stimme und erzählte mir von Zaubern und Möglichkeiten weit jenseits meiner bisherigen Fähigkeiten. Dunkle, grenzenlose Mächte, die meine Rache ermöglichen und meine Wünsche erfüllen würden. Mächte, die mir bald zugunsten kommen würden.

»Soll er leiden?«

»Ja.« Ich knirschte mit den Zähnen. »Ich will jeden seiner zukünftigen Atemzüge verfluchen.«

»Dein Wille soll erfüllt werden.«

»Was verlangst du dafür?«

»Den Preis werden andere zahlen.«

Und ich verwünschte und verfluchte Wilhelm aus tiefster Seele, während ich mich in meiner Kunst auf neue, dunklere Pfade begab und begann, Fleisch und Metall zu verschmelzen. Aus Mangel an Freiwilligen arbeitete ich nach Anweisung meines Dämons anfangs an meinem eigenen Arm. Ersetzte Adern durch Schläuche; Muskeln und Sehnen durch Hydraulik, Zahnräder und Dämpfer; Knochen durch Stahl und Messing.

Tag und Nacht verschwammen zu einer wirren Einheit. Und je tiefer ich in meine neue Macht eintauchte, desto selbstbewusster verfluchte ich meinen Bruder und den Tag, an dem er mir Henriette genommen hatte.

Vielleicht war es Zufall. Vielleicht hatte ich dem Teufel höchstpersönlich Gesicht und Stimme gegeben. Doch eine Woche, nachdem ich Wilhelm die übelsten Flüche an den Hals gewünscht hatte, klopfte Henriettes Großmutter an meine Tür, um mir aufgelöst zu erzählen, ihre Enkelin läge im Sterben. Kein Arzt vermochte ihre plötzliche Erkrankung zu lindern.

Entsetzen packte mich, als ich begriff. Ich musste mich nicht physisch davon überzeugen, dass mein teuflischer Lehrmeister im Schutze des Schrankes wissend grinste. Wilhelm würde also leiden – indem er Henriette als Druckmittel verlor.

Aber nicht so!

»Bring mich zu ihr!«, forderte ich die Alte auf und stürmte an ihr vorbei.

Unten warf ich mir meinen Mantel über – längst viel zu weit für mich – und wartete ungeduldig darauf, dass sie mir den Weg zeigte.

Die Straßen schmolzen unter meinen Schritten zusammen. Am Rande registrierte ich, dass die Abenddämmerung einsetzte. Verwirrte und ungläubige Blicke folgten mir.

Zu meiner unendlichen Erleichterung wohnte Wilhelm nicht weit von unserem Laden. Ich vergaß alle Höflichkeit. Kaum öffnete man mir, stürmte ich hinein und die Treppe hinauf. Im ersten Stock sah ich bereits durch eine offenstehende Tür das breite Bett. Wilhelm verließ gerade, von meinen Schritten aufgeschreckt, den Raum.

Als er mich sah, wandelte sich seine Irritation kurzzeitig in Wut, ehe seine Selbstbeherrschung Oberhand gewann. Er baute sich vor mir auf und hielt mich mit einer Hand zurück.

Ärger kochte in mir hoch, doch die schiere Sorge um Henriette überwog.

»Lass mich durch! Ich kann ihr helfen!«

»Nein.« Wilhelms Griff um meinen Arm verstärkte sich noch. »Du regst sie nur unnötig auf.«

»Ich kann ihr helfen!«, wiederholte ich flehend.

»Niemand kann ihr noch helfen! Ich habe die besten Ärzte kommen lassen. Keiner konnte ihr helfen.«

»Aber –«

»Verdammt, Gustav! Sie ist keine Maschine, die du reparieren kannst!« Pure Frustration peitschte mir entgegen. »Sie ist ein Mensch! Begreif das endlich!«

Ich schüttelte vehement den Kopf. Wilhelm verstand mich nicht. Aber wie sollte er auch? Seine Augen sahen nur das Naheliegende, nie das Besondere, nie die Wunder dieser Welt.

Dennoch veranlasste mich sein Tonfall, meine unnützen Bemühungen, mich zu befreien, aufzugeben. Stattdessen verharrte ich und sah ihm so ruhig und ernst wie möglich in die Augen. Ich legte das letzte bisschen Fassung, das ich in mir finden konnte, in meine nächsten Worte: »Es gibt Dinge jenseits erprobter Medizin. Ich kann sie retten, Wilhelm. Selbst wenn

ich sie dir überlassen muss. Ich kann und ich werde sie retten.«

Wilhelm verdrehte stöhnend die Augen.

»Ich hab genug von deinem Irrsinn, Gustav! Du gehst jetzt auf der Stelle heim und bleibst dort. Ich will dich hier nicht mehr sehen. Und solltest du auch nur darüber nachdenken, einen weiteren falschen Ton von dir zu geben, will ich dich auch nicht auf ihrer Beerdigung sehen. Haben wir uns verstanden?«

Fassungslosigkeit ließ mich taumeln. »Liebst du sie überhaupt? Oder hast du sie nur geheiratet, damit ich sie nicht haben kann?«

»Wie kannst du es wagen?« Grob drängte er mich die Treppe hinab.

Ich wäre sicherlich hinuntergefallen, hätte er mich dabei nicht unbarmherzig festgehalten. »Wie kannst du ihr dann beim Sterben zusehen, ohne alles Machbare zu versuchen?«

»Weil ich alles Machbare versucht habe! Menschen kann man nicht durch Gebete heilen. Genauso wenig kann man sie wie eine Maschine reparieren!« Mit diesen Worten stieß er mich zur Haustür hinaus.

Ungeschickt stolperte ich die drei Stufen hinab.

Einige Sekunden starrte er mich beinahe hasserfüllt an, ehe er die Tür lautstark zuschlug.

Unschlüssig verharrte ich. Ich wusste, dass ich ohne Gewalt nicht mehr hineingelangen konnte. Er würde es zu verhindern wissen. Aber sollte – *durfte* – ich kampflös aufgeben?

Zur Untätigkeit verdammt, suchten meine Wut und Verzweiflung ein neues Ziel. Wie von selbst fanden meine Füße den Weg zurück nach Hause und in mein Arbeitszimmer, wo ich die Schranktüren aufriss und mich meinem grinsenden Dämon stellte.

»Du hinterlistiges Monster! Du solltest Wilhelm schaden, aber nicht Henriette! Wie kannst du mir das antun, deinem Schöpfer? Ich habe dich erschaffen! Und zum Dank nimmst du mir das einzig Wichtige in meinem Leben?«

»Alles fügt sich, wie es soll ...«

»Henriette stirbt! Und obwohl ich es könnte, darf ich sie nicht retten. Du wusstest es und machtest mir falsche Hoffnungen.«

»Euer Streit war laut und sie wach. Schon bald wird sie dein sein. Sein Recht auf sie erlischt. Warte ab und lerne. Oder verzichte auf deine Rache.«

Ich erstarrte. Zwei Herzen schlugen in meiner Brust. Sollte ich einem Dämon vertrauen? Oder sollte ich Henriette loslassen, damit sie leben konnte? Würde der Dämon überhaupt seinen Griff um sie lösen, wenn ich meinen Pakt beendete? Frustriert schrie ich auf, packte einen Schraubenschlüssel und schleuderte ihn in eine Ecke. Ein leises Quieken erscholl.

Verblüfft starrte ich die Ratte an, die meinem Wutausbruch zum Opfer gefallen war, als sich mein Automat verheißungsvoll meldete: »Lerne.«

Henriette verstarb eine Woche später. Wilhelm lud mich nicht zur Beisetzung ein. Doch ich wusste es auch so. Und ich war vorbereitet.

Gegen zwei Uhr in der Nacht klopfte es verstohlen an die Hintertür unseres Hauses. Darauf hatte ich gewartet. Ich öffnete und blickte auf eine verummte Gestalt. Nirgendwo brannte Licht, und dicke Wolken verdeckten den Nachthimmel, sodass ich das Gesicht unter der Mütze nicht sehen konnte. Doch ich erkannte das Bündel, das neben ihm an der Wand lehnte.

»Meine Bezahlung«, zischte der Mann leise.

Schweigend reichte ich ihm mehrere Unzen Gold aus meiner Werkstatt. »Das reicht für ein neues Leben in einer Großstadt.«

Er wog die kleinen Barren und biss hinein, ehe er sich mit einem knappen Nicken an den Hut tippte.

»War nett, Geschäfte mit Ihnen zu mach'n.« Er warf einen letzten Blick auf das Bündel. »Sind immer de Hübschen, die's nich' unter de Erde schaff'n.«

»Wie auch immer. Auf Nimmerwiedersehen.«

Er lachte leise und ging. Ich schleifte das Bündel vorsichtig ins Haus hinein. Mein Dämon hatte recht behalten: Die Selbstoptimierungen bewährten sich nun. So wie er mit allem richtig lag. Daher erfüllte mich vorfreudige Hochstimmung.

In meiner Werkstatt lag alles bereit. Das Zeitfenster schloss sich bald, also musste ich mich beeilen. Ich hob das kostbare Bündel auf den Tisch und löste die Tücher. Für einen endlosen Moment verharrte ich andächtig. Tränen stiegen mir in die Augen. Selbst der Tod vermochte ihr nicht die Schönheit zu rauben. So blass wie immer hätte sie genauso gut lediglich schlafen können.

Mit Mühe riss ich mich von ihrem Anblick los und begann mein morbides Werk. Ich hatte meinen dämonischen Automaten ausgeschlachtet und vorbereitet. Nun tauschte ich Henriettes verfallendes Fleisch gegen Messing. Nutzlose Adern gegen Schläuche, Nerven gegen Drähte und ihr schweigendes Herz gegen eine Pumpe.

So behutsam musste ich vorgehen, um ihre schöne Haut nicht zu sehr zu verletzen, dass die Stunden nur so dahinrannten.

Endlich war es vollbracht. Vorsichtig kleidete ich sie an und trug sie zu einem bereitstehenden Sessel. Sie sollte sich nicht in unwürdiger Position wiederfinden.

Mein Herz raste, als ich die kleine Maschine in ihrer Brust anschaltete und die Klappe schloss. Verheißungsvoll surrte ihr neues Herz, das verdünntes Blut durch ihre künstlichen Adern pumpte.

Gerade schloss ich die letzten Knöpfe des Kleids über der Metallklappe, als ein Schrei mich aufschreckte. Ich fuhr zusammen und erwartete bereits, sie mit weit aufgerissenen Augen zu sehen. Doch sie hatte sich nicht geregt. Hatte ich mir das eingebildet?

»Herrgott im Himmel!«, drang Wilhelms Stimme in mein Hirn und ließ mich aufblicken. »Du Unglückseliger! Was hast du nur getan?«

Blindlings ergriff ich ein Messer, das zwischen meinen Werkzeugen lag und hielt es Wilhelm drohend entgegen. »Das hier geht dich nichts mehr an! Sie ist endlich frei von dir.«

»Teufelsbrut! Ausgeburt der Hölle! Wie kannst du uns das nur antun? Du gehörst in ein Sanatorium! Ich hätte dir längst den Gnadenschuss geben sollen! Du Inbegriff allen höllischen Wahnsinns!«

Wilhelm stürzte sich auf mich.

Statt auszuweichen, warf ich mich ihm entgegen. Die hydraulischen Zylinder in meinen Armgelenken arbeiteten schneller, als meine Muskeln es je vollbracht hätten, und trieben Wilhelm das Messer hinter das Schlüsselbein, bevor dieser seinen Arm ganz zum Schlag heben konnte.

Entsetzen und Unglauben ließen seine Augen vorquellen. Ich zog das Messer heraus und sprang zurück, bereit erneut zuzuschlagen.

Doch Wilhelm verharrte, die Hand auf die Wunde gepresst, und starrte mich an. Anscheinend bemerkte er erst jetzt, was ich die letzten Wochen und Monate an mir verändert hatte.

»Teufelsbrut«, wiederholte er. »Ersäufen hätten sie dich sollen, wie Vater es von Anfang an vorhatte!«

Im Flur erscholl ein leises Wimmern. Henriettes Großmutter kauerte zusammengesunken auf den Dielen und jammerte Unverständliches, während sie ihr Kreuzkettchen umklammert hielt.

Wilhelm schnaufte.

»Das ist noch nicht vorbei! Komm ja nicht auf die Idee, verschwinden zu wollen! Ich warne dich.« Dann ging er zur Großmutter und half ihr auf die Beine. »Komm, gehen wir in die Küche.«

Ich sah ihnen nicht nach. Kaum war die Gefahr gebannt, legte ich das Messer zur Seite und kehrte zu Henriette zurück. Sie hatte ihre Lider gehoben und starrte mich eisig und unergründlich aus ihren rötlich-blauen Augen an.

»Verzeih, dass du das erdulden musstest. Hier, Liebste«, flüsterte ich, als ich eine kleine Kette aus meiner Hemdtasche holte. »Die hatte ich für deinen Geburtstag anfertigen lassen. Aber Wilhelm ließ es nicht zu, dass ich sie dir gebe.«

Vorsichtig legte ich das goldene Kettchen um Henriettes schmalen, blassen Hals. Sie hielt völlig still, während ich ihre weißblonden Locken im Nacken anhub und den filigranen Verschluss einhakte. Mein Atem ging stoßweise. Nicht aus Erregung, nein, allein die Angst vor Zurückweisung trieb mich.

Behutsam drehte ich die feine Kette zurecht, ließ meine Finger an der metallischen Oberfläche

entlangwandern, bis sie am Anhänger verharrten: eine goldene Nachtigall. Als ich den Anhänger losließ, schmiegte dieser sich perfekt in ihr Dekolleté.

»Gefällt es dir?«

Ich spürte regelrecht, wie ihre eisblauen Augen mich von oben herab durchbohrten. Unnachgiebig und ungerührt. Eine jähe Panik überflutete meinen Verstand und ließ mich erstarren. Wie sehr mochte Wilhelms Einfluss sie verändert haben? Zürnte sie mir meine Tat? Wimmernd zog ich mich von ihr zurück und schlang die Arme um meinen Oberkörper.

»Sieh mich nicht so an! Bitte! Ich hab das alles für dich getan! Ich Sorge für dich. Ich habe weder Mühe noch Wagnis gescheut, damit wir zusammen sein können. Er hat es mir doch versprochen. Wenn du mir nur ... ein Lächeln ...«

Mit jedem Wort erstarb meine Stimme ein wenig mehr. Zugleich sank ich immer weiter zusammen, bis ich ihr schlussendlich zu Füßen lag und schluchzend Tränen der Verzweiflung vergoss, während Henriette bewegungslos auf ihrem Sessel thronte und ihre rötlich-blauen Augen mich unerbittlich niederstarrten.

»Was nur? Was?«, flüsterte ich erstickt.  
»Was muss ich tun?«

Verzweiflung schlug jäh in rasende Wut um. Ich hatte alles getan. Mich sogar auf dunkelste Pfade begeben. So viel Leid hatte ich ertragen! Das hatte ich nicht verdient.

»Was soll ich denn noch tun?«, warf ich ihr meinen Schmerz vor.

Ich fuhr auf die Knie und packte ihre schmalen Handgelenke, die auf den Sessellehnen ruhten. Henriette wehrte sich nicht. Doch ich spürte die Spannung unter der weichen Haut. Sie wich meinem anklagenden Blick aus. Der Raselei nahe presste ich ihre Hände fest auf die Lehnen.

»Du weißt, dass es sein musste! Ich tat immer alles nur für dich, für uns! Oder willst auch du auf einmal behaupten, ich könnte dich nicht glücklich machen?«

Sie antwortete nicht. Ihre feinen Gesichtszüge, in die ich mich verliebt hatte, blieben so glatt wie die einer Puppe. Stets hatte ich ihren starken Geist bewundert, doch nun trieb gera-

de dieser mich an den Rand des Wahnsinns.

Ich sprang auf und packte sie an den Schultern, schüttelte sie. Obschon ihr Körper so schmal war, steckte viel Kraft darin. Sie widersetzte sich meiner Attacke und blieb beinahe unbeweglich sitzen, während ich mit aller Kraft gegen sie ankämpfte.

Nur allmählich begriff ich, was ich gerade tat, und ließ sie los. Was hatte mich nur angetrieben? Handelte es sich um einen letzten Trick meines Dämons? Erneut brandete Angst auf.

»Verzeih. Ich ... Warum, Henriette? Wofür bestrafst du mich? Ich konnte nicht anders handeln. Jede andere Möglichkeit hätte in einer Tragödie geendet – schlimmer als Schiller sie sich ausdenken konnte. Was soll ich tun? Was dir bringen? Damit du mich endlich ...«

Ich stockte. Sie sah mich nicht an. Ihr Blick ging weit an mir vorbei. Ich musste mich nicht umdrehen, um zu wissen, wohin sie sah. Mein Herz krampfte sich zusammen, und der Schmerz drohte, meinen Verstand in unbekannte Gestade teuflischen Ursprungs zu treiben.

Nein.

»Henriette ...«, flehte ich, mühsam nach dem letzten Faden Vernunft haschend. »Sieh. Mich. Bitte. An.«

Sie ignorierte meine Worte stur und trieb den sprichwörtlichen Dolch noch tiefer in mein Herz. Kalter Hass quoll aus der Wunde und verteilte sich in meinen Adern, raste mit dem Blut durch meinen Leib und überschwemmte schließlich meinen Geist.

»Nicht. Er.« Meine Stimme, eiskalt und emotionslos, klang wie die eines Fremden. »Immer wieder *er*. Soll er bis an unser Lebensende unser Glück zerstören? Ich tue wirklich alles für dich, Henriette. Was nur? Was willst du noch von ihm?«

Ich drehte den Kopf und erwartete beinahe, Wilhelm in der offenstehenden Tür zu erblicken. Doch der Durchgang gähnte mich leer an. Ärgerlich eilte ich dorthin und schlug die Tür ins Schloss.

Als ich zu ihr zurückkehrte, nahm ich das Messer, dessen Klinge mit Wilhelms Blut befleckt

war. Anklagend hielt ich ihr die Spitze vor das Gesicht. »Nicht ich habe dir wehgetan! Er war es. *Er* hat dich getötet! *Ich* habe dich gerettet. Er wird dich erneut töten.«

So viele Emotionen stritten um die Oberhand. Das Messer wog jäh mehrere Tonnen. Langsam ließ ich es sinken.

»Hätte ich ihn töten sollen? Meinen eigenen Bruder? Ist es das, was du verlangst?«

Natürlich! Das war die einzig logische Handlung. Wilhelm würde wiederkehren, um sie zu holen. Oder zu zerstören. Und dann? Die Ordnungshüter? Oder doch Wärter aus dem Sanatorium, wie er angedroht hatte? Aus seiner Sicht blieb ihm keine andere Wahl. Panik dräute am Rande meines Verstands.

Jäh erstarrte ich. Henriettes zarte Finger umschlossen meine Hand und führten die Klinge an ihre wunderschönen, hellrosa Lippen. Genüsslich leckte sie das Blut von dem Metall. Ihre Augen schienen zu glühen, und ein leichtes Lächeln umspielte ihre Lippen, als sie das gesäuberte Messer präsentierte.

»Mehr«, säuselte ihre honigsüße Stimme.

Henriette beugte sich zu mir vor und legte mir ihre schlanken, kühlen Hände auf die Wangen. Ihre rötlich-blauen Augen fingen meinen Blick ein und erneuerten das Band, das wir in endlosen Nächten geknüpft hatten.

»Ich habe so einen Hunger.«

Ich lächelte. Meine Eingeweide krampften sich glücklich zusammen, als ich die Tragweite ihrer Worte begriff. Mein teuflischer Pakt erwies sich als weitaus befriedigender, als ich mir je hätte ausmalen können. Welch Ironie des Schicksals.

»Alles, was du möchtest ...«

Ich durfte nicht warten, bis Wilhelm sich entschieden hatte, was er unternehmen wollte. Niemand durfte hiervon erfahren. Also ging ich nach unten. Zumindest sah mein Plan dies vor.

Ich hatte die Treppe erst halb überwunden – ich trat bewusst auf die knarrenden Stellen –, als Wilhelm mich wutentbrannt abging. Er hatte die Wunde in seiner Schulter nur notdürftig verbunden. Hinter ihm saß Henriettes Großmutter eingefallen in der Küche und starrte die Wand an. Dann fiel mein Blick auf Wilhelms

unversehrte Linke: Ein Revolver? Seit wann besaß er den?

Ich hob beschwichtigend die Hände und zog mich vorsichtig nach oben zurück. Wilhelm folgte mir, die Mündung der Waffe auf mich gerichtet. »Wo wolltest du hin?«

»Zu dir«, antwortete ich ehrlich. »Die Sache endgültig aus der Welt schaffen.«

»Das wird geschehen, keine Sorge.« Nie zuvor hatte ich so viel Ingrim in Wilhelms Augen gesehen. So viel Hass und Verachtung. So also empfand er wirklich. »Dafür werde ich sorgen. Sei froh, dass ich es mir nicht leisten kann, meinen guten Ruf zu riskieren. Nur deswegen habe ich nicht die Ordnungshüter gerufen.«

»Was hast du dann vor?«

Ich erreichte den Absatz und zog mich weiter zurück, lockte ihn Schritt für Schritt in meine Werkstatt.

»Ich werde Henriette unbemerkt zurück in ihr Grab legen. Und du wirst dich freiwillig in eine Heilanstalt begeben. Mir wird schon eine Erklärung einfallen. Man wird mir auch dieses Mal glauben.«

»Ohne meine Automaten hast du nichts zu verkaufen.«

»Ich finde schon etwas. Außerdem komme ich nur meiner gottverdammten Pflicht als guter Christ nach. Dieses Mal bist du zu weit gegangen.«

Ich überschritt die Türschwelle, und Wilhelm folgte mir. Als ich mich in Richtung Tisch bewegte, hob er erneut die Waffe an. »Vorsicht. Ich kann dich auch einfach unter Henriette verscharren. Niemand wird dich vermissen.«

Ich wich zur Seite aus. Als habe sie darauf gewartet, erhob Henriette sich etwas steif aus ihrem Sessel, kaum dass Wilhelms Blick auf sie fiel.

»Was?«, entfuhr es diesem und er richtete die Waffe auf sie. »Wie kann das sein? Du bist tot!«

»Ich sagte doch, ich kann sie retten.«

»Du hast mich sterben lassen«, warf Henriette ihm vor.

Wilhelm schoss. Die Kugel durchschlug Henriettes schönen Hals, doch kein einziger Blutstropfen quoll heraus.

Wilhelm keuchte.

»Was ist das für eine Ausgeburt der Hölle?«

Ich sprang vor und packte ihn. So sehr er sich auch wehrte, die Hydraulik meines Arms konnte er nicht überwinden.

Plötzlich stand Henriette vor uns. Wilhelm schrie auf, als sie in einer abgehackten Bewegung das Messer in seinen Hals stieß. Die Klinge durchtrennte seine Luftröhre, und er verstummte. Henriette presste ihren Mund auf die offene Wunde und schluckte genüsslich das hervorsprudelnde Blut. Leichte Röte färbte ihre Wangen.

Warme Glückseligkeit durchflutete mich, während ich das Leben aus dem Körper meines Bruders schwinden spürte.

Lächelnd sitze ich im Regen auf einer Bank und warte. Der Schatten der nächtlichen Gasse verbirgt, was darin geschieht. Ich habe mich an den Rhythmus gewöhnt. Einmal alle sechs Wochen. Bisher ist es noch niemandem aufgefallen. Eigentlich führen wir ein gutes Leben, wenngleich ich neuerdings über einen Umzug in eine andere Stadt nachdenke. Oder reisen. Ein Leben als fahrender Künstler. Die Welt steht uns jetzt offen.

Nachdem Henriettes Großmutter sich von dem Schock erholt hatte, befand sie es für ein

»göttliches Wunder« und empfing ihre Enkelin mit offenen Armen. Scheintod. Eine plausible Erklärung, die jeder in Goslar glaubte. Und wer waren wir, die Bürger ihrer Naivität zu berauben?

Seit Wilhelms »tragischem Tod während eines Überfalls« baue ich nur noch Automaten auf Auftrag, was die Preise in die Höhe getrieben hat. Wilhelm wäre sicher neidisch auf Henriettes Geschäftssinn gewesen.

Hinter mir erklingt das leise Rascheln beinahe geisterhafter Schritte, und ich stehe auf. Auf dem schlichten, dunkelorange Kleid fallen die Blutflecken gar nicht auf. Ihr Gesicht ist makellos wie immer, während ihr künstliches Herz das frische Blut in ihrem Körper verteilt. Im Vorbeigehen hauche ich ihr einen Kuss auf.

Dann werfe ich mir den toten Leib über die Schulter, und wir machen uns auf den Weg, ihn zu entsorgen. Jetzt haben wir Zeit, uns zu überlegen, wohin wir reisen wollen.

~ ~ ~

© Text: Manuel Otto Bendrin |  
Erstveröffentlichung

## BAUERN | Volker Dornemann

Wehmütig schaut der alte Vampir auf sein tausendjähriges Leben zurück. Die Erinnerung an seine Jugend erfüllt ihn heute mit Bitterkeit.

Einst war er Jäger gewesen, hatte für die Jagd gelebt, so wie auch seine dunklen Geschwister. Die Jagd hatte die Ewigkeit mit Sinn erfüllt.

Schon lange gab es Menschen nur noch in Zuchtfarmen. Statt sie zu jagen, erntete man sie. Und ihr Blut schmeckte nur noch fad.

Der alte Vampir seufzt. Aus einst stolzen Jägern waren müßige Bauern geworden.

DuKe MacAlone's  
**Nostera** DIE BOSE  
 VAMPOSE



**JUST HANGIN'  
 AROUND**



SARAH LUTTER

# DAS VORURTEIL

**S**ir Simon hängt kopfüber und betrachtet die Szenerie. Der Wald ist dunkel, die Nacht liegt tief über den Ästen, doch das tosende Gewitter lässt die Lichtung immer wieder aufblitzen. In einem Moment ist es stockfinster und im nächsten taghell. Regen peitscht ihm ins Gesicht. Er spürt, dass etwas Schreckliches geschehen ist, lange bevor er es sehen kann.

Unter ihm mäandern die Baumwurzeln wie Flüsse meterweit in die Lichtung hinein und bilden ein ineinander verschlungenes Muster. Jeder Baum versucht, mit der eigenen Wurzel das Regenwasser vor allen anderen abzugreifen, wodurch die obskursten Formationen entstehen und die Lichtung in ihrem Erscheinungsbild prägen.

Ein Blitz erhellt die Waldschneise. Doch es ist nicht Wasser, das über die Wurzeln läuft. Sir Simon fokussiert den Blick. Es ist dunkler. Dickflüssiger. Ein zweiter Blitz bringt Gewissheit, und die letzte Hoffnung schwindet. Rot liegen die Wurzeln vor ihm, getränkt durch das Blut eines verendeten Rehkitzes. Ein letzter Blitz, und die beiden Bissspuren am Hals sind nun nicht mehr zu übersehen. Erneut ist ein Tier gestorben. Sie werden ihn abermals ins Visier nehmen. Sir Simon leckt sich über die roten Zähne – der Schrecken ist noch nicht vorbei.

Wenige Stunden später, als das Tageslicht die Taten der Nacht enthüllt, hat sich Sir Simon in seine Höhle zurückgezogen. Früh genug werden ihn die Vorwürfe und die Anfeindungen treffen, und wieder werden sie ihm nicht glauben. Bei seinem Glück hat ihn ein anderes Tier oberhalb des Kadavers mit roten Zähnen hängen sehen. Eine Argumentation wie bei den früheren Vorfällen kann er sich sparen. Sie wollen ihm nicht glauben – ihm, der so anders ist. Dabei ist er im Wald nicht das einzige Kind der Nacht. Doch die Eule hat es irgendwie

besser getroffen.

Bedrückt blickt er in seiner Höhle umher. Wirklichen Luxus bietet sie nicht, aber er fühlt sich hier trotz allem heimisch, trotz der Anfeindungen und der Vorwürfe. Hierhin kann er sich zurückziehen, wenn es ihm zu viel wird – wenn die anderen Tiere auf seine Andersartigkeit pochen und ihm das Gefühl vermitteln, ein Aussätziger zu sein.

Eine neue Höhle, in einem neuen Wald. Das wäre wahrscheinlich das Richtige, aber es würde auch bedeuten ... aufzugeben. Er weiß, dass er unschuldig ist – er kennt die Wahrheit und doch ...

Ein leises Räuspern durchdringt die Dunkelheit. »Du hast es sicherlich schon gehört?«

»Ich hatte das Pech, über dem Kadaver zu hängen.«

Das Eichhörnchen hat als einziges Tier keine Angst, die Höhle zu betreten. Es ist selbst regelmäßig von Anfeindungen betroffen, doch richten sich diese gegen seinen Intellekt. Als »dauerhaft vergesslich« eingestuft, lästert jedes andere Tier über den ausgefallenen Namen des Nagers: Agent 00-Puschelschwanz.

Der Name kommt nicht von ungefähr. Er will sich damit von den anderen Nagern abgrenzen. Denn im Gegensatz zu ihnen vergisst er nicht dauernd seine Nüsse und konnte mit seinem scharfen Verstand sogar das eine oder andere Rätsel des Waldes lösen. Da er sich immer mit der Eule berät, glauben die anderen Tiere nicht, dass er selbst die Lösungen gefunden hat. Vielmehr glauben sie, dass er seine Ideen und Erkenntnisse von der Eule klaut – und somit nicht nur vergesslich, sondern auch ein gemeiner Dieb ist.

»Sind sie schon auf dem Weg hierher?« Sir Simon blickt zu dem Nager hinab.

»Ich habe gehört, dass sie den Rat einberufen haben. Vier tote Rehkitze in vier Nächten!«



»Und immer gezeichnet mit den markanten Bissspuren«, ist Sir Simons Erwiderung, während er sich demonstrativ über seine Beißer leckt.

»Du brauchst nicht zu betonen, dass du es nicht warst. Ich weiß es. Nur wird dir das nicht helfen.«

Sir Simon seufzt tief und fühlt sich einmal mehr am falschen Ort zur falschen Zeit. Er flattert zu Puschelschwanz hinab und blickt ihn an. »Warum bist du dir da so sicher?«

»Jeder, der Augen im Kopf hat, sieht, dass du Vegetarier bist. Nur können die Pflanzen nicht so auf sich aufmerksam machen, wie es die Tiere untereinander tun können. Zumal, je nach Frucht, nichts übrig bleibt und man deine Bissspuren nicht darauf findet. Ein Vergleich mit den Rehkitzen ist somit ... unmöglich.«

Sir Simon stellt die Ohren auf, während er seinem Freund lauscht. Könnte die Lösung so einfach sein? Ein Zahnabgleich! Schon wäre er aus dem Schneider, und man müsste ihm endlich glauben. Doch zu oft haben die anderen Tiere

ihn enttäuscht und das Offensichtliche nicht einsehen wollen. Aus demselben Grund mussten schon der Wolf und der Fuchs den Wald verlassen. Niemand kaufte ihnen ab, dass sie Vegetarier sind und für die Gemeinschaft keine Gefahr darstellten. Das Gesetz des Stärkeren ist im Wald auch heute noch maßgeblich, aber man wollte davon im Rat nichts hören ... Ob sie sich wohl von Luft und Liebe ernähren?

»Hörst du mir überhaupt zu?« Agent 00-Puschelschwanz wedelt mit der Pfote vor der Nase der Fledermaus auf und ab. »Wenn wir herausfinden, wer das war, dann lassen sie dich in Ruhe, und mir glauben sie endlich, dass ich nicht so dumm wie meine Artgenossen bin.« Aufgeregt hüpfte das Eichhörnchen auf und ab. »Das ist doch die Lösung unserer beider Probleme.«

Sir Simon kratzt sich am Kinn. »Die Sache hat nur einen Haken.«

»Welcher wäre das?«

»Wer hat außer mir solche Zähne?«, fragt Sir Simon und bleckt die selbigen.

# KRITZELKUNST

illustration - coverdesign - comic

Für Verlage und Selfpublisher  
[www.kritzelkunst.de](http://www.kritzelkunst.de)  
[www.facebook.com/kritzelkunst.de](https://www.facebook.com/kritzelkunst.de)

Infos und Anfragen unter: [klewer@kritzelkunst.de](mailto:klewer@kritzelkunst.de)

»Das gilt es herauszufinden. Ich laufe direkt zum Rat und berichte von meiner Idee.«

»In der Hoffnung, dass sie dir überhaupt zuhören?«, ruft Sir Simon ihm hinterher und fliegt wieder an seinen angestammten Platz.

Das Blut ist inzwischen geronnen, doch das nimmt dem Anblick nicht den Schrecken. Der Rat hat sich um das vierte Opfer versammelt und prüft die Gegebenheiten.

Wieder ein Rehkitz.

Wieder die Bissspuren am Hals.

Wieder wurde der Körper ansonsten nicht geschändet.

Nur der Platz ist dieses Mal ein anderer, aber das lässt sich mit dem Gewitter erklären.

Plötzlich raschelt es im Unterholz, und Agent 00-Puschelschwanz tritt vor den ehrenwerten Rat.

»Was willst du denn hier?«

»Ich bin hier, um dem ehrenwerten Rat meine Hilfe anzubieten.«

Der Vorsitzende des Rates, ein prachtvoller Hirsch in seinen besten Jahren, verschluckt sich bei einem lauten Röhren.

»Helfen ...« Tränen rinnen über sein Gesicht, als er um seine Fassung ringt. Schließlich baut er sich majestätisch auf und blickt auf das Hörnchen hinab.

»Was willst du uns denn helfen? Du, der dauernd seine Nüsse vergisst und zudem der *Freund* des Hauptverdächtigen bist. Was du erreichen willst, ist mehr als klar.«

»Und wenn es die Wahrheit ist?«

»Wahrheit? Was ist schon Wahrheit? Vier Rehkitze sind tot. Das ist die Wahrheit, und ein Untier treibt weiter sein Unwesen in meinem Wald.«

»In unserem!«

»Wie bitte?«

»Es ist unser Wald!«, antwortet das Eichhörnchen mutig und reckt das Kinn vor. »Nicht mein, nicht dein, unser Wald. Also müssen wir auch zusammenhalten und das Wesen vertreiben.«

»Dann bestell deinem Freund einen Gruß. Wenn du willst, kannst du gleich mitgehen. Vermissen wird dich hier niemand.«

Arrogant dreht sich der Hirsch herum, und die anderen Ratsmitglieder folgen ihm.

»Lasst den Waschbären den Tatort reinigen«, sagte er. »Es gibt nichts mehr zu sehen.«

Niedergeschlagen trottet das Eichhörnchen zurück zur Höhle. Die Mittagssonne steht hoch über dem Wald. Es gilt, die verbliebene Zeit zu nutzen. Seine Idee, den Fall zu lösen, kommt nicht von ungefähr. Auch wenn es ihm keiner zutraut, er hat eine Ahnung, was im Wald geschieht. Der zeitliche Zusammenhang – er ist in diesem Fall offensichtlich. Agent 00-Puschelschwanz berät sich dieses Mal nicht mit der Eule, zu weit sind die Entfernungen zwischen dem Nistplatz und der Höhle. Er wird versuchen, Sir Simon mit in die Ermittlungen einzubeziehen. Schließlich will auch sein Freund im Wald bleiben. Daher liegt es an ihnen beiden, das Unrecht aufzuklären.

»Aber warum hast du das gemacht?« Sir Simon legt den Kopf schief – es hilft ihm beim Denken. Das hat er dem Hörnchen vor nicht allzu langer Zeit offenbart.

»Das habe ich dir gerade erklärt.« Das Hörnchen stampft wütend auf. »Behandle du mich nicht auch noch so wie die anderen. Ich bin nicht verrückt!« Gerade will es sich wegdröhnen, da flattert Sir Simon hinab.

»Das habe ich doch gar nicht gesagt. Ich ... Ich ... Ich verstehe es nur nicht. Es ist doch so umständlich und in keiner Weise effektiv.«

»Weißt du, wie das ist, wenn alle sagen, du bist meschugge?«

»Weißt du, wie es ist, wenn alle sagen, du bist ein Mörder?«

Die beiden stieren sich an.

»Bitte Puschel, erkläre es mir noch ein weiteres Mal. Vielleicht verstehe ich es dann.«

Das Eichhörnchen reckt das Kinn vor und zögert. Von seinem besten Freund nicht verstanden zu werden, scheint wahrlich unglaublich, und doch muss es auch seine Situation verstehen. Leider kann es seine Lage nur schwer nachvollziehen. Seit vier Tagen unter Mordverdacht zu stehen, jeden Tag beäugt zu werden, das kann sich das Hörnchen kaum

vorstellen. Zumal Sir Simon auch vorher im Wald nicht beliebt war. Das Hörnchen wird gehänselt, aber nicht attackiert, und ihm wird nicht gedroht, des Waldes verwiesen zu werden. Vielleicht ...

»Na schön. Einmal probiere ich es noch. Seit ein paar Wochen hatte ich zunehmend den Eindruck, dass mehr und mehr meiner Nüsse verschwunden sind. Ich bilde mir einiges auf mein Gedächtnis ein und war spätestens bei der dritten Stelle zu hundert Prozent sicher, dass ich sie dort vergraben hatte. Doch wie sollte ich sicher sein? Ich kann mich nicht den ganzen Tag auf die Lauer legen, nur um zu prüfen, ob ich recht habe.«

Sir Simon kratzt sich mit dem Flügel über das Kinn. »Du vermutest, dass ein anderes Tier deine Nüsse ausgräbt, damit du der Meinung der anderen zustimmst, dass du vergesslich bist?«

Das Eichhörnchen seufzt. »Ja, so ähnlich denke ich es mir.«

»Aber warum sollte ein anderes Tier so gemein sein?«

»Ich bin mit dir befreundet. Das könnte für manche als Grund schon reichen.«

Sir Simon senkt den Kopf, »Du willst also sagen, ich sei schuld, dass die anderen Tiere des Waldes dich mobben?«

Agent 00-Puschelschwanz schweigt einen Moment. Sicherlich ist ihm dieser Gedanke auch schon gekommen. Aber ihn aussprechen? Dadurch würde der Vorwurf real, und ihre Freundschaft würde Schaden nehmen. Nein, er will seinen Freund behalten. Der Schuldige muss gefasst werden, also weiter ...

»Was kann ich dafür, was andere denken oder vermuten? Ich will hier in diesem Wald in Ruhe mit dir leben, und daher habe ich den Versuch gemacht.«

Sir Simon muss blinzeln. Das ist das Netteste, was jemals ein Waldbewohner ...

»Du hörst schon wieder nicht zu, und die Zeit drängt!« Erneut wedelt das Hörnchen mit seiner Pfote vor Sir Simons Gesicht.

»Erklär bitte weiter.«

»Am nördlichen Waldrand gibt es ein verlassenes Grundstück. Das Haus fällt immer

weiter in sich zusammen, und daran schließt sich ein verwilderter Garten an. In diesem habe ich einige meine Nüsse vergraben. Einfach, damit ich testen konnte, dass mein Gehirn normal funktioniert. Ich habe mir bewusst mehrere Stellen und markante Hinweise gesucht, damit ich sie auf dem ungewohnten Terrain wiederfinde. Eine Stelle, die ich ausgesucht habe, liegt vor einem großen umgekippten Stein. Ich habe gebuddelt und gegraben, doch statt auf die Nüsse bin ich dort auf eine Holzplatte gestoßen. Diese Holzplatte heißt ›RIP‹.«

»Und was hat eine Holzplatte mit toten Rehkitzen zu tun?«

»Ich war vor vier Tagen das erste Mal in dem Garten ...«

Gut, dass Sir Simon in diesem Moment nicht an der Decke hängt, er wäre schlicht auf den Boden gekracht.

»Aber ... Aber ... eine Holzplatte kann doch nicht morden.«

»Nein, natürlich nicht, aber die interessante Frage ist: Wer ist ›RIP‹?«

Schon nach einigen Metern merkt Sir Simon, wie lästig es ist, wenn jemand nicht fliegen kann. Immer wieder muss er pausieren, damit Agent 00-Puschelschwanz zu ihm aufschließen kann.

Als sie auf dem Grundstück ankommen, ist es bereits später Nachmittag. Das Hörnchen läuft schnurstracks zu dem Stein, und die beiden schauen in ein tiefes moderiges Loch.

»Dein Holzbrett ist weg!«

»Nein nicht weg. Es liegt hier rundherum verteilt.« Das Hörnchen betrachtet das Loch und blickt verwirrt hoch. »Als ob etwas von innen heraus explodiert ist.«

Die beiden sehen sich panisch an. Was kann das für ein Wesen sein, dass solche Kräfte besitzt?

Sie schauen sich die Splitter genauer an. Auf der linken Seite liegt ein Holzstück mit »RI«, auf der rechten eins mit »P«. Kein Zweifel: Das Hörnchen hat die richtige Stelle gefunden.

»Und was machen wir jetzt?« Sir Simon leckt sich vor Nervosität über die Lippen.

»Flieg du zurück und sprich mit dem Hirsch.«

Sir Simon fällt vor Lachen beinahe um. »Das kann doch nicht dein Ernst sein?«

»Wenn wir deine Unschuld beweisen wollen, müssen die anderen sehen, was hier vor sich geht. Bald wird es dunkel, also kann ich gerade zeitig genug im Wald sein, um mich an der bekannten Stelle auf die Lauer zu legen. Beides schaffe ich einfach nicht. Sag einfach, ich schicke dich.«

»Glaubst du wirklich, dass das einen Unterschied macht?« Sir Simon hebt zweifelnd die Flügel.

»Ich weiß es nicht, aber wir haben keine Zeit, um uns einen anderen Plan zu überlegen. Flieg los und versuch es!«

Während das Hörnchen sich zu Fuß auf den Weg zur Lichtung macht, fliegt Sir Simon, so schnell er kann, zu dem ehrenwerten Hirsch. Wie vermutet, ist dieser nicht besonders darauf erpicht, der verachteten Fledermaus zu glauben. Aber das Argument, dass Sir Simon am nächsten Tag den Wald verlassen werde, falls noch ein Kitz gerissen wird, überzeugt den Hirsch letztendlich.

Schnell wird der Rat herbeigeordert, und sie machen sich gemeinsam zur Lichtung auf, während sich die Dunkelheit über den Wald senkt. Donner grollt in der Ferne, während sich die ungleiche Gemeinschaft langsam dem vorabendlichen Tatort nähert.

»Ich muss nicht erwähnen, dass du in meiner Nähe bleiben sollst?« Der prächtige Hirsch blickt Sir Simon während des Marsches durchdringend an.

»Dass ich das einmal von dir hören würde!«

»Bilde dir nichts darauf ein. Es hat sich nichts geändert.«

»Zumindest *noch* nicht«, antwortet Sir Simon zwischen zwei Flügelschlägen.

»Wie meinst du das?«

»Nun, wenn ...«

Noch während sie sich der Lichtung nähern, hören sie den verzweifelten Ruf eines bockigen Rehkitzes. Was nützt das Verbot, die Lichtung zu betreten, wenn sich die Jugend nicht daran hält!

Der Rat prescht heran und sieht mit eigenen

Augen, wie ein Fremder über dem leblosen Körper des Kitzes kauert. Der Lärm lässt ihn herumfahren. Blut tropft von seinen Fangzähnen, und hektisch reißt er die Hände in die Höhe.

Der Hirsch, der Rat und auch Sir Simon sind starr vor Schreck. Ein Vampir! In ihrem Wald! Eigentlich gelten diese Wesen als ausgestorben.

Wieder kracht der Donner, und die Tiere fahren in Richtung der Geräuschquelle herum.

Der Vampir nutzt die Unachtsamkeit der anderen und macht sich erneut über das Kitz her. Satt und behäbiger wird er, je mehr Blut er aus dem kleinen Reh heraussaugt.

»Will denn keiner von euch etwas tun?« Auf sein Rufen hin entdecken sie Agent 00-Puschelschwanz. Er sitzt oberhalb des Vampirs und des Kitzes im Baum und beobachtet die anderen Tiere auf der gegenüberliegenden Seite der Lichtung.

»Was sollen wir tun? Er ist ein Vampir.« Der ehrenwerte Hirsch macht vorsichtig einen Schritt zurück in den Wald.

»Das kann nicht dein Ernst sein.« Sir Simon legt den Kopf schief. »Du hast Angst! Du, der Vorsitzende des Rates, machst dir gleich in die Hose, während ein Tier, das unter deinem Schutz steht, getötet wird!«

Wieder grollt ein Donner, und im nächsten Moment wird es taghell auf der Lichtung.

»Wenn du nicht helfen willst, darf ich ...« Weiter kommt Sir Simon nicht.

Ein Blitz schnell über die Lichtung und lenkt den Vampir für einen Moment ab. Er richtet sich ein zweites Mal auf und lacht dämonisch, offensichtlich erheitert über den Dilettantismus der Waldbewohner. Ein weiteres Kitz wird sterben, und das nur ...

Im nächsten Moment liegt der Vampir auf dem Boden und rührt sich nicht mehr. Etwas hat ihn unversehens dahingerafft.

»Hochmut kommt vor dem Fall!«, ruft das Hörnchen, während die anderen erst allmählich begreifen, dass der Schrecken ein Ende hat.

Langsam kommt wieder Bewegung in den Rat, und Sir Simon fliegt, so schnell er kann, in die Mitte der Lichtung. Dort sitzt Agent 00-Puschelschwanz neben dem Kitz und dem toten Vampir.

»Was ist geschehen? Wir konnten es von der anderen Seite der Lichtung nicht erkennen. Ist er bei unserem Anblick vor Schreck gestorben?«, fragt der Ratsvorsitzende.

»Eher hätte er sich kaputtgelacht, weil keiner von euch ihm die Stirn bieten wollte«, lästert das Hörnchen. »Aber wenn du hinschaust, siehst du, was passiert ist.«

Schweigen legt sich über die Lichtung.

»So schwer ist das doch nicht. Ich saß auf einem Baum und habe auf den Blitz gewartet. Der Blitz ist in den Ast des Baumes eingeschlagen, der mir am nächsten stand. Der Vampir hat nicht aufgepasst, und der Ast ist abgebrochen und hat den Vampir gepfählt.«

Der ehrenwerte Hirsch staunt. »Das hast du gut beobachtet. Du bist gar nicht so dumm.«

»Nein, das habt ihr nur immer behauptet.«

Während das Kitz versorgt wird, gleiten die Blicke zu Sir Simon.

»Aber ... Aber du ... Du hattest immer Blut an den Zähnen.«

»Nein.« Sir Simon senkt den Kopf. Sie glauben ihm offenbar immer noch nicht.

Neugierig fliegt die Eule aus der Ratsmitte näher heran.

Sir Simons kleines Maul formt ein breites Grinsen, als die Eule bedächtig nickt. »Darauf hätten wir weisen Ratsmitglieder auch schon eher kommen können.«

»Wovon redest du?«, fragt der Hirsch.

»Es ist uns doch schon länger aufgefallen, dass es immer weniger Walderdbeeren gibt, und nachdem wir den Wolf und den Fuchs verbannt hatten, musste es demnach noch einen geben, der diese Beeren in schier unglaublichen Mengen vertilgt.«

»Das heißt, ihr glaubt mir endlich?« Sir Simon fliegt vor Freude einen um den anderen Looping.

»Und mir auch?« Agent 00-Puschelschwanz blickt stolz zu seinem Freund.

»Ja, natürlich«, sagt die Eule inbrünstig. »Und der ehrenwerte Hirsch wird sich bei euch entschuldigen.«

Der Hirsch öffnet das Maul, doch ein weiterer Donner übertönt seine Stimme.

»Was hast du gesagt?«, fragen die beiden Freunde unisono.

»Ich werde es nicht wiederholen!« Mit diesen Worten wenden er und die anderen Ratsmitglieder sich ab.

»Aber wir dürfen bleiben?« Mit großen Augen starren die beiden dem Rat hinterher.

Die Eule blickt sich um und nickt ihnen aufmunternd zu.

~ ~ ~

© Text: Sarah Lutter | Erstveröffentlichung

## TRENDSETTER | Volker Dornemann

Was war nur mit den Jungvampiren los? Machten jeden Scheiß-Modetag mit und glitzerten jetzt im Sonnenlicht. Oder machten einen auf sexy Topmodel, ernährten sich *vegan* von Kunstblut aus Hefekulturen. Es war so peinlich!

In der Trend-Agentur Van Helsing klopfte man sich auf die Schulter. Die Zeit lebensgefährlicher Monsterjagen war Geschichte. Dass sie jetzt erst darauf gekommen waren! Dabei war der Trick so alt wie die Menschheit. Wölfe jagte man nicht, man machte sie zu Schoßhündchen.

DuKe MacAbre®  
**Nosfera** DIE BOSE  
 VAMPOSE



**TRIFFT  
 HITLER**

NOSFERA ALS MESSERWERFERIN  
 IM ZIRKUS DER UNTOTEN...



SSST



SSST

...UND LOCKER AUS  
 DEM HANDGELENK...



SSST

YAY!  
 3X MITTEN INS  
 BRAUNE!



FRIEDHELM SCHNEIDEWIND

**MINI-DEMOKRATIE**

**D**ie Entscheidung fiel sehr knapp aus. Das wunderte sie nicht; die Lage wurde ständig bedrohlicher. Seit es immer mehr neue Medikamente gab, die sie unter Druck setzten und viele von ihnen umbrachten, musste erheblich genauer abgewogen werden, wie lange man den Wirt am Leben lassen wollte, wann man sich absetzen sollte und ob es dazu überhaupt noch eine Möglichkeit gab.

Sie waren nur noch knapp hundertfünfzig Mutterzellen, die anderen hatten die Chemotherapien und Knochenmarkstransplantationen nicht überlebt, denen sich ihr Wirt unterzogen hatte.

Wie so oft in ihrem langen Leben dachte sie darüber nach, ob es eine gute Entscheidung gewesen war, statt auf Mimikry auf Symbiose zu setzen. Oft beneidete sie die Großen um ihre Freiheiten ...

An die Ursprünge konnte sie sich nicht erinnern; sie kannte sie nur aus Erzählungen: wie

sich ihre Vorfahren vor vielen Millionen Jahren als Variante früher Vampirfledermäuse bei den Vorfahren der Menschen eingeschlichen hatten, die damals noch eher Spitzmäusen glichen als den Menschenartigen, zu denen sie sich entwickeln sollten. Viele von ihnen schafften es, die Evolution hin zum Menschen mitzumachen, im Rahmen einer Parallelevolution die Mimikry immer weiter zu treiben, bis in die heutige Zeit. Wie viele von ihren Verwandten noch heute unter den Menschen lebten, unerkannt, als Vampire verschiedener Art und mit unterschiedlichen Fähigkeiten, wusste sie nicht. Aber die Hinweise, die sie erhielt, wenn einer ihrer Wirte durch Bücher oder Filme auf den Vampirmythos stieß, ließ sie vermuten, dass es einige geschafft hatten. Unerkannt lebten sie unter den Menschen, punktierten mit ihren Zähnen deren Adern und saugten das Blut, durch die Zähne oder durch Stacheln oder Röhren unter der Zunge oder durch die Zunge



selbst ... die Evolution war vielfältig und kreativ. Und sie hatten den Menschen wohl ziemlich viel Blödsinn eingeredet, um sie sich leichter zur Beute zu machen: dass sie sich von religiösen Symbolen abhalten ließen oder von Knoblauch, kein Spiegelbild hätten, Wasser und Tageslicht fürchten müssten ... Da kaum einer wirklich an ihre Existenz glaubte, wurden sie auch nicht ernsthaft bekämpft.

Das sah bei ihnen, den Mini-Vampiren, leider ganz anders aus. Lange war es gut gegangen, Jahrtausende hatte niemand etwas von ihrer Existenz gehört, niemand sie bekämpfen können. Die Entscheidung ihrer frühen Vorfahren, statt auf Mimikry auf Parasitismus zu setzen, in die Vorfahren der Menschen zu schlüpfen, immer kleiner und kleiner zu werden, war richtig gewesen und hatte ihr Überleben gesichert. Und als sie schließlich so klein geworden waren, dass sie als intelligente einzelne Zellen existieren konnten, kam die potenzielle Unsterblichkeit hinzu – während ihre großen Verwandten maximal ein paar Jahrhunderte überlebten, konnten sie als teilungsfähige Individuen ihre Existenz nahezu unbegrenzt erhalten.

Natürlich mussten sie lernen, von einem auf den anderen Wirt zu wechseln, verschiedene Übertragungsarten entwickeln – mithilfe von Keimzellen, in Vaginalflüssigkeit oder Sperma, manche pflanzten sich über den Auswurf bei Infekten fort.

Vor allem aber lernten sie, wann es besser war, statt als Parasiten als Symbionten zu leben. Doch während die großen Vampire stets einzeln die Entscheidung trafen, ob sie ein Opfer töten oder am Leben lassen wollten, mussten sie, die Mini-Vampire, sich einigen. Denn es genügte ja, dass einige wenige aggressiv wurden, um »ihren« Menschen zu töten. Und wenn sie dann nicht rechtzeitig für einen Übertragungsweg gesorgt hatten, war es aus mit denen, die darin hausten.

Im Laufe der Zeit hatten sich verschiedene Kulturen entwickelt; Leukämie-Vampire gingen anders mit ihren Wirten um als Myelom- oder Lymphom-Stammzellen, und selbst innerhalb einer Krebsart gab es verschieden aggressive Stämme, was sich bei betroffenen Menschen

dann in akuter oder chronischer Form zeigte und deren Sterblichkeit stark beeinflusste.

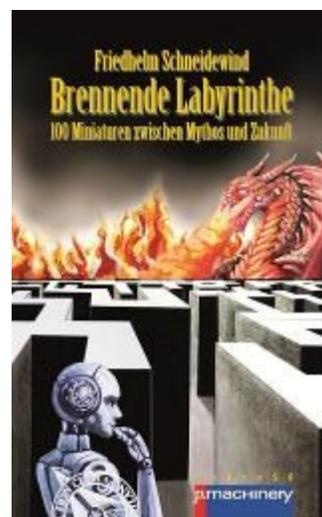
Leider aber hatten die Menschen in den letzten Jahrzehnten dazugelernt: bessere Chemo- und Strahlentherapien entwickelt, neue Formen der Stammzelltransplantationen, Zytostatika, monoklonale Antikörper und enzymhemmende Medikamente, immunmodulierende oder -supprimierende und das Zellwachstum beeinflussende Substanzen – zu viel, als dass sie sich darauf immer rechtzeitig einstellen konnten.

Deshalb wurde nun über die zukünftige Strategie diskutiert wie seit Jahrhunderten nicht mehr. Bisher konnte sie sich mit ihrer Auffassung durchsetzen, dass es am klügsten wäre, sich bei harten Angriffen im Knochenmark zu verstecken, um später wieder hervorzubrechen und irgendwann für eine Übertragung auf einen jüngeren Menschen zu sorgen. Sie hoffte, dass sich die Heißsporne, die jüngeren Vampire, an den Beschluss halten würden. Denn wozu sonst war Demokratie gut?

~ ~ ~

© Text: Friedhelm Schneidewind

#### Leseprobe aus der Sammlung:



Friedhelm Schneidewind  
*Brennende Labyrinth*  
 100 Miniaturen zwischen Mythos und Zukunft  
 p.machinery, Winnert, 2023  
 Paperback, 324 Seiten  
 ISBN 978-3-95765-323-9

## MICHAEL SCHMIDT

# RONNIE JAMES

### 1. Abgründe

**D**a war es wieder. Dieses unheimliche, diabolische Lächeln. In der Dunkelheit blitzten die weißen Eckzähne auf. Dunkle Flecken, deren Entstehen ich schmerzhaft erleben musste, bildeten ein skurriles Muster im dämmrigen Zwielight.

Im Nachhinein betrachtet war mein Vorgehen selbstmörderisch gewesen, doch würde mir dieses Wissen keinen Nutzen mehr einbringen. Ein Hochgefühl der Stärke hatte mich getragen, doch der tiefe Fall der Niederlage schmeckte bitter. Diese Erkenntnis war leider nicht umsonst, der Preis würde mein Leben sein.

Ich wollte den Tod meiner Frau rächen. Ein Vampir hatte sich ihrer angenommen und ihr ein furchtbares Ende bereitet. Meine Kenntnisse über diese Wesen der Nacht waren leider nicht groß, doch meine Zuversicht, mit ihnen fertig zu werden, umso mehr. Ich informierte mich im Vorfeld, studierte eingehend die einschlägige Literatur. Ich ließ mir Zeit für meine Vorbereitungen, spürte Menschen auf, die praktische Erfahrungen mit der Bekämpfung dieser Kreaturen hatten. Eine Person namens Theodor Master wurde zu meinem Partner. Doch auch er bildete mittlerweile einen Teil der Vergangenheit.

Mit Eichenpflock, Silberkreuz und Weihwasser bewaffnet, begab ich mich zu der Ruhestätte des Blutsaugers. Am Tag würde er schlafen, also erwartete ich nicht einmal ein besonders großes Risiko dabei, sein untotes Leben auszulöschen. Ganz im Gegenteil, ich bedauerte es, ihm im Schlaf den Garaus machen zu müssen, empfand die zu erwartende Rache dürftig und schal. Meine Perfektion in solchen Dingen würde diesen Nachteil mehr als ausgleichen. Ich war ein Meister der Folter.

Ich malte mir sein Ende in den schillerndsten Farben aus.

Erst platzierte ich das Silberkreuz auf seiner leblosen Brust. Der Blutsauger erwachte, gebannt und unfähig, auch nur den kleinsten Finger zu rühren, das Gesicht zu einer schmerzverzerrten Fratze entstellte, die seinem eigentlichen Wesen sehr nahekam. Genussvoll nahm ich die Phiole mit Weihwasser und träufelte einige Tropfen auf seine Handgelenke.

Die Flüssigkeit wirkte wie Salzsäure. Die Haut rötete sich erst, warf langsam Blasen, bevor sie mit einem Zischen verbrannte. Ein erbärmlicher Gestank erfüllte die Luft und machte das Atmen zur Qual. Die blutleeren Adern lösten sich im Gleichtakt mit Muskelmasse und Sehnen auf. Der Knochen darunter begann sich langsam, aber sicher zu zersetzen.

Das Geschrei des Vampirs dröhnte in meinen Ohren und brachte die dunkle Seite meiner Seele zum Schwingen, bereitete mir ein tiefes Gefühl des Wohlseins.

Ich nahm die Phiole erneut und befeuchtete sanft sein Gesicht. Das Ergebnis befriedigte mein Bedürfnis nach Rache enorm, mein Körper verkrampfte in hämischem Lachen.

Die Haut löste sich in Sekundenschnelle auf. Das nackte Gebiss bleckte mir entgegen. Der Augapfel zerfloss in einer schleimigen Substanz, die zischend eine Spur durch die Wangenknochen grub. Eine fast sexuell zu nennende Erregung packte mich. Ich verspürte ein grandioses Glücksgefühl.

Ich schüttete den Rest des Weihwassers über den Blutsauger. Die Eingeweide verschmolzen zu einem undefinierbaren Brei aus Blut, Gedärmen und verbranntem Fleisch. Der Schrei des Vampirs wurde zunehmend spitzer und schriller. Der entscheidende Moment war gekommen.



Minutenlang badete ich im süßen Geschmack des Sieges. Die Vollendung meiner Rache stand kurz bevor.

Ich nahm den Eichenpflock in die Hand und wog ihn abschätzend. Ein leichtes Zittern befiel meine Hände. Sollte seine Seele in den ewigen Feuern der Höhle schmoren! Ich holte zum entscheidenden Schlag aus, genoss das letzte Aufbäumen der dunklen Kreatur.

Das Traumbild zerfaserte, und ich kehrte in die Bitterkeit der Realität zurück. Einzig der immerwährende Schmerz blieb. Nur war ich derjenige, dessen Geist vor Agonie schrie, das hilflose Opfer der scheinbar ewig währenden Qual. Die Sage vom Geschöpf der Dunkelheit war eine Lüge gewesen, meine Taktik, ihn tagsüber zu überwältigen, fehlgeschlagen. Er hatte mir aufgelauert und mich überwältigt, ohne dass meine Gegenwehr einen nennenswerten Erfolg gebracht hatte. So hing ich in Ketten, ein ungewisses Schicksal erwartend.

Worin hatte mein Denkfehler gelegen? Ich wusste es nicht.

Meine Gedanken kehrten zurück zu den Studien auf dem Gebiet des Vampirismus. Gemeinsam hatten wir mit beträchtlichem Erfolg Jagd auf die nächtlichen Kreaturen gemacht. Tagsüber, wenn sie schliefen, beförderten wir sie geradewegs in die Hölle. Theodor Master, mein Freund. Theodor, der Vampirjäger mit Gewissen und Moral. Im Gegensatz zu mir.

Mein Kampfgefährte verstarb durch meine eigene Hand, er hatte sich an meinen dunklen Leidenschaften gestört. Die Leidenschaften, die mich erst in die Fänge des Vampirs gebracht hatten.

Modred. Er war mein Lehrmeister gewesen, mein Herr, ohne dass ich von seiner besonderen Natur wusste.

Ironischerweise teilte ich das Schicksal Theodors. Auch er starb unter grausamen Händen, erfuhr am eigenen Körper meine besondere Leidenschaft, den Zwang zu quälen und zu töten. Nie werde ich seine Schreie vergessen, sein Flehen nach dem Tod, die Aufrichtigkeit seiner Gefühle, der Geruch nach Angst und Schrecken. Doch nützte mir der Geschmack der Erinnerung nur wenig.

Jetzt war ich ein Gefangener der Kreatur die den Gesetzen der Nacht nicht folgen musste. Anscheinend gab es zwei verschiedene Arten von Blutsaugern, und Modred gehörte zu denen, die auch am Tage wandelten, schieden Menschen verhöhnten in ihrer Ähnlichkeit. Doch diese Erkenntnis würde mir nun nicht mehr helfen, sie kam schlicht und ergreifend zu spät.

Der Blutsauger knüpfte dort an, wo er bei meiner Frau aufgehört hatte, und es bereitete ihm ein besonderes Vergnügen, sich an mir gütlich zu halten. Gerade die Enge unserer vergangenen Beziehung erfüllte ihn mit besonderem Amusement und gab der Situation die pikante Note.

Ich verstand ihn, wenn seine Art von Humor mir auch im Moment wenig Vergnügen bescherte. Wir waren Brüder im Geiste, wenn mir die Rollenverteilung auch nicht behagte, mein Drehbuch hätte anders ausgesehen. Doch war mein Einfluss darauf erloschen. Endgültig.

Der Vampir beherrschte das Handwerk der Folter, niemals hätte ich mir solche Qualen vorstellen, niemals selbst diese morbide Perfektion erreichen können. Unbewusst musste ich ihm Respekt zollen, verwandte Seelen, die wir waren. Brüder im Geiste, der gleichen, düsteren Passion nachhängend. Ich hatte meinen Meister gefunden. Und haderte mit meinem Schicksal.

Musste er mir zuvorkommen?

Meine Gedanken schweiften ab, ich flüchtete in den tröstenden Hauch der Phantasie. Ich sah meine Frau nackt in Ketten hängen. Zarte Schnitte in ihre Haut, der rote Lebenssaft floss aus ihr heraus, zeichnete ein erregendes Muster auf ihre Haut. Salzwasser zerstörte das Kunstwerk und wusch ihren weißen Körper rein. Sie wand sich, doch es gab kein Entkommen. Ihre spitzen Schreie ließen mich erglühen. Die Intensität ihrer Qual steuerte meinen Adrenalinspiegel. Meine Erregung stieg, als ich die Zangen bereitlegte. Bereit, ein neues Kapitel grausamer Perfektion zu eröffnen.

Wie hatte ich mir ihre Qual ausgemalt während unserer zweijährigen Ehe. Sie hatte an

die Illusion des sensiblen und treuen Ehemanns geglaubt. Ich genoss das Spiel, perfektionierte die Rolle als toleranter, sanftmütiger Mann. Immerzu überschüttete ich sie mit Rosen, sie blühte auf, badete in meinen Komplimenten.

Ich spielte den sanften Liebhaber. Niemals drängend oder die eigene Befriedigung in den Vordergrund stellend. Ihr Körper erbebt unter meiner zärtlichen Berührung. Meine Hände streichelten sanft ihren Venushügel, die Vorstellung der Nadeln in ihrer Brust brachte mich fast zum Verströmen. Meine morbiden Gedanken, gepaart mit der Sanftheit meines Handelns, machten den sexuellen Akt mit ihr zu einem Kunstwerk, dessen erotische Spannung mich schier um den Verstand brachte.

Doch der Höhepunkt dessen, die Verwirklichung meiner geheimsten Gedanken, blieb mir versagt.

Ich hatte das langsame, qualvolle Sterben meiner Frau minutiös geplant, doch die dunkle Kreatur zerstörte mein Vorhaben. Der Vampir kam mir zuvor und badete an meiner Stelle in dem Leid meiner Angetrauten.

Als ich ihre geschändete Leiche fand, fühlte ich eine nie gekannte Wut. Der pure Hass schien durch meine Adern zu fließen, mein ganzes Sein konzentrierte sich darauf, den Verursacher aufzufinden. Nicht aus Liebe, die Enttäuschung über entgangene Freuden brachte mich in Rage. Ich vergaß jegliche Vernunft und überließ meinen dunklen Leidenschaften die Kontrolle. Hatte ich sie doch gerade aus dem Grund geheiratet, um ein neues Kapitel der sadistischen Perfektion zu schreiben. Zwei Jahre, in denen ich meine Phantasie zu einem perfekten Werk gewoben hatte, bereit, den finalen Akt dieses Meisterstückes zu vollenden. Und dann kam Modred mir in letzter Sekunde zuvor.

Ich dachte noch weiter zurück. Meine Frau war beileibe nicht mein erstes Opfer gewesen. Es fing an, als der Wechsel vom Jugendlichen zum Mann vollzogen war. Es kam einfach so über mich, ich war schockiert über die Abgründe, die in den Tiefen meiner Seele schlummerten. Ich empfand nachher weder

Ekel noch Reue, nur ein unbändiges Gefühl der Befriedigung. Die Qualität der Empfindung stieg in ungeahnte Höhen, meine Fertigkeiten wurden immer ausgereifter: Am Ende verkörperte ich den ungekrönten König der Folter.

Es wäre so leicht gewesen, meine Frau einfach zu vergessen, und sich ein neues Opfer für meine dunklen Begierden zu suchen. Es gab sie wie Sand am Meer, die unschuldigen, naiven Mädchen, die ihr Glück in der weiten Welt suchten. Und ich hatte ihnen einiges zu bieten, den sehnlichsten Wunsch nach Ruhm und Erfolg. Diese nichts ahnenden Küken.

Ihr Traum vom werdenden Star wurde ihnen zum Verhängnis. So leicht verstrickten sie sich in meinem Netz, ich brauchte nicht einmal besonders vorsichtig zu sein. Ein paar Fotoaufnahmen, veröffentlicht in drittklassigen Magazinen, ein kurzer Spot zu einem billigen Produkt, schon sahen sie sich in Hollywood, weinend den Oscar entgegennehmend, ihr Portrait auf der ersten Seite jeder renommierten Tageszeitung. Doch diesen Traum zerstörte ich brutal, das Einzige, das ihnen blieb, bestand aus der traurigen Hauptrolle in meinem perfiden Spiel.

Meine Beziehungen sorgten für steten Nachschub an willigen Opfern. Die Polizei kam mir nie auf die Spur, zu geschickt ging ich vor. Bei den wenigen Malen, als verräterische Hinweise auftauchten, fand ich Mittel und Wege, sie aus dem Wege zu räumen. Anfangs dank Modred, denn allein wäre meinem Treiben schnell ein Ende gesetzt worden. Doch wie ich durch meinen Mentor herausfand, gab es eine richtige Szene, in der man ähnlichen Neigungen nachging.

Diese Leute gingen nicht so weit wie ich, ihr Mut beschränkte sich auf den reinen Konsum dieser Vorgänge. Fortan filmte ich meine Taten, dafür deckte mich Modreds Organisation und ebnete mir eine sonst unmöglich gewesene Karriere. Der Geldfluss wuchs zu einem nie versiegenden Strom und ermöglichte es mir, mich ausschließlich meinen dunklen Neigungen hinzugeben.

Einzig Modred, mein Pate, wurde von mir mit jungfräulichen Gespielinnen versorgt.

Zur Befriedigung seiner sexuellen Gelüste. So dachte ich.

Ich fiel aus allen Wolken, als die Wahrheit ans Licht kam. Die Wahrheit über seine Neigungen und sein wirkliches Wesen. Würden seine damaligen Opfer ebenfalls des Nachts auf der Jagd nach Blut sein? Oder wurde ihrem Leben ein Ende gesetzt? Doch all dies war jetzt Vergangenheit, unwiederbringlich verloren.

Um mein Vergnügen gebracht, war ich nun selbst Opfer einer abartigen Leidenschaft. Hätte ich doch auf Modreds Warnungen gehört und mir eine neue Gespielin zugelegt. Doch mein verletzter Stolz trieb mich in Modreds grausame Arme. Ich hatte meine Quittung erhalten.

Wie würde ich enden? Als Kreatur der Nacht oder als im Erdreich verfaulender Leichnam?

Eine Schmerzwelle brachte mich in die Gegenwart zurück. Meine Eingeweide hingen aus dem geöffneten Leib, meine Arme waren so oft gebrochen, dass deren Bewegung meine Qual ins Unermessliche steigerte. Die Hoffnung, es möge bald vorbei sein, war endgültig erloschen.

Mein Blick richtete sich nach vorne. In der Dunkelheit sah ich die blutverschmierten Eckzähne näherkommen, langsam, bis sie meinen Hals erreichten und ein scharfer, süßer Schmerz die allgegenwärtige Pein verminderte. Ich sah in dunkle Augen, in denen sich unverhohlen die Gier spiegelte, die Gier nach Blut, die Gier nach Emotionen.

Doch auch diese Empfindung verlor an Bedeutung, die Gewichtungen verschoben sich. Ein Gefühl der Zuneigung erfasste mich. Ich würde mit meiner Lebenskraft sein Selbst stärken. Bereitwillig sank ich in seine Arme und erleichterte ihm den Trank. Ein Hauch von Bedauern streifte meine Seele, ihm nur eine kurze Weile zu Diensten zu sein. Das Gesicht meines Peinigers verschwamm, bevor mich ein unbeschreibliches Glücksgefühl durchströmte. Und meine Empfindungen verblassten ...

## 2. Modred

Regungslos stand er am Abgrund. Eine unheimliche Gestalt, beschienen vom sanften Licht des Mondes, die pure Kraft ausstrahlte. Der Wind zerrte an seinem langen, roten Haar, verdeckte zuweilen sein markantes Gesicht. Er war groß und stark, wie ein wuchtiger Fels in der Brandung. Er genoss die Macht der Natur, fühlte die unbändige Kraft der Elemente, seine Sinne in die Ferne gerichtet.

Am gegenüberliegenden Flussufer packte die Katze ihr wehrloses Opfer und spielte ein wenig mit ihm. Er fühlte sich ihr verbunden, Geschwister im Geiste, dabei war er von gänzlich anderer Art.

Sie besaßen die gleiche Passion, waren sich ähnlicher, als es der äußere Schein erahnen ließ. Auch er spielte mit seinen Opfern, die Symphonie ihrer Angst berauschte sein Inneres und erhitzte sein Blut.

Immer noch kostete er den Geschmack der Qual, auch wenn der Körper seines jüngsten Opfers schon zunehmend die Wärme des Lebens verlor. Dieser Narr hatte ihn vernichten, den Tod seiner Frau rächen wollen. Welche Naivität diese schwache Spezies Mensch besaß. Dieser Mann hatte ihn herausgefordert. Ihn, das dunkle Wesen, das die Macht eines Gottes besaß.

Er war Modred, Gebieter über eine dunkle Heerschar von Geschöpfen der Nacht. Unsagbar alt, begleitete er die Gesicke der Menschheit seit Anbeginn der Zeiten, hatte unsagbares Leid über ihresgleichen gebracht. Er, die mächtige Inkarnation des absoluten Bösen. Der Letzte seiner Art.

Sein Opfer würde einer der vielen Namenlosen werden, die, vom Keim beseelt, ein untotes Leben führten und ihm als Armee dienten. Einer von denen, deren Reihen er vorher so hingebungsvoll dezimiert hatte. Eine Ironie der besonderen Art.

Modred würde ihn im Auge behalten, hoffnungsfroh seinen Aufstieg verfolgen. Würde er seine Fähigkeiten und Qualitäten über den Tod hinaus retten? Aus den Heerscharen der Namenlosen hervorragen?

Sein Mund umspielte ein grausames Lächeln. Wie sehr hatte er sie genossen, die tiefen Abgründe in der Seele seines Opfers. Auch Marlon Hayder war ein Bruder im Geiste gewesen. Seine dunkle Seite berauschte Modreds Sinne und machte den Trank des Lebenselixiers zu einem Tropfen unvorstellbarer Güte. Doch das Gefäß war versiegt. Und der edle Geschmack verblasste, langsam, aber unaufhörlich. Es blieb ein unersättlicher Hunger, der Hunger nach Blut.

Ein letztes, aufrechtes Bedauern bei dem Gedanken an sein Opfer. Er hatte so viel Zeit und Energie in ihn investiert: Musste dieser Trottel größenwahnsinnig werden? Kannte er denn keine Dankbarkeit gegenüber seinem Herrn?

Modred hatte ihm dieses Leben ermöglicht, ihm die Macht gegeben, seinen sadistischen Neigungen nachzugehen. Ohne seine Hilfe und Anleitung hätte dieser armselige Wicht nie solch dunkle Orgien feiern können.

Er war zufällig auf ihn aufmerksam geworden, hatte ihn verträumt lächelnd vor der blutverschmierten Frauenleiche gefunden. Modred verwischte die Spuren und brachte ihn zur Besinnung.

Seitdem führte er ihn mit unsichtbarer Hand. Einen Rohdiamant, den er auf Hochglanz polierte. Er verhalf ihm zu beruflichem Erfolg, versorgte ihn mit Geld, im Gegenzug erwartete er nichts weiter, als regelmäßig mit Gespielinnen für seine dunklen Triebe versorgt zu werden.

Doch statt Dankbarkeit zu empfinden, versuchte der Mann das Unmögliche: seinen Herrn zu vernichten. Alles nur wegen seines verletzten Stolzes. Dabei war es Modreds ureigenstes Recht gewesen, Marlons Frau für sich in Anspruch zu nehmen, und kein Menschenwurm würde ihm dieses Anrecht je streitig machen. Natürlich wusste sein Opfer damals nichts über Modreds Natur, aber er hatte ihn früh genug gewarnt – und nicht wirklich mit Ungehorsam gerechnet.

Seine Gestalt straffte sich. Die Zeit des Jagens war gekommen.

Blaue Augen blickten suchend umher, und

es dauerte nicht lange, bis er sein nächstes Opfer erspäht hatte. Er leitete die Verwandlung ein, breitete die Schwingen aus und erhob sich in die Lüfte. Nach wenigen Augenblicken verschmolz er mit der Nacht.

Die Jagd begann von neuem, und ein weiterer Unschuldiger würde unsagbares Leid erfahren und Modred Energie liefern. Wie Unzählige vor ihm. Modreds Schreie der Vorfreude erhellten die Nacht und kündeten vom Unheil, das den Menschen bevorstand.

### 3. Traumwelt

Die Stille des Friedhofs wurde nur hin und wieder von den Flügelschlägen eines Raben durchbrochen. Marc packte seinen Pflock fester. Der dichte Nebel verhinderte, dass er allzu viel von seiner Umgebung sah, doch er würde sich wie gewohnt auf sein Gehör verlassen können.

Vampire töteten zwar leise, doch ihm als Meister der Jagd würden sie nicht verborgen bleiben. Reihenweise hatte er diese Ungetüme schon von ihrem unheiligen Fluch befreit. Jetzt stand er kurz davor, ihr Oberhaupt dem gleichen Schicksal zuzuführen. Etwas nervös war er schon. Modred war ein gänzlich anderes Kaliber als die Blutsauger, denen er bisher den Garaus gemacht hatte.

Vorsichtig näherte er sich dem Mausoleum, in dem er Modred vermutete. Seine Schritte klangen unnatürlich dumpf, als wollte die Umgebung die Geräusche schlucken, um die Ruhe der Toten zu bewahren.

Plötzlich nahm er von rechts einen huschenden Schatten wahr. Er war sofort hellwach. Ohne zu zögern sprang er nach vorne und rollte sich über die Schulter ab.

Keine Sekunde zu spät. Der Angreifer sprang dorthin, wo er eben noch gestanden hatte, und verfehlte ihn nur um wenige Zentimeter. Sofort wirbelte er herum, den Pflock stoßbereit erhoben. Und erstarrte für den Bruchteil einer Sekunde zu Stein.

Es war nicht Modred.

Ein gänzlich anderes, wenn auch ebenso unnatürliches Wesen stürzte sich auf ihn.

Zum Glück funktionierten seine Reflexe einwandfrei. Er sprang zur Seite. Der Werwolf verfehlte ihn abermals. Marc ließ den Pflock fallen und griff nach seinem silbernen Dolch.

Der Werwolf griff erneut an. Marc wich aus, die Krallen des Angreifers rissen seine Wange auf. Er stieß zu, doch die behaarte Kreatur war schneller, sprang zur Seite und wirbelte herum.

Marc brachte sich in Position und erwartete den nächsten Angriff. Dabei musterte er sein Gegenüber. Die Gestalt wirkte verwachsen. Entfernt menschenähnlich, war er ein wenig größer als Marc. Ein gewaltiger Brustkorb endete in dem kurzen Hals, auf dem das entartete Gesicht ihn aus gelben Augen hasserfüllt anstarrte. Speichel floss aus den Winkeln einer Schnauze, die keine Ähnlichkeit mit dem Mund eines Menschen hatte. Spitze Reißzähne schimmerten fleckig, und das Wesen brüllte ihn an, einen Schwall stinkenden Brodem ausstoßend.

Er sah die langen und schlanken Hinterbeine zucken und wich aus. Gerade rechtzeitig. Der drohende Schatten fiel über ihn, verfehlte

sein Ziel aber knapp.

Sich aufrappelnd, sah er den Werwolf durch die Luft fliegen und ging in die Offensive. Er sprang ihm waghalsig entgegen, drehte sich in der Luft und stieß der Kreatur den Dolch mitten ins Herz. Mit einem grauenhaften Schrei brach der Werwolf zusammen, wälzte sich noch einige Zeit gequält am Boden, bevor er verendete und sein unnatürliches Leben durch das geweihte Silber verwickelte.

Schwer atmend stand Marc da, sein Herz pumpete wie wild, und seine Beine zitterten. Er hatte gesiegt, doch der Kampf hatte ihm schwer zugesetzt. Die Wunde an der Wange brannte höllisch, und urplötzlich erinnerte er sich, wie der Fluch des Lykanthropen übertragen wurde.

Was hatte ihn im entscheidenden Moment zögern lassen?

Er befand sich auf dem Höhepunkt seiner körperlichen Leistungsfähigkeit, aber es ließ sich nicht leugnen: Die Kämpfe kosteten Substanz. Doch er würde erst zur Ruhe kommen, wenn Modred vom Antlitz der Welt getilgt war.



Marc setzte seinen Weg fort, alle Sinne bis zum Äußersten angespannt, er konnte sich keinen weiteren Fehler mehr erlauben. Der Nächste würde sein letzter sein. Und darauf warteten die Kreaturen der Nacht nur.

Er ging weiter, der finalen Auseinandersetzung entgegen.

»Marc, träum nicht unaufhörlich. Das Essen ist fertig.«

Wie durch einen Nebel nahm er die Worte wahr. Nur schwer streifte er die Nachwirkungen der Traumwelt ab. Eben war er noch auf der Jagd gewesen, jetzt saß er wieder im elterlichen Haus, und die alltäglichen Pflichten riefen.

Marc seufzte. Widerwillig begab er sich zum Tisch und stocherte in seinem Essen herum. Er verspürte keinen Hunger, ganz im Gegenteil. *Sein* Hunger war nicht von dieser Welt. Er würde viel lieber in Ruhe in seinem Zimmer liegen, ungestört von den Erwachsenen, und wieder in die nur in seinen Gedanken existierende Welt hinüberwechseln und spannende Abenteuer erleben.

Dort, wo es keine kleine Schwester gab, die entweder schrie oder schlafend in ihrem Babybett lag. Lustlos aß er etwas von dem Leberwurstbrot, sah zu, wie seine Schwester gefüttert und danach fürs Bett fertig gemacht wurde. So klein, so hilflos mit ihren anderthalb Jahren, wusste er nicht viel mit ihr anzufangen. Viele Mitschüler in seiner Klasse hatten dazu eine andere Einstellung und waren ganz entzückt über ihre kleineren Geschwister.

Er war ein zehnjähriger Junge. Er wollte die Welt vor den dunklen Geschöpfen schützen, diese bekämpfen und für Gerechtigkeit eintreten. Nicht mit kleinen Babys rumtollen, die sowieso nichts von dem begriffen, was um sie herum geschah.

Endlich hatten sie das Abendbrot beendet. Widerwillig half Marc seiner Mutter beim Abräumen. Vor dem Abwaschen bewahrte sie ihn, doch dafür bekam er den Auftrag, sein Zimmer aufzuräumen. Nicht unbedingt die bessere Alternative. Gedankenverloren spielte er mit seinem Jojo.

Aufräumen stellte eine monotone Beschäftigung dar. Es würde ihm keinerlei Problem bereiten, in seine Gedankenwelt zu versinken, während er für Ordnung in seinem Zimmer sorgte.

Er würde zuerst die Kleidungsstücke vom Boden aufsammeln und sie in den Schrank einsortieren.

Ja, das klang nach einer guten Idee.

Und kaum hob er die ersten Pullover auf, da gingen seine Gedanken schon auf Reisen ...

Das Haus wirkte düster und alt. Seine Fassade machte einen heruntergekommenen Eindruck. Die verblichene Farbe blätterte an zahlreichen Stellen ab. Schon eine ganze Weile saß er hier und beobachtete sein Ziel, das, unschlüssig gegen den Hauseingang gekauert, eine Zigarette nach der anderen qualmte. Zu welcher Fraktion gehörte der Typ?

Es handelte sich eindeutig nicht um einen Vampir, dafür verhielt er sich zu ungeschickt. Für einen Menschen zu leise, kam er an die nahezu lautlose Fortbewegung der Untoten nicht heran.

Ein Vampir trat zu dem Fremden hin, vollständig in dunkles Leder gekleidet, die langen schwarzen Haare wehten im Wind.

Marc sprang auf und sprintete los.

Der Fremde drehte sich um und erstarrte, als der Vampir sein wahres Wesen offenbarte und die Maske der Menschlichkeit wie einen Pullover abstreifte.

Siegessicher glitt der Untote zu dem Fremden, breitete die Arme aus, um den tödlichen Kuss zu überbringen. Doch urplötzlich verharrte er und die Szene nahm eine überraschende Wendung. Ein verzweifelter, animalischer Schrei löste sich aus der Kehle des Vampirs, bevor er zusammensackte und zu Staub zerfiel.

Marc blieb mitten in der Bewegung stehen und versteinerte förmlich. Erneut hatte er die Situation falsch eingeschätzt.

Der Mann nickte. Seine Augen verrieten keinerlei Überraschung, signalisierten stattdessen eine Einladung.

»Guten Tag. Kommen Sie ruhig. Ich habe Sie

schon länger beobachtet. Ich glaube, wir sind auf der Jagd nach dem gleichen Wild. Und vielleicht gibt es noch weitere Gemeinsamkeiten. Mein Name ist Theodor Master, und ich jage diese Nachtgeschöpfe. Kennen Sie ein Wesen namens Modred?»

»Modred. Ja. Natürlich kenne ich den Namen. Ich ging davon aus, Modred hier anzutreffen. Stattdessen treffe ich Sie. In welcher Beziehung stehen Sie zu Modred? Was wollen Sie von ihm?«

»Ich war mir sicher, dass Sie ihn kennen. Er war mein Retter und mein Lehrmeister, bis ich sein wahres Wesen erkannte. Er hat meine Liebsten ermordet. Seitdem bin ich auf der Suche nach ihm, um Rache zu üben und ihn vom Fluch der Unsterblichkeit zu befreien. Doch bisher entzieht er sich meinem Zugriff.«

»Eine wahrlich hehre Absicht. Wir sitzen im selben Boot. Auch ich habe mich dem Ziel verschrieben, seinem Treiben ein Ende zu setzen. Doch Modred macht es einem nicht leicht. Er ist wie eine Schlange und windet sich immer wieder aus jeder noch so ausweglosen Situation. Ich war ihm schon oft dicht auf den Fersen. Letztendlich war er jedoch immer einen Schritt schneller als ich. Aber ich gebe nicht auf. Und ich bin mir sicher, es ist nur eine Frage der Zeit, bis es mir gelingt, ihm sein dunkles Handwerk zu legen.

Ach ja, ich vergaß mich vorzustellen. Ich heiße Marc. Doch jetzt ist es an der Zeit aufzubrechen. Wir werden uns wiedersehen. Und wir werden Modred aufspüren. Ich bin mir fast sicher, dass wir ihn gemeinsam zur Strecke bringen werden.«

»Jetzt überrumpeln Sie mich aber. Wann und wie werden wir uns wiedersehen?« Die Vorstellung machte den Fremden sichtlich nervös.

»Sie werden es früh genug erfahren. Seien Sie sich sicher.«

»Marc, jetzt räume endlich dein Zimmer auf. Was ist denn mit dir los? Dauernd träumst du, starrst mit offenen Augen gegen die Wand. Jetzt erledige endlich deine Sachen. Es ist an der Zeit, dass dein Vater mal ein ernstes Wörtchen mit dir redet. So geht das einfach nicht weiter.«

Marc löste sich von seinem Tagtraum. Mühsam schüttelte er die Erinnerung ab. Modred musste warten. Er sah sich um. Immer noch hielt er die Kleidungsstücke in der Hand, die er eigentlich in den Schrank hatte räumen wollen. Normalerweise konnte er rein mechanisch die angefangene Tätigkeit fortführen, doch dieses Mal war er zu weit in die unerfindlichen Tiefen seines Bewusstseins hinabgestiegen. Das machte ihm ein wenig Angst. Angst, die Kontrolle über seine Träume zu verlieren. Schon seit geraumer Zeit bemerkte er, wie es ihm immer schwerer fiel, in die Realität zurückzukehren.

Und so realistisch wie dieses Mal waren die Erlebnisse noch nie gewesen. Marc zuckte mit den Schultern und führte die ungeliebte Tätigkeit fort. Der kurze Gedanke, sich von dieser fremden Welt fernzuhalten, verflüchtigte sich bereits und verblasste, bevor er Macht über ihn erlangen konnte.

Er kannte sich selbst gut genug und wusste, er würde solch einen Entschluss niemals fassen, geschweige denn sich daran halten. Da stand ihm seine Neugier im Weg.

Nein!

Sein Hunger nach der Welt jenseits des Bekannten war unersättlich.

Seine Eltern würden ihn nie verstehen. Für sie gab es nur die reale Welt, mit den profanen Dingen des Alltags als zentraler Mittelpunkt ihres Lebens. Was für eine armselige Welt! Und insgeheim wusste er, dass er die Fähigkeit zu träumen verlieren würde. Früher oder später. So lautete der Fluch des Erwachsenwerdens.

#### 4. Verlorene Realität

Endlich hatte Marc seine Pflichten erfüllt, wenn es ihn auch alle Kraft gekostet hatte, nicht wieder in diese andere, seltsam reale Welt hinüberzugleiten. Die Stimmung seiner Eltern hatte sich mittlerweile gedreht, sein Vater fing sogar schon wieder an, seinen etwas eigenartigen Humor zu pflegen.

»Mein Sohn, wenn Mike Krüger so viel essen würde wie du, sähe er aus wie Rudi Carrell.«

Marc rollte unwillkürlich mit den Augen. Als er den fragenden Blick seiner Mutter bemerkte, setzte er sein freches Jungengrinsen auf und hatte Erfolg.

»Papa, übertreibe es nicht immer. Du weißt ja gar nicht, was du damit anrichten kannst.«

Sein Vater schaute verdutzt zu ihm herab. Man sah eindeutig, dass er nicht wusste, worauf sein Sohn hinauswollte.

»Du müsstest doch wissen: Kleine Kinder bekommen mehr mit, als man landläufig glauben mag. Und bei deiner Art von Witzen hast du unseren kleinen Schatz schon im Babyalter verdorben.« Dabei rollte Marc offensichtlich mit den Augen.

Sein Vater verzog krampfhaft das Gesicht. Dann brach es schallend aus ihm heraus. »Marc, du bist und bleibst ein Schlawiner. Du willst deinen alten Herrn hochnehmen, und der merkt es fast nicht. Aber einverstanden. Nehmen wir Rücksicht auf deine Schwester Sarah und wechseln das Thema. Wie wäre es mit Fußball, das kann die Kleine doch nicht verderben, oder? Der Oliver Kahn hat doch etwas Urtümliches, oder meint ihr nicht?«

»Stefan, du weißt genau, ich kenne mich mit Fußball überhaupt nicht aus. Wer ist dieser Oliver Kahn?« Sonja verdrehte genervt die Augen. Sie hasste Fußball und ihr Mann Stefan wusste das genau.

»Mama, das ist der Rothaarige, der in der Nationalelf im Tor steht und der sich immer aufführt, als würde er in Wäldern hausen. Daher schmeißen die gegnerischen Fans auch immer Bananen nach ihm.«

Sonja fing schallend an zu lachen, und es dauerte nicht lange, da hielt sich auch Stefan den Bauch vor Schmerzen.

»Hast du den neuen Verteidigungsminister gesehen? Den Herrn Struck? Sieht er nicht aus wie ein Frettchen?«

»Stefan, das solltest du als Mann doch wissen, schließlich warst du doch beim Bund. Das ist doch bloß Tarnung.«

Jetzt war Marc an der Reihe, sich lachend auf dem Boden zu wälzen. Selbst seine Schwester hatte ein Lächeln im Gesicht, so als ob sie alles mitbekäme.

So ging es den ganzen Abend, nur unterbrochen von dem gelegentlichen Gequengel der kleinen Sarah, die entweder Hunger hatte oder nach Aufmerksamkeit gierte. Sonja nahm sie dann beruhigend in den Arm und schaukelte sie, bis sie wieder ruhig wurde oder einschlief.

Es dauerte nicht lange bis zum unvermeidlichen Moment: Die Nachrichten durfte er noch sehen, anschließend war die Zeit der Nachtruhe gekommen.

Marc putzte sich die Zähne und wusch sich das Gesicht. Er gab seinen Eltern einen Gutenachtkuss und ging in sein Zimmer. Es dauerte nicht lange, bis er einschlief und unweigerlich ins Reich der Träume glitt. Die andere Welt hatte schon sehnsüchtig auf ihn gewartet.

Es war tiefe Nacht und die Temperaturen näherten sich langsam dem Gefrierpunkt. Der Winter brach an, eine Jahreszeit, die Marc nicht besonders schätzte. Ein beständiger, kalter Wind blies ihm entgegen. Er fror.

Das abgelegene Lagerhaus machte einen verlassen Eindruck, doch die trügerische Stille konnte ihn nicht täuschen. Modred hielt sich hier auf. Seine Quelle war einer von Modreds Dienerkreaturen gewesen, und der außergewöhnliche Druck, in der sie sich bei der Befragung befunden hatte, ließ keinen Zweifel am Wahrheitsgehalt der Information aufkommen.

Er hatte Theodor Master eine Nachricht geschickt und hoffte, sein Verbündeter würde pünktlich eintreffen.

Seine Vorfreude stieg. Endlich war die Stunde der Entscheidung gekommen. Modred, das Monster, würde das Zeitliche segnen. Jetzt oder nie!

Es regte sich etwas. Am anderen Ende des Platzes schälten sich zwei Schemen aus der Dunkelheit. Da Marc nachts sehr gut sah, erkannte er Master sofort. Und staunte über dessen Begleitung. Wenn das nicht Marlon, der Grausame war. Marlon Hayder war einer der Gehilfen von Modred, und als einer der wenigen noch von menschlicher Art. Marc rätselte schon lange, welche Rolle Hayder in Modreds

Organisation spielte. Er versorgte ihn mit Opfern, war jedoch selbst kein Vampir. Nur in Sachen Grausamkeit ähnelte er seinem Herrn auf eklatante Art und Weise.

Was hatte Theodor Master mit diesem Abschaum zu schaffen? Marc beschloss, vorerst im Hintergrund zu bleiben und sich fürs Erste auf die Beobachtung zu konzentrieren.

Die beiden Neuankömmlinge näherten sich vorsichtig dem Lagerhaus, schauten sich immer wieder um. Dann betraten sie das Gebäude und verschwanden aus seinem Blickfeld.

Marc nutzte die Deckung der herumliegenden Gerätschaften und erreichte den Eingang nur wenig später. Er wartete einige Minuten und sondierte die Lage, bevor er geräuschlos das Lagerhaus betrat und sich ein düsteres Versteck suchte. Im ersten Stock entdeckte er einen kleinen Verschlag, dessen Wand von einer großen verdreckten Fensterscheibe eingenommen wurde, von der aus man den größten Teil des Innenraumes überblickte.

Master und Hayder standen mitten im Lagerhaus und debattierten aufs Bitterste. Marc öffnete das Fenster einen Spalt, um die Wortfetzen besser verstehen zu können. Zum Glück gab das Scharnier kein Geräusch von sich.

Das war leichtsinnig gewesen. Er würde ab sofort vorsichtiger agieren.

»Marlon, du bist keinen Deut besser als Modred. Wie konnte ich mich nur so in dir täuschen! Es hat lange gedauert, aber endlich habe ich dein wahres Wesen erkannt. Ich befürchte fast, dass du mit Modred unter einer Decke steckst und mich in eine Falle gelockt hast.«

»Bleib ruhig, Theodor. Es gibt keinen Grund, dass du jetzt die Nerven verlierst. Vergiss nie: Wir müssen zusammenhalten. Auch wenn du meine Neigungen nicht akzeptierst, so haben wir doch vorrangig dasselbe Ziel. Wir wollen Modred vernichten. Vernichten wir das Monster gemeinsam und schließen bis dahin einen Waffenstillstand.«

»Nein, niemals. Ich verbünde mich nicht mit einem Mörder und Vergewaltiger. Du bist doch in keiner Weise besser als diese Wesen der Nacht. Du bist ein Sadist übelster Sorte

und kennst keine Grenzen. Deinem Treiben muss endlich ein Ende gesetzt werden.«

Theodor Master fackelte nicht lange und griff Marlon an. Er packte ihn am Hals und versuchte, ihm die Luft abzuschneiden.

Marlons Hand verschwand in seiner Tasche, kam mit einer schnellen Bewegung wieder zum Vorschein, und er rammte ein Messer in Masters Magen.

Theodors Schrei wurde von einem Schwall Blut erstickt. Seine Hände lösten sich vom Hals seines Gegners, alles Blut entwich seinem Gesicht. Taumelnd hielt er den Griff, der aus seinem Bauch ragte, bevor er mit einem dumpfen Schlag zu Boden ging. Rasend schnell breitete sich eine Blutlache um den am Boden liegenden Master aus.

»Nein!« Marc zögerte keinen Moment, öffnete das Fenster und sprang dem Kampfgeschehen entgegen. Federnd erreichte er den Boden und eilte mit schnellen Schritten auf Marlon zu, bereit, ihn vom Angesicht der Welt zu tilgen.

Er sah ein überraschtes Aufblitzen in dessen Augen und warf sich geistesgegenwärtig zur Seite. Mit einem Aufschrei der Enttäuschung verfehlte ihn Modred, der von hinten angerauscht gekommen war.

Marc rollte sich ab und stand kampfbereit vor dem mächtigen Vampir. Seine Knie zitterten ein wenig. Doch schnell fing er sich, und ein heißes Gefühl von Triumph durchflutete ihn. Der Moment, den er so lange ersehnt hatte, war greifbar nah. Modreds Auslöschung.

Links hielt er den Eichenpflock und rechts den Silberdolch. Er war bereit, Modred zu vernichten.

Doch zu seiner Überraschung machte dieser ihm erneut einen Strich durch die Rechnung. Statt sich dem Kampf zu stellen, ging er ein, zwei kaum wahrnehmbare Schritte auf Marlon zu. Ein kräftiger Schlag nahm dem Grausamen das Bewusstsein, dann hatte Modred ihn gepackt und flüchtete in Richtung Ausgang. Marc verlor keine Zeit und eilte ihnen hinterher.

Plötzlich nahm er rechts und links jeweils einen Schemen wahr. Er warf sich mit vorge-

strecktem Dolch nach rechts und traf den ersten Vampir mitten ins Herz. Geistesgegenwärtig griff er nach dem Sterbenden und benutzte seinen Körper als Schutzschild.

Keinen Moment zu früh. Der zweite Vampir prallte auf die in Auflösung begriffene Kreatur. Marc packte ihn, warf ihn auf den Rücken und stieß mit ganzer Kraft den Eichenpflock in sein Herz. Ein markerschütternder Schrei hallte durch das Lagerhaus. Der Vampir bäumte sich auf, und sein Gesicht verzerrte sich zu einer unmenschlichen Fratze. Dann war es vorbei, und die Kreatur entspannte sich. Ein friedlicher Ausdruck bemächtigte sich des Sterbenden, bevor er langsam zu Staub zerfiel.

Keuchend rappelte Marc sich auf und hetzte durch das große Tor nach draußen. Doch weder von Modred noch von Marlon zeigte sich auch nur die leiseste Spur. Modreds Diener hatten ihre Existenz gelassen, damit aber die Flucht ihres Herrn ermöglicht.

Wütend trat Marc gegen die Holzwand und ließ seiner Frustration freien Lauf. Er stand fluchend vor dem Lagerhaus und haderte mit seinem Schicksal. So nahe war er Modred gewesen, doch statt ihn zu vernichten, hatte er auf ganzer Linie versagt.

Siedend heiß fiel ihm der Verletzte ein. Marc eilte zurück, doch als er Theodor erreichte, blieb ihm nichts anderes, als dessen Tod festzustellen.

In der Hoffnung etwas zu finden, das ihn auf Modreds Spur brachte, durchsuchte er dessen Kleidung. Vergeblich.

Zu gerne hätte er gewusst, wo der Vampir hauste, doch bisher war es ihm nicht gelungen, den Aufenthaltsort herauszubekommen.

Aber er wusste, wo sich Masters Wohnung befand. Vielleicht fand er dort einen Hinweis. Master war Modred ebenfalls auf der Spur gewesen, und eine heißere Spur besaß er nicht.

Bevor er sich auf den Weg machte, sah er nochmal auf Theodor Masters Leiche. Ein Gefühl von Ohnmacht packte ihn. Kaum hatten sie sich kennen gelernt und beschlossen, zusammen Jagd auf die Kreaturen der Nacht zu machen, schon war der Weg des Mannes zu Ende.

Nun besaß Marc einen weiteren Grund, Modred zu töten. Und er schwor bei Masters Leiche: Er sollte nicht umsonst gestorben sein.

Modred landete geschickt in der unterirdischen Höhle. Niemand kannte sein Versteck, nicht einmal seine Dienerkreaturen. Er legte den abtrünnigen Marlon in Ketten. Die Vorfreude auf dessen Qualen wurde nur von den drohenden Wolken der Gefahr verdüstert, die am Horizont aufzogen.

Er hatte Marc soweit angezapft, dass diese Welt für ihn immer realer wurde, das Fundament sich verbreiterte. Mehr und mehr Details stärkten seine hiesige Präsenz. Modred kam seinem Ziel mit großen Schritten näher.

Doch heute hatte er eine neue, stetig wachsende Kraft verspürt. Ein erwachender Geist, der diffus im Hintergrund lauerte. Diese Energie wirkte ungeformt, aber nichtsdestotrotz sehr mächtig. Er hatte keine Ahnung, woher sie kam, doch zweifelsfrei stand sie mit Marc in Verbindung. Trotz all seiner Macht spürte er, dass diese erwachende Kraft selbst ihm gefährlich werden konnte.

Er musste die Quelle dieser Kraft ergründen.

Doch vorher hatte er noch etwas zu erledigen. Der jetzige Status musste verstärkt und eingefroren werden.

Modred begab sich in seine Räume und machte sich an die Aufgabe. Er versetzte sich in Trance, zapfte die große Macht in seinem Inneren an, weckte die Energien, die dort schlummerten. Einen Singsang intonierend spie er kehlige Laute aus, schrieb mit seinen Armen vergessene Worte in die Luft, ein monotoner Rhythmus, der sich wie ein Verstärker aufschaukelte. Exponentiell und unumkehrbar.

Modred spürte, wie sich der Ring um Marc schloss, wie er dichter und dichter gedieh, bis er Marc in seiner Welt gefangen hatte. Eine Rückkehr bliebe ihm verwehrt. Der erste Schritt war vollendet.

Ein neues Kapitel konnte geöffnet werden.

Doch immer noch bedrohte die neue, geheimnisvolle Energie sein Vorhaben. Er beschloss, sie näher in Augenschein zu nehmen.

Er würde vorsichtig sein, hatte ihn die letzte Niederlage doch erst in die aktuelle Situation gebracht. Und er wollte nicht noch einmal hundert Jahre warten, bevor er handlungsfähig war und einen neuen Anlauf beginnen konnte.

Diesmal würde er weniger überheblich und konsequenter sein. Ja, er hatte aus seinen Fehlern gelernt.

Er zog sich zurück, versetzte sich erneut in Trance, doch dieses Mal nicht, um einen Ritus zu initiieren. Er schickte seinen Geist auf Wanderschaft. Es war an der Zeit, die neue Macht zu erkennen und zu verstehen, damit er endlich Maßnahmen ergreifen konnte.

Verzweifelt saß die Mutter vor Marcs Bett, das schmale Gesicht von unzähligen Tränen gerötet. Seit heute Morgen, seit sie Marcs Zustand entdeckt hatte, war eine Welt für sie zusammengebrochen. Sie weinte seit Stunden, dem Nervenzusammenbruch nahe.

»Sonja, jetzt beruhige dich. Der Krankenwagen kommt gleich, und wir können ihn jederzeit besuchen. Es wird alles wieder gut. Du wirst schon sehen. Es gibt keinen Grund aufzugeben.«

»Stefan«, schluchzte sie, »wer weiß, ob er jemals wieder aus dem Koma erwachen wird. Selbst die Ärzte wissen es nicht. Sie sagen, es sei gar kein richtiges Koma, es sei, als schliefe er und wache einfach nicht auf.«

»Sonja, beruhige dich. Er wird bestimmt wieder wach. Dann wird er wie immer lachen und uns fragen, warum wir uns überhaupt Sorgen gemacht haben.«

»Und wenn es für immer so bleibt?«

Unbemerkt war der Arzt eingetreten, gefolgt von den Pflegern mit der Bahre.

»Frau Lambert. Sie müssen einfach daran glauben, dass er wieder aufwacht. Sprechen Sie mit ihm, wenn Sie ihn besuchen, immer und immer wieder. Erzählen Sie ihm Geschichten von früher, als er noch kleiner war. Oder erzählen Sie von Klassenkameraden und Verwandten, was auch immer ihn interessieren könnte. Vielleicht hilft das, ihn wieder in das Hier und Jetzt zurückzubringen. Im Moment

stehen wir leider vor einem medizinischen Rätsel. Wir wissen nicht, was diesen Zustand verursacht. Und wir wissen nicht, was wir noch tun können außer zu warten. Stehen Sie ihm bei. Das ist das Einzige, was jetzt helfen kann. Geben Sie ihm Aufmerksamkeit, Zuneigung. Mehr kann man im Moment nicht tun.«

Der Arzt legte die Hand auf ihre Schultern und sah sie mit diesem verständnisvollen Lächeln an, das wohl Kennzeichen seines Berufsstandes war.

»Ich weiß, Sie würden Ihren Jungen gern rund um die Uhr sehen und würden ihn gerne hier behalten, das ist auch verständlich. Aber es ist besser, ihn im Krankenhaus unter Beobachtung zu haben. Wir können eine Rundumversorgung gewährleisten. Sie können ihn jederzeit besuchen. Wann immer sie wollen. Aber gönnen Sie sich auch ein wenig Ruhe. Sammeln Sie Kraft.«

Der Arzt versuchte ein aufmunterndes Gesicht zu machen, doch die Besorgnis in seinen Augen war nicht zu übersehen.

Sonja trat zur Seite und beobachtete weinend, wie Marc weggebracht wurde. Seit zwei Tagen schlief er ohne Unterbrechung.

Stefan nahm sie in den Arm. Sie ließ sich einfach fallen, überwältigt von der Sorge um ihren Sohn.

Doch kaum entspannte sie sich ein wenig, da rief schon die Pflicht. Die kleine Sarah schrie. Es war Essenszeit. Sonja kam die Unterbrechung nicht einmal so ungelegen. Das lenkte ab. Die Untätigkeit machte alles nur noch schlimmer. Langsam löste sie sich von Stefan, eilte zu ihrem Baby und nahm es in die Arme. Zeit zum Stillen. Das würde das Baby beruhigen – und sie auch.

Der Schlaf war tief. Selbst eine Explosion hätte ihn nicht wecken können. Er lag da wie tot, doch niemand konnte sich deswegen ängstigen, schließlich schlief er allein in seinem Zimmer.

In seinem Traum erschien eine zarte Gestalt, fast mager zu nennen. Ihr Hals war dünn und ging in einen schwächtigen Oberkörper über. Das Gesicht selbst war knochig und

wurde von riesigen Augen dominiert. Augen, in denen die Zukunft geschrieben stand.

Marc, sich seiner selbst merkwürdig bewusst, versuchte, genauer hinzuschauen und sein Schicksal zu betrachten. Doch je angestrengter er blickte, desto dichter ergoss sich der Nebel, in dem die sonderbare Gestalt mit den schwarzen Augenhöhlen nach und nach verschwand.

Er erwachte, spürte gleichzeitig einen Sog, der ihn zurückholen wollte. Marc war gewillt dem Sog folgen, dem Wissen hinterhereilen, da riss die Verbindung ab – und mit einem Schlag war er wach.

## 5. Überraschungen

Kurz zuvor hatte Marc das Treppenhaus betreten. Masters wohnte in einem verkommenen Mietshaus mit dreißig anderen Parteien. Zum Glück hatte er den Wohnungsschlüssel bei sich getragen, das erleichterte die Sache. Marc hatte kein Problem, eine verschlossene Tür zu knacken, doch die Gefahr, dabei erwischt zu werden, entfiel diesmal.

Die Wohnung lag im vierten Stock. Marc hatte Glück, unbemerkt erreichte er die Wohnungstür. Zwar glaubte er nicht, dass sich jemand für ihn interessierte, doch war er alles andere als erpicht darauf, aufzufallen. In Kürze würde Masters Leiche auftauchen und die Suche nach dem Mörder beginnen. Er hatte wirklich keine Lust, als Hauptverdächtiger auf den Fahndungsseiten zu erscheinen.

Er öffnete die Tür und trat ein. Der gute Theodor schien nicht sonderlich oft zu lüften. Im Raum stank es nach Zigarettenqualm und abgestandener Luft. Besonders sauber zu sein schien er auch nicht. Auf der Anrichte sammelte sich der Staub, und am Boden lagen Brotkrümel und allerlei Unrat wie alte Pizzakartons. Aufgereiht neben der Tür standen seine Schuhe, deren Profil allesamt voller Erde waren. Er schaute sich den Dreck an, doch er fand keine charakteristischen Eigenheiten, die ihm weiterhalfen.

Wo sollte er mit seiner Durchsuchung anfangen?

Er begann mit dem größten Raum. Im Wohnzimmer lagen willkürlich verstreut Papiere, Briefe und zahllose Bücher. Auch hier war das Chaos unübersehbar. Marc fing an, sich durch den Wust auf dem Tisch zu kämpfen. Er entdeckte zahlreiche Bücher und Artikel über Vampire, Dämonen und Okkultismus. Einige der Texte kannte er, an die Existenz anderer hatte er bis jetzt nie geglaubt, und so stöberte er, neugierig geworden, weiter. Das Anlesen machte ihm ein wenig Angst. Was für eine üble Lektüre! Immer schneller blätterte er durch die verschiedenen Publikationen, die sich gegenseitig an Grausamkeiten und Absurditäten überboten.

Sollte nur ein Bruchteil des Geschriebenen wahr sein, wäre die Welt in großer Gefahr! Aber wahrscheinlich handelte es sich um Fieberphantasien von Drogenkonsumenten und geistig Gestörten, die ihren Einfallsreichtum zu Papier gebracht hatten.

Endlich fand er ein Buch über Vampire, und zwar über Modred, wie er schon nach wenigen Seiten herausfand. Ein gewisser Ronnie James wurde als Verfasser genannt. Das Buch trug den Namen *Himmel und Hölle*, nicht gerade einfallsreich, aber der Verfasser schien zu wissen, wovon er schrieb. Die meisten Informationen, die ihm über Modred bekannt waren, fand er auch hier bestätigt. Und je weiter er las, desto unbehaglicher wurde ihm zumute. Herrje, wenn das alles stimmen sollte ...

Plötzlich brandete ein lohender Schmerz durch Marcs Kopf. Er taumelte, fiel zu Boden und verlor dabei das Buch. Hart prallte er mit der Stirn gegen einen Schrank, doch im nächsten Moment war der Schmerz nebensächlich. Wie ein Ventil öffnete sich sein Bewusstsein. Sein Erinnerungsvermögen kehrte mit einem Mal vollständig zurück. Die Erkenntnis brachte ihn abermals zum Wanken.

Er lebte nicht wirklich in dieser Welt. Dies hier stellte seine Traumwelt dar, die er immer öfter aufsuchte. Die immer realere Gestalt angenommen hatte.

Die Rückkehr in die Realität war ihm schon zuvor zunehmend schwerer gefallen. Aber jetzt spürte er es deutlich: Etwas blockierte

ihm den Rückweg – endgültig und unwiderruflich.

Waren diese Traumwelt und sein reales Leben bisher zwei völlig getrennte Bereiche gewesen, saß er nun in seinem Traumzustand fest. In Wirklichkeit war er ein zehnjähriger Junge mit einem alltäglichen Familienleben. Hier verkörperte er einen zwanzigjährigen Vampirjäger, der es sich zur Aufgabe gemacht hatte, Modred, den grausamen Vampir, zur Strecke zu bringen.

Nur das *Warum* blieb im Dunkeln. Überhaupt, diese ganze Welt erschien ihm immer noch unreal und phantastisch. Wie kam er hierher? Und warum blieb sein Körper in der realen Welt und schlief?

Auch in dieser Welt fühlte er sich echt, obwohl seine Vergangenheit hier praktisch nicht existierte. Wie war er zum Vampirjäger geworden? Hatte er Eltern? Wo war er aufgewachsen?

Fragen über Fragen. Er musste das Buch zu Rate ziehen, vielleicht half es ihm, den Schleier der Unwissenheit zu lüften.

Marc rieb sich die Stirn und suchte die Stelle, an der er eben gelesen hatte. Ja, da war es. Er las weiter.

Da zersplitterte die Fensterscheibe und drei Fledermäuse flogen ins Zimmer. Kaum landeten sie, zeigten sie ihre wahre Gestalt und verwandelten sich in ausgewachsene Vampire. Marc verlor keine Zeit und zückte Eichenpflöck und Silberdolch, bereit, sein Leben so teuer wie nur möglich zu verkaufen.

Die drei Blutsauger formierten sich in einem Halbkreis um ihn. Zwei griffen ihn direkt an, während der Dritte im Hintergrund blieb.

Marc trat nach links, fintierte mit dem Eichenpflöck. Während der eine Angreifer zurückwich, sprang er dem anderen mit vorgerecktem Dolch entgegen und erwischte ihn in der Schulter. Der Vampir schrie auf und bog den Kopf zurück. Beide landeten übereinander auf dem Boden. Erneut stieß Marc mit dem Dolch zu und erwischte seinen Gegner ein weiteres Mal, diesmal mitten im Hals. Der Getroffene heulte auf, und seine Hände fielen kraftlos von Marc ab.

Währenddessen hatte der zweite Blutsauger das Kampfgetümmel ausgenutzt und landete hart auf Marcs Rücken. Marc fiel der Eichenpflöck aus der Hand, doch wie eine Schlange wand er sich herum und stieß den Dolch in die Wange seines Widersachers. Dieser schrie gepeinigt auf und schleuderte Marc quer durch den Raum. Mit hasserfüllten Blicken wankte er gleich darauf zwei Schritte auf ihn zu, doch die Wunde war tödlich, und so sank der Vampir leblos zu Boden, nur wenige Meter von ihm entfernt.

Keuchend erhob sich Marc. Zwei Angreifer lösten sich vor seinen Augen in Staub auf.

Von dem dritten Vampir dagegen fehlte jede Spur. Und mit entsetztem Blick musste er feststellen, dass nicht nur der letzte Angreifer, sondern auch das Buch *Himmel und Hölle* verschwunden war.

»Scheiße!«, entfuhr es Marc. Hätte er nicht vorsichtiger sein können? Die Möglichkeit, dass die Vampire auf die gleiche Idee kommen würden wie er, hatte auf der Hand gelegen. Naiv hatte er sich von den Ereignissen überrollen lassen, statt sein Gehirn einzuschalten. Schlachten wurden nicht immer mit Kraft gewonnen. Strategie und Weitsicht waren Eigenschaften, die über Sieg und Niederlage entschieden.

Aber alles Hadern nützte nicht. Jetzt war es eindeutig zu spät, um sich Vorwürfe zu machen.

Ein Schrei unterbrach seine Selbstzweifel. Hastig eilte er zum Fenster und schaute sich suchend um.

Da, auf dem Dach des gegenüberliegenden Hauses! Zwei Gestalten rangen dort miteinander. Kurz darauf lösten sie sich voneinander, und eine von ihnen zerfiel zu Staub. Die andere Gestalt verschwand mit dem Buch in der Hand in einer Seitenstraße.

Der Mann war klein und trug das Haar lang und lockig. Dunkle Augen, eine kräftige lange Nase und ein ausgeprägtes Kinn. Dieses Gesicht würde er nie vergessen. Der Mann wirkte fast wie ein Erdgeist aus einem seiner Bücher. Ja, er war sich sicher, ihn wiederzuerkennen, sollte er ihm nochmals begegnen. Und er zwei-

felte nicht daran, dass es dazu kommen würde.

Unbefriedigt kehrte Marc in Masters Wohnung zurück. Systematisch durchkämmte er die Räume und die Bibliothek, um nach weiteren drei Stunden intensiver Suche am Ende ohne Ergebnis dazustehen. Er studierte viele interessante Bücher, doch er fand nichts, was ihm in der aktuellen Phase weiterhelfen konnte. Weder fand er einen Hinweis auf Modreds Aufenthaltsort, noch wer oder was dieser Erdgeist war und was er im Schilde führte.

Er verließ Masters Wohnung und trat auf die Straße, sich nach allen Seiten umsehend. Doch die akute Gefahr schien gebannt. Weder ein Vampir noch der Erdgeist zeigten sich.

Er ging die Straße hinunter und versuchte, die Geschehnisse der letzten Stunden einzusortieren. Masters tot, Hayders Rolle mysteriös und Modred nicht zu greifen. Und er steckte in dieser Traumwelt fest, ohne zu wissen, wie und warum er hierher gelangt war.

Fast hatte er Modred am Wickel gehabt, doch die mächtige Kreatur der Nacht war einer direkten Konfrontation ausgewichen. Wenig später waren die Antworten in Form eines Buches zum Greifen nahe gewesen, da hatte man sie ihm aus der Hand gerissen.

Eine Frage trieb ihn vor allem um: Wer war dieser geheimnisvolle Fremde? War er Feind oder Verbündeter?

Marlon erwachte. Eine Geburt, die ihm die Schmerzen einer vergangenen Existenz ins Bewusstsein rief, war sie doch ein Ebenbild seines Sterbens. Knochen veränderten sich, das Gebiss wuchs und gab ihm das Gefühl, sein Kiefer würde auseinanderbrechen.

Doch das war nicht der einzige Unterschied zu seinem vorherigen Leben. Fast spürte er Herzschlag und Puls nicht, so träge floss sein Blut, so langsam schlug sein Herz.

Wunden schlossen sich, Finger wuchsen nach, gebrochene Rippen glätteten sich, die Bruchkanten fügten sich zusammen. Und je länger der Vorgang andauerte, desto mehr schwanden seine Schmerzen. Sie verflüchtigten sich wie eine lang zurückliegende Erinnerung, die immer mehr verblasste.

Sein Blick schärfte sich. Konturen schälten sich Stück für Stück aus der Dunkelheit, bis er die Finsternis durchdringen konnte, als wäre helllichter Tag. Vor ihm stand Modred, in seinen langen Umhang gehüllt, und sah ihn erwartungsvoll an.

Marlons Hass auf ihn hatte merkwürdigerweise an Intensität verloren. Nicht nur an Intensität. Seine Gefühle transformierten sich förmlich, und Marlon verspürte eine ungewollte Zuneigung zu Modred. Nein, wenn er genau in sich hineinhorchte, eine Unterwürfigkeit und Treue, die mit jedem Moment an Selbstverständlichkeit zunahm.

»Lieber Marlon. Endlich erwacht? Nun, du wirst überrascht sein. Es ist vollendet. Du bist jetzt einer von uns. Oder genauer gesagt, eine meiner Dienerkreaturen, da ich als einziger von anderer Art bin.

Ich halte viel von dir, daher habe ich dir dieses Leben geschenkt, obwohl du es eigentlich nicht verdienst. Aber wer bin ich, dass ich nachtragend sein sollte. Du musst wissen, es gibt sinnvollere Ziele als die Befriedigung einer Rache. Hehre Ziele, die man verfolgen und denen man seine Aufmerksamkeit schenken muss. Zauderer, die im Gestern gefangen sind, bleiben auf der Strecke.

Ich werde nicht zu ihnen gehören.«

Ein diabolisches Funkeln spiegelte sich in den zeitlosen Augen Modreds.

»Wer bist du? Oder besser, was bist du?«

»Das wirst du noch früh genug erfahren. Aber jetzt ist nicht der Moment für laue Plauderei. Ich habe einen Auftrag für dich, und dafür brauche ich meinen besten Mann. Ich bin mir sicher, du wirst mir keine Schande bereiten.

Dein Auftrag lautet wie folgt: Es gibt ein Buch, das mir gefährlich werden kann. Ein Buch namens *Himmel und Hölle*. Finde heraus, wo es ist, und bringe es mir. Aber sei umsichtig. Du bist nicht allein auf der Suche nach diesem Pamphlet. Nimm dich vor allem vor dem Besitzer des Buches in Acht. Er ist gefährlicher, als es den Anschein hat. Gefährlicher noch, als du es dir in deinen kühnsten Träumen vorstellen kannst. Wenn du ihn entdeckst,

folge ihm und informiere mich über seinen Aufenthaltsort, sobald die Situation es erlaubt. Aber meide die Auseinandersetzung mit ihm um jeden Preis. Sie würde deine Auslöschung bedeuten.

Und jetzt zieh los, die Zeit drängt.«

Marlon erhob sich mit einer fließenden Bewegung. Demütig bekundete er sein Verstehen. Er verließ die Höhle und leitete die Transformation ein. Dann hob er ab und flog gen Süden. Er hatte schon eine Idee, wo er mit seiner Suche nach *Himmel und Hölle* anfangen würde. Und je länger er darüber nachdachte, desto sicherer war er, Kapital aus dieser Geschichte zu schlagen. Demut hielt schließlich nicht ewig ...

Modred war zufrieden. Er hatte das verräterische Blitzen in Marlons Augen gesehen, als er die Gefährlichkeit des Buches erwähnte. Sein ehemaliger Liebblingsschüler hatte die Witterung aufgenommen. Marlon war für seine außergewöhnlichen Fähigkeiten berühmt, genau aus diesem Grund hatte er ihn ja auch ausgewählt.

Aus der Dunkelheit schälte sich ein weiterer Blutsauger.

»Du hast hoffentlich gut zugehört, Samuel. Marlon ist auf der Jagd. Nimm dir zwei Brüder, denen du unbedingtes Vertrauen schenkst, und hefte dich auf die Spuren des Grausamen. Aber greife nur im Notfall ein, ich möchte die Genugtuung haben, den Besitzer des Buches *Himmel und Hölle* selbst zu richten. Und ebenso Marlon, sobald er sich erdreisten sollte, mich zu hintergehen. Und ich zweifle keinen Moment daran, dass er es versuchen wird. Alles andere würde mich enttäuschen.«

Samuel verbeugte sich und brach auf. Modred wusste, dass er sich auf ihn verlassen konnte.

Das Spiel nahm langsam Formen an, und er brachte seine Figuren in Stellung. Doch immer noch trübten dunkle Wolken am Horizont seine Zuversicht. Er hatte getan, was er konnte, aber die fremde Kraft ließ sich nicht orten. Nach wie vor war sie allgegenwärtig und wirkte zugleich seltsam diffus, als müsse sie sich

ihrer selbst erst noch bewusst werden. Zugleich gewann sie eindeutig an Stärke.

Ein unbehagliches Gefühl breitete sich in Modred aus und nagte an seiner Zuversicht. Er war so nah dran. Sollte er ein weiteres Mal scheitern?

Unwillig schob er die Zweifel zur Seite. Hatte er nicht eben den Zauderern die Leviten gelesen? Er war stark und erfolgreich. Niemand konnte ihn aufhalten. Niemand.

Er gab sich einen Ruck und machte sich auf den Weg in seine Bibliothek. Es blieb ihm keine andere Wahl, er musste weiter seine Bücher studieren, ob sie ihm nicht doch helfen konnten. Er brauchte unbedingt den entscheidenden Hinweis.

Modred machte sich an die Arbeit. Eine Lösung musste her. Bevor ihm die Geschehnisse doch noch aus der Hand glitten.

»Stefan, findest du nicht, dass sich Sarah in letzter Zeit verändert hat? Sie ist so still, wirkt geradezu vernünftig. So vernünftig, aber manchmal auch abwesend. Wie ihr Bruder.«

»Ach, Sonja. Ich glaube, du siehst Gespenster. Es war einfach zu viel für dich in letzter Zeit. Ich kann deine Sorge um Marc verstehen. Aber sie lässt dich Dinge sehen, die es in Wirklichkeit nicht gibt. Man sieht mehr in kleinen Kindern, als dort vorhanden ist. Projektiertes Wunschdenken. Glaub mir, Sarah ist ein ganz normales Kind, wenn auch ein besonders niedliches.«

»Mir ist so schwer zu Mute. Er schläft jetzt schon zwei Wochen. Ich kann einfach nicht mehr. In meinem Herz ist ein großes Loch, und es wird immer größer.«

»Das wird schon wieder. Du musst nur daran glauben. Er wird wieder gesund. Eines Morgens wacht er auf und lächelt, so wie er immer gelächelt hat. Und wir werden uns fragen, was eigentlich los gewesen ist.«

Stefan nahm seine Frau in die Arme, wie so oft in diesen zwei Wochen. Auch wenn seine Worte etwas anderes sagten, er selbst verlor auch immer mehr an Zuversicht. Nichts deutete auf eine Verbesserung hin. Sie waren in einer Sackgasse angelangt. Und natürlich hatte

seine Frau recht: Sarah wurde immer ruhiger und teilnahmsloser. Irgendetwas ging hier vor, und ihm wurde langsam angst und bange. Aber das durfte er sich Sonja gegenüber nicht anmerken lassen. Er war im Moment ihr einziger Halt, und so musste er Stärke und Zuversicht ausstrahlen.

Stefan seufzte innerlich. Ihm waren die Hände gebunden. Mehr als Warten blieb ihnen nicht. Warten und beten.

Marlon flog durch das zerbrochene Fenster in Masters Wohnung. Sofort fiel ihm die Unordnung auf: Die Bücher, teilweise beschädigt, waren über den Boden verstreut, mittendrin lag ein umgestürzter Stuhl. Die Lage war eindeutig: Hier hatte ein Kampf stattgefunden.

Auf dem Teppich entdeckte er zwei Aschehäufchen. Ich bin offenbar nicht der erste, den Modred auf diese Fährte geschickt hat. Ob ich der letzte bin? Oder habe ich sogar einen Schatten, der mir auf Schritt und Tritt folgt?

Marlon rechnete mit allem. Er glaubte nicht, dass ihm Modred vertraute, selbst in diesem neuen Daseinszustand nicht, der bedingungslosen Gehorsam vorschrieb.

Flink durchsuchte er die im Zimmer befindlichen Bücher. Er kannte Theodors Sammlung, Teile davon hatte er für Master selbst besorgt, in seinem alten Leben. Schnell fand er den gesuchten Band. Er ahnte, wer hier am Werk gewesen war. Das Buch würde ihm Gewissheit geben. Er steckte es unter das Hemd, leitete die Transformation ein und verschwand so lautlos, wie er gekommen war.

Planlos lief Marc durch die Stadt. Seine Füße stapften über das regennasse Trottoir. Er merkte nicht, wie seine Hosenbeine nass wurden. Seine Gedanken kreisten immer wieder um ein und dasselbe Zentrum. Master war tot, Hayder wohl auch, und das Buch blieb verschwunden. Man konnte es drehen, wie man wollte, er steckte in einer Sackgasse. Der Fremde – er hatte ihn in Gedanken auf den Namen Erdgeist getauft – war ihm völlig unbekannt, und es gab keine Spur, keinen Ansatzpunkt, an dem er seine Ermittlungen fortset-

zen konnte. Ihm würde nichts anderes übrigbleiben, als darauf zu warten, dass er Modred oder einer seiner Dienerkreaturen über den Weg lief, indem er die üblichen Plätze abklapperte und einfach auf ein Wunder hoffte.

Mechanisch setzte er einen Fuß vor den anderen, ohne irgendeiner Lösung näher gekommen zu sein. Die Geräusche der unzähligen Autos, die an ihm vorbeibrausten, hatte er völlig aus dem Bewusstsein verbannt.

Verwundert stellte er fest, dass er automatisch den Weg nach Hause eingeschlagen hatte. Vor ihm befand sich die massive Holztür, die schon bessere Tage gesehen hatte. Er betrat das Treppenhaus. Er würde einen Kaffee aufsetzen und sich ein Brot schmieren, vielleicht half das, seine Gedanken zu ordnen. Ja, das war eine gute Idee. Mit vollem Magen würde ihm schon eine Lösung für das gegenwärtige Dilemma einfallen.

Als er die Wohnungstür aufschloss, fiel ihm ein Umschlag auf, den jemand unter der Tür durchgeschoben haben musste. Er nahm ihn an sich und trat ein. Ein weißer Umschlag. Weder eine Adresse noch ein Absender befanden sich darauf.

Er legte ihn auf den Küchentisch, brühte sich einen Muntermacher auf und machte sich ein Schinkenbrot, dazu eine Karotte und eine Banane. Er aß, während der Kaffee noch durchlief, und öffnete anschließend das Kuvert. Die Schrift war krakelig, aber gut lesbar.

*Hallo, du falscher Prophet. Der Alte nimmt dich als Quelle, doch seine Wahl ist verkehrt. Die richtige ist nah und drängt auf die Entscheidung. Komm ins Rund der Töne, denn auch der Falsche kann das Zünglein an der Waage sein.*

*Dein Ronnie James!*

Wie elektrisiert hielt Marc das Blatt, las den Text immer und immer wieder, ohne wirklich schlau daraus zu werden. Was bedeutete *falscher Prophet*? Und was ist das *Rund der Töne*?

Hm! *Rund der Töne*. Irgendwo hatte er den Begriff schon einmal gehört. Aber wann und wo? Er zermarterte sich den Kopf, doch der Groschen wollte nicht fallen. War es in den Schriften des Galougheises gewesen? Im *Pantheon der wahren Hölle*?

Der Kaffee war fertig. Er goss sich eine Tasse ein, nahm einen Schluck. Ah, ja, schön stark, so wie er ihn liebte.

Ja, stark, das war genau das richtige Stichwort. Jonathan Starks Abhandlung *Die Mächte der Anderswelt*. Das war es. Ein Buch, das er schon unzählige Male gelesen hatte. Ohne zu zögern eilte er zu seiner Bibliothek, und es dauerte nicht lange, bis er die entsprechende Textstelle gefunden hatte:

*Oh, glaubet mir. Im Rund der Töne wird die Entscheidung fallen. Die Heerscharen des Guten und die Heerscharen des Bösen werden aufeinandertreffen. Das Epidauros wird seinem Namen gerecht werden und einen Klang erzeugen, der die Welt reinigen wird. Doch höret, welche Kraft hinweggefegt wird liegt im Dunkel der möglichen Zukünfte. Beten wir, dass die richtige Seite gewinnen möge.*

Erregt sprang Marc in die Luft. Das war es. Er hatte die Lösung. Das Epidauros, das weltberühmte Amphitheater in Griechenland, unten auf dem Peloponnes.

Hastig trank er den Kaffee aus und begann, die Reise in Angriff zu nehmen. Den nächsten Flug buchen, wenn möglich heute noch, den Leihwagen würde er sich vor Ort besorgen. Er war sich sicher, dass die Ereignisse ihrer Entscheidung entgegenstrebten. Es galt, keine Zeit zu verlieren.

Plötzlich erstarrte sein Körper. Der Sog zerrte an ihm, doch diesmal am helllichten Tage. Versteinert stand er mitten in der Küche, den Fuß noch in der Bewegung erhoben.

Wieder erschien die zarte Gestalt. Ihre Haut schimmerte rot und weiß, die riesigen Augen waren diesmal trübe. In der Hand hielt das Wesen einen gläsernen Gegenstand, in dem sich eine blaue Flüssigkeit befand. Die goldene Kappe wurde von zwei blutigen Rinnsalen befeuchtet, die aus der Nase der Gestalt traten.

Eine Woge an Zuneigung strömte ihm entgegen.

»Marc, verzage nicht«, erklang eine sanfte, dünne Stimme. »Ich stehe dir bei. Es gibt kein Richtig und kein Falsch. Vertraue mir. Und vertraue Ronnie James.«

Die Erstarrung fiel wie ein Vorhang, und

die Zeit floss wieder. Diesmal verharrte er freiwillig auf der Stelle, noch immer überwältigt von der Vision, von dem Zauber der grazilen Gestalt. Sie kam ihm vertraut vor und gleichzeitig fremd. Wer war sie? Und was wollte sie?

Erst dieser ominöse Ronnie James, jetzt diese zarte, weiß-rote Traumgestalt. Er fühlte sich wie ein Spielball, der wahllos hin und her geworfen wurde.

Aber nicht mit ihm! Es wurde Zeit, das Heft des Handelns in die Hand zu nehmen. Er rief im Reisebüro an, buchte den nächsten Flug. Dann packte er seine Sachen und machte sich auf die Reise. Der Entscheidung entgegen.

Marlons Rückkehr war triumphal. Modred hatte ihm begeistert das Buch abgenommen. Natürlich hatte Marlon den Wälzer vorher durchgeblättert, doch auf die Schnelle war er aus dem Buch nicht schlau geworden. Darum hatte er es in aller Ruhe kopiert, bevor er zu Modred zurückgekehrt war, und die Kopie in einem Schließfach deponierte, die er noch aus seinem vorherigen Leben besaß. Später, wenn es die Zeit erlaubte, würde er sich näher mit dem Inhalt beschäftigen. Vorher jedoch musste er seinem Herrn Gefolgschaft leisten.

Er erwartete dessen Befehle. Es dauerte jedoch Stunden, bevor Modred aus seinen Katakomben emporstieg und die Lektüre beendet hatte.

»Marlon, du hast deine Aufgaben mit Bravour erfüllt. So übertrage ich dir deinen wichtigsten Auftrag. Ein Auftrag, der über Sein und Nichtsein entscheiden wird. Griechenland ist das Ziel deiner nächsten Reise. Dort triffst du auf Marc. Du wirst ihn töten. Damit diese Welt für immer und ewig Bestand hat. Jetzt geh! Und denke daran: Wenn du versagst, ist dein Leben verwirkt. Aber hast du Erfolg, wirst du ein Gott auf Erden sein.«

## 6. Das Rund der Töne

Mit einer nachlässigen Bewegung schob er die langen Locken aus seinem Gesicht. Von hier oben hatte er eine gute Sicht über die Anlage. Scharen von Touristen schoben sich durch die

verzweigten Wege, sahen sich die kümmerlichen Reste vergangener Zivilisationen an. Dies würde niemanden mehr interessieren, sollte er heute scheitern. Die Welt, wie sie jetzt war, würde aufhören zu existieren. Eine grausame Abart ihrer selbst an ihre Stelle treten und das Leben verhöhnen.

Aber er würde nicht scheitern. Seine nächsten Züge waren sorgfältig geplant. Das richtige Buch war in Sicherheit und die große Gefahr gebannt. Hätte Modred dieses Buch in die Hände bekommen ...

Modred war nahe dran gewesen, die Lösung zu finden. Stattdessen hatte er eine Alternative erhalten. Und die half ihm nicht. Im Gegenteil ...

Der falsche Prophet befand sich ebenfalls auf dem Weg hierhin. Es war ein Leichtes gewesen, ihm die Information zukommen zu lassen und ihn herzulocken.

Jetzt hieß es warten und beobachten, wie seine Pläne aufgingen. Die finale Entscheidung rückte näher.

Mit der Reise klappte es wunderbar. Marc nahm eine Maschine am frühen Morgen des nächsten Tages, schneller ging es leider nicht. Der Flug verlief ruhig und ereignislos.

In Athen angekommen, spürte er den deutlichen Temperaturunterschied. War es in Deutschland empfindlich kalt gewesen, brach ihm hier automatisch der Schweiß aus. Griechenland hatte frühlingshafte 18 Grad Celsius und empfing ihn mit Sonne.

Er mietete einen Leihwagen und quälte sich durch das Athener Verkehrschaos. Leider lag der Flughafen im Norden der Stadt, und so musste er sie komplett durchqueren. Zum Glück funktionierte das Navigationssystem, und so erreichte er fast ohne Umwege den Peloponnes. Der Übergang am Kanal von Korinth hielt ihn ein wenig auf, doch auch diese Engstelle überwand er. Da er noch ein gutes Stück fahren musste, beschloss er, einen Halt einzulegen, als sich knurrend sein Magen meldete. Natürlich hatte er genau die Zeit zwischen Mittag- und Abendessen erwischt, und so gestaltete sich die Suche nach einem offenen Lo-

kal, das zudem noch Küche anbot, als schwierig. Die meisten Tavernen schienen noch im Winterschlaf zu liegen, und selbst die amerikanischen Imbissketten, die sonst überall anzufinden waren, verschmähten diesen Landstrich. Genervt vom Hunger und der erfolglosen Suche nach einer Mahlzeit, hielt er zwischen zwei dieser verlorenen Orte an. Er nutzte eine der typischen Einbuchtungen, begab sich zwischen die dürren Zypressen und erleichterte sich.

Da legte sich ein Schatten über Marc. Träge von der langen Reise sah er auf und entdeckte die Gefahr fast zu spät. Abrupt unterbrach er sein Geschäft und sprang zur Seite. Früh genug, denn dort, wo er eben noch gestanden hatte, landete einer seiner Todfeinde.

Automatisch packte er sein bestes Stück mit der rechten Hand ein, während die linke den Silberdolch aus der Scheide zog.

Ein Geräusch im Rücken! Er versuchte noch auszuweichen, doch zu spät: Ein mörderischer Schlag traf ihn. Der Dolch entfiel seiner kraftlos gewordenen Hand.

Marc wirbelte herum, griff ohne nachzudenken mit der gesunden Hand nach einem herumliegenden Ast und jagte ihn seinem Angreifer ins Herz. Dessen Fratze, eben noch höhnisch grinsend, verzerrte sich. Die Qual hielt nicht lange an, dann wich das unheilvolle Leben aus dem Vampir. Wenig später zerfiel er zu Staub. Das war knapp gewesen.

Jetzt stürzte sich der zweite Angreifer auf ihn. In letzter Sekunde warf Marc sich zur Seite, dem silbernen Dolch entgegen, und entging dem Angriff dadurch nur um Haaresbreite. Er robbte nach vorne, überbrückte den fehlenden Meter, dann hatte er seine Waffe wieder. Langsam drehte er sich zu seinem Widersacher und registrierte überrascht, wie er sich just in diesem Moment in die Lüfte emporhob. und Land gewann.

Er atmete durch, durchsuchte die nähere Umgebung, doch von Vampiren zeigte sich keine Spur. Er beendete sein unterbrochenes Geschäft und beschloss, zum Epidauros durchzufahren. Der Appetit war ihm gründlich vergangen.

Die Lichtung lag abseits der Zivilisation, mitten im Gebirge, in endlosen Olivenbaumhainen versteckt. Die vier Gestalten wirkten deplatziert mit ihrer Blässe und ihrem affektierten Gehabe.

Marlons Miene zeigte einen düsteren Ausdruck. Er hatte Marc knapp verpasst und hilflos mit ansehen müssen, wie dieser in den Flieger gestiegen war. An der Ostküste Griechenlands hatten sie ihn endlich eingeholt, und er hetzte zwei seiner Begleiter auf den Vampirjäger. Sie sollten Marc auf den Zahn fühlen, doch das Ergebnis sprach Bände. Jetzt hatte er nur noch drei Helfer, und wirkliches Vertrauen in ihre Fähigkeiten besaß er nicht. Es würde ihm nichts anderes übrigbleiben, als das Heft selbst in die Hand zu nehmen.

»Warten wir, bis er sein Ziel erreicht hat. Vielleicht ist es gut, dass wir ihn noch nicht stellen konnten. Wer weiß, was uns am Ende der Reise erwartet. Ich bin guter Dinge, wir werden unsere Vorteile daraus ziehen. Also hört gut zu: Wir folgen ihm ab jetzt mit ausreichend Abstand. Wiegen wir ihn in Sicherheit. Unsere Zeit wird kommen.«

Geschafft und müde erreichte er das Epidaurus in den späten Abendstunden. Natürlich war das Gelände verlassen und kein Eintrittskartenverkäufer weit und breit zu sehen. Aber das störte ihn nicht. Im Gegenteil, je weniger Unschuldige sich hier aufhielten, desto besser.

Das Tor stand trotz der späten Stunde offen, eine Einladung, die unmissverständlich war. Doch das Begrüßungskomitee glänzte gleichfalls durch Abwesenheit.

Marc betrat mit aller Vorsicht das Gelände, hielt Pflöck und Dolch griffbereit. Der zunehmende Mond glänzte golden in der klaren Nacht. Um ihn herum ertönte das bunte Konzert der nächtlichen Bewohner. Ein angenehmes Geräusch, zeigte es doch, dass im Moment keine Gefahr in der Nähe lauerte. Die Tiere würden die Anwesenheit der dunklen Wesen spüren. Er würde darauf achten, um entsprechend vorgewarnt zu sein.

Marc bewegte sich bedächtig durch das weitläufige Gelände. Das allgegenwärtige

Zwielicht war wirklich nicht ohne. Einen verstauchten Knöchel wegen Übermuts wollte er sich nicht einfangen.

Ohne die Zeugnisse vergangener Kulturen zu beachten, begab er sich zum Amphitheater. In seinem Inneren herrschte gähnende Leere. Steil ragten die Stufen in die Höhe. Das *Rund der Töne* war sehr gut erhalten und beeindruckte Marc nachhaltig.

Er stellte sich exakt ins Zentrum – und kaum erreichte er den Mittelpunkt, überkam es ihn.

Er sang ein A. Er sang ein C. Er sang ein E.

Der Klang überwältigte ihn, und fast hatte er den Eindruck, irgendwo hätte sich ein Mikro versteckt, das seinen Gesang elektrisch verstärkte.

Das war natürlich Unsinn. Das Epidaurus besaß diese natürliche Akustik.

Seine Stimme hallte nach. Dann folgte eine bleierne Stille. Fast konnte man eine Stecknadel fallen hören, dachte er noch, da durchfuhr ihn die Erkenntnis.

Das Konzert der Nacht hatte ein Ende gefunden. Das Verstummen der Tierwelt konnte nur einen Grund haben, und den erblickte er nur wenige Augenblicke später am oberen Rand des Amphitheaters. Ein Schatten fiel über den Mond, drei weitere folgten ihm, schon begaben sich die Untoten in den Landeanflug und transformierten am oberen Rand des Epidaurus.

Marlons schwarze Augen funkelten ihn höhnisch an. »Marc, du selbst ernannter Vampirjäger. Deine Reise hat ein Ende gefunden. Heute gehst du als Versager in die Annalen dieser Welt ein. Knie vor mir nieder, und ich verspreche dir einen schnellen Tod.«

Marc spuckte herausfordernd in Marlons Richtung. »Komm her, wenn du dich traust. Ich werde die Menschheit von deiner Grausamkeit befreien. Und nach dir wird Modred dran glauben.«

Der Fehdehandschuh war geworfen. Die drei Begleiter Marlons stiegen in die Luft und attackierten Marc aus drei verschiedenen Richtungen. Er sprang dem vorderen entgegen, überrumpelte ihn und rammte ihm den

Pflock ins Herz. Sofort wirbelte er herum, ohne das Ergebnis seines Angriffs abzuwarten. Gerade noch rechtzeitig. Der zweite Vampir war heran, Marc wich zur Seite und stieß gleichzeitig mit dem Dolch zu. Der Vampir schrie auf. Tödlich getroffen ging er zu Boden und zerfiel zu Staub.

Eine Verschnaufpause blieb ihm missgönnt. Mit einem Sprung wich er dem nächsten Angriff aus, rollte sich über die Schulter ab und verlor dabei seinen Eichenpflock. Der Vampir sprang ihm hinterher, hatte aber nicht die Rechnung mit dem Dolch gemacht, so dachte Marc zumindest. Doch der Untote überschlug sich in der Luft und landete in seinem Rücken, während Marcs Hieb ins Leere ging.

Ein harter Schlag traf ihn im Rücken. Er krachte zu Boden, verlor dabei auch den Dolch, und als er den Schatten über sich spürte, sah er schon sein Ende kommen.

Reflexartig wälzte er sich zur Seite. Keinen Moment zu spät. Der Vampir krachte genau auf die Stelle, wo er eben noch gelegen hatte. Marc rappelte sich auf, rannte zu dem Eichenpflock. Kaum bekam er ihn zu packen, wirbelte er herum und reckte die Spitze dem heranfliegenden Vampir entgegen, der genau in den Pflock stürzte und leblos auf ihm liegen blieb.

Marc wuchtete den Toten von sich, bevor er sich auflöste, und rappelte sich schwer keuchend auf die Beine. Mühsam rang er nach Atem.

Doch Marlon gönnte ihm keine Verschnaufpause. Er wirbelte mit einer dreifachen Rolle durch die Luft und flog mit vorgestreckten Beinen auf ihn zu. In letzter Sekunde konnte Marc noch zur Seite ausweichen. So traf ihn Hayders Ferse an der Schulter und nicht am Kinn, was seinen Knockout und damit seinen Tod hätte bedeuten können. Doch auch so war er angeschlagen und konnte den rechten Arm für den Moment nicht bewegen. Eine Schmerzwellen erschütterte ihn.

Er biss die Zähne zusammen und rannte zu seinem Pflock, der nur wenige Meter neben ihm lag. Leider erreichte er ihn nicht. Marlon packte ihn, hielt ihn mit eisernem Griff und bog seinen Kopf zurück. Der Vampir schickte

sich an, seine Zähne in Marcs Hals zu schlagen.

Es ging um Sekunden. Marc packte in verzweifelter Hast das silberne Kreuz, das er um seinen Hals trug und stieß es in den offenen Rachen seines Angreifers.

Die Reaktion war verblüffend. Das Kreuz verbrannte Hayder den Rachen, und heulend sprang der Vampir zurück.

Marc gönnte sich keine Pause. Er packte mit der intakten linken Hand den Eichenpflock und warf sich auf Marlon, der immer noch vom Kreuz gebannt am Boden lag. Mit einem trockenen Geräusch drang die Spitze in dessen Herz und bereitete dem kurzen Leben Marlon Hayders als Vampir ein jähes und brutales Ende.

Jetzt pumpte Marcs Herz erst richtig. Auf wackeligen Beinen stehend rang er nach Atem. Die Schmerzen im rechten Arm hatten sich ausgebreitet, doch schnell stellte er fest, dass der Arm sich bewegen ließ. Weder war ein Knochen gebrochen noch waren irgendwelche Bänder oder Sehnen gerissen. Es tat trotzdem verdammt weh.

Er wollte gerade seinen Dolch einsammeln, da verdeckte ein Schatten den Mond.

Ein weiterer Vampir war eingetroffen. Und mit eisigem Schrecken erkannte er, dass sich Modred selbst die Ehre gab. Das lange rote Haar leuchtete im Mondlicht, die blauen Augen blickten ihm ohne Gnade entgegen.

Modred verharrte minutenlang regungslos, ohne einen Ton von sich zu geben. Dann richtete er sich zu seiner vollen Größe auf. »Endlich« erklang seine tiefe Stimme. »Endlich ist es so weit. Wie lange habe ich darauf schon gewartet. Wie lange ist mir die Rückkehr versagt geblieben, bin ich gefangen in dieser Welt. Jetzt ist es soweit. Die endgültige Entscheidung steht bevor, und du bist der Schlüssel zu meinen Plänen.«

Deutlich kostete Modred diesen Moment aus.

»Ich intoniere. Ich reiße Grenzen nieder. Und dein Geist wird mir das Fenster in die reale Welt öffnen.« Modred hob die Arme, dann erklangen gutturale Laute aus seinem Mund, die sich durch das *Rund der Töne* verstärkten.

# COZMIC

**PHANTASTISCHE COMICS  
AUF 96 FARBSEITEN!  
ALLE 6 MONATE NEU!**



**COZMIC VOL. 09  
ERSCHEINT IM  
FRÜHJAHR 2024  
ISBN: 978-3-86402-918-9**



MEHR INFO:  
[WWW.ATLANTIS-VERLAG.DE](http://WWW.ATLANTIS-VERLAG.DE)

**ATLANTIS**

Eine Mischung aus Sprechen und Gesang, der immer lauter wurde und Marc bannte.

Dunkle Wolken zogen um das Epidauros auf. Ein plötzlicher Wind brauste und jagte durch das weite Rund, zerrte an Marcs Haaren und an seinen Kleidern. Dunkelheit blitzte in der Dämmerung auf wie schwarzes Licht, das drohend über das Firmament leckte. Aus dem schwarzen Licht schälten sich unförmige Leiber, die verzerrten Visagen gen Boden gereckt.

Eisiger Wind schlug Marc entgegen und ließ ihn frösteln. Die Temperaturen sanken rapide und näherten sich dem Gefrierpunkt.

Über allem thronte Modred, vollkommen in seinem Singsang versunken. Erstaunt sah Marc ihn an, glaubte erst nicht, was seine Augen ihm zeigten. Aber es bestand kein Zweifel: Modred wuchs antiproportional zur Temperatur, wurde immer größer, bis er das Firmament vollständig bedeckte und ein Teil von ihm wurde.

Schwarzes Eis regnete vom Himmel und traf ihn. Marc spürte einen unmenschlichen Druck auf seinem Körper.

»Komm!«, wisperten tausende Stimmen.  
»Komm!«

Unzählige kleine Messer stachen in seine Haut, rissen winzige Löcher und malträtierten ihn. Ein Blutfilm bedeckte seine Haut und gefror zu einer schwarzen Masse, die ihn wie ein Panzer umschloss.

Er war bewegungsunfähig, konnte kein Glied rühren, selbst die Atmung verlangsamte sich rapide, bevor er vollkommen erstarrte.

Die Luft wurde knapp. Panisch schnappte er nach Sauerstoff. Versuchte den Panzer zu durchbrechen, der ihn eingeschlossen hielt. Doch seine Lunge bewegte sich keinen Millimeter.

Plötzlich lenkte ein helles Blitzen seine Aufmerksamkeit nach rechts, von Modred weg.

Dunkle Augen, eine kräftige lange Nase und ein ausgeprägtes Kinn. Der Erdgeist kauerte auf der obersten Treppe des Epidauros. Schaute ihn aus milden Augen an und vermittelte ihm ein Stück Hoffnung, das so gar nicht der aktuellen Situation entsprach.

Der Erdgeist erhob sich.

»Modred!«, dröhnte seine Stimme durch das Rund der Töne, schallte weiter und überrollte den Horizont. Modred jedoch verharrte in seinem Singsang, versunken in seiner Beschwörung und reagierte nicht.

»Modred, hier endet dein Weg. Wieder mal. Ronnie James ist gekommen, und höre, was er zu sagen hat!«

Der Erdgeist stellte sich auf, reckte seine verhutzelte Gestalt in die Höhe, die Arme nach oben, die Hände zur Faust geballt. Einzig der Zeige- und der kleine Finger waren nach vorne gespreizt. Ein klarer und tiefer Ton, der unten aus seiner Brust zu kommen schien, erklang aus seiner Kehle. Dann begann er zu singen:

*Es ist nicht lange her  
Seit er ihn eingesperrt hat  
Die Zeit ist reif  
Ihn zu befreien  
An diesem Morgen*

*Schon viel zu oft  
Hat Modred die Tür geöffnet  
Dann leidet jemand  
Doch schließen wir unsere Augen  
Niemals*

*Wenn die Sonne am westlichen Himmel steht  
Beginnt der Kampf, bevor jemand stirbt  
Der Gesang hallt durch das Rund  
Und das Eis zerbricht!*

Die Worte waren noch nicht vollständig verklungen, da erhellte sich das Firmament. Rotweiße Blitze überzogen den Abendhimmel und vertrieben die Finsternis.

Die schwarzen Wesen schrien gepeinigt auf und wichen panisch zurück.

Und noch etwas passierte: Gegenüber von Modred erschien das Wesen aus Marcs Vision. Die Gestalt grazil, ihre Haut ein Ineinander-Übergehen von Rot und Weiß. Die schwarzumrandeten Augen leuchteten diesmal aber in einem alles verzehrenden Regenbogenlicht und erhellten die Dunkelheit.

Das Wesen nahm das gläserne Gefäß, führte es zum Mund und hauchte es mit den Lippen

an, bevor es das Glas mit voller Wucht zu Boden schleuderte.

Direkt vor Marcs Füßen zerbrach er, und eine Flüssigkeit strömte über seine Füße. Dampf stieg empor und umhüllte seinen Körper. Die schwarze Masse, die einst sein Blut gewesen war, brach auf und spritzte in alle Himmelsrichtungen von ihm weg.

Schlagartig konnte er wieder atmen, und der Druck fiel wie eine abgelegte Haut von ihm ab. Gierig rang er nach Luft, und schon nach wenigen Momenten fühlte er sich besser. Mehr noch, er spürte plötzlich eine nie gekannte Macht in sich, die Ronnie James' Gesang geweckt hatte. Eine starke Macht, doch jene der Gestalt am Himmel war mächtiger. Und sie wirkte seltsam vertraut.

Eine Stimme erklang in seinem Inneren: *Höre, Marc! Modred ist die Verkörperung der dunklen Kraft des Menschen. Er hat in deiner Ahnenlinie den Samen gelegt, damit diese Traumwelt, die Welt Modreds, Gestalt annimmt. Wenn er Erfolg hätte, würde dein Geist explodieren und Modreds Welt mit der wirklichen Welt verschmelzen, sodass der mächtige Vampir sich in eurer Welt manifestiert. Das wäre das Ende der Realität, so wie du sie kennst. Aber Modred hat sich getäuscht. Nicht du trägst den Samen in dir.*

Was behauptete Ronnie James, der Erdgeist, da?

Modred war einer seiner Ahnen?

*Nicht dein Ahne. Er hat nur seinen Samen gelegt. Den Samen des Bösen, der unerkannt über die Jahrhunderte wachsen konnte. Den Samen, der zum Schlüssel dieser Welt wurde. Er soll Modred den Weg zu euch bereiten.*

*Doch du bist der falsche Prophet. Deine Schwester Sarah ist der wirkliche Schlüssel. Sarah ist allerdings noch zu jung, um die Macht zu gebrauchen, die ihr innewohnt. Ich, Ronnie James, übernehme die Lenkung, bis die Prophetin so weit entwickelt ist, dass sie eigenständig agieren kann.*

*Ich bin der Wächter. Und gemeinsam – du, die unvollendete Sarah und ich – müssen und werden wir Modred in seine Schranken verweisen.*

Die Erkenntnis dieser Worte brachte Marc

zum Wanken. Daher die seltsame Vertrautheit des graziilen Wesens. Eine Inkarnation seiner kleinen Schwester Sarah. Der Gedanke klang seltsam, doch je länger er sich in ihm ausbreitete, desto wahrer kam er ihm vor.

Auf einmal kam ein weiterer Wind auf. Doch dieser brachte Hitze statt Kälte. Er blickte nach oben zu Modred, der am Firmament thronte und seine Schatten gegen Sarahs Inkarnation in die Schlacht warf.

Seine Schwester war jedoch nicht untätig geblieben. Aus ihren Regenbogenaugen löste sich ein permanenter Strahl, der den heißen Wind erzeugte. Ein heller und gleißender Strahl, der die Dämmerung erleuchtete.

Hell gegen Dunkel, Kälte gegen Hitze.

Die Erde erbebte unter dieser Gewalt. Er spürte, wie die Macht in seinem Inneren sich mit der Macht Sarahs und der von Ronnie James' verband. Ihre gemeinsame Energie spannte sich auf wie ein Luftballon, um sich in einer gewaltigen Eruption über Modred zu ergießen.

Wieder sang der Erdgeist, und diesmal sangen Sarah und Marc mit. Aus vollen Lungen schmetterten sie:

*Singt ein Lied, wir sind die Sänger  
Wir sind die Schützenden  
Wir sind die Engel  
Du bist der Überbringer des Bösen  
Der Teufel ist niemals ein Erschaffer  
Himmel und Hölle  
Du wirst nie gewinnen*

Dann brach das Inferno los. Die Energie breitete sich wie Feuerwalzen am Himmel aus, überrollte die Schatten und ließ das schwarze Licht erglühen.

Modred, eben noch übergroß, schrumpfte zu seiner wahren Größe, wurde dann noch kleiner, bis er gänzlich verschwand.

*Töte den König  
Reiß ihn nieder  
Töte den König  
Nehmt ihm die Krone*

Plötzlich gab es einen Knall, dann implodierte Modreds Welt.

Der König der Vampire war vernichtet. Die Gefahr abgewandt. Am Himmel erklangen leise die Fanfaren.

### Epilog

Langsam, wirklich nur sehr langsam legt sich die allgegenwärtige Mattigkeit. Die Lider sind schwer wie Blei. Doch die umfassende Finsternis wird durch ein diffuses Rot erhellt. Immer greller wird die Umgebung. Mühsam hebt er die Lider, um sie umgehend wieder zu schließen.

Er wartet einen Moment, dann versucht er es erneut. Und stellt erleichtert fest, dass die unglaubliche Helligkeit nachgelassen hat. Er erkennt Umrisse, hört dumpfe Stimmen, die immer deutlicher werden. Das Bild wird schärfer. Er erkennt seine Eltern, die sich ein wenig besorgt, aber vor allem erleichtert über ihn beugen.

»Er ist wieder erwacht«, hört er sie sagen. »Erst Sarah, jetzt Marc. Ein Wunder ist geschehen. Ach, was ist das für ein glücklicher Tag. Wir sind wieder vereint.«

Dann versinkt er erneut in Schwärze. Doch diesmal ist es anders. Diesmal ist es nur die Erschöpfung, die ihn ruhen lässt, die ihn Kraft sammeln lässt.

Die Traumwelt ist verschwunden und mit Modred untergegangen. Erleichtert dämmert er ein. Doch mit dem Dahindämmern erklingt ein Gesang:

*Ich bin die Wut  
Setz Stäbe unter Druck  
Käfige sind verloren  
Ich bin der Gefangene  
Und der erste, der entkommt*

*Ich bin böse  
Ich bin Legion  
Stark in der Menge  
Die Lüge als Schwert  
Die Zahl ist falsch*

*Ich bin hungrig  
Füttere meinen Kopf  
Alle zusammen  
Du wirst niemals  
Richtig frei sein  
Lass den Helden bluten  
Damit ich zurückkehre*

Und hinterlässt ein ungutes Gefühl. Denn, und das erkennt er mit aller Bitterkeit, es ist nicht die Stimme von Ronnie James.

~ ~ ~

© Text: Michael Schmidt | Wiederveröffentlichung

# Draculas Ahnen

Dokumentarisches - Literarisches - Gossip

von Detlef Klewer



Foto: Philip Burne Jones: *Der Vampir*, 1897

»Die ältesten Vampyren, wovon wir Nachricht haben, waren bei den Griechen zu Hause«, behauptete im Jahre 1791 ein gewisser Carl von Knoblauch zu Hatzbach in einem *Taschenbuch für Aufklärer und Nichtaufklärer*. Der seltsam klingende Name des Verfassers enthält bereits einen diskreten Hinweis darauf, dass es sich bei diesem Text wohl um eine der Schriften handelt, die im Zuge der Vampirhysterie des 18. Jahrhunderts verfasst wurden, um den grassierenden Aberglauben ins Lächerliche zu ziehen.

Schon etwa 25 Jahre zuvor zog der Philosoph Francois-Marie Arounet – alias Voltaire – mit spitzer Zunge bzw. Feder über die geradezu panische Jagd auf vermeintliche Untote her. »In unserem 18. Jahrhundert hat es Vampire gegeben!«, erklärte er, um dann sarkastisch und ganz im Sinne der Aufklärung jener Epoche auszuführen: »Von 1730 bis 1735 war von nichts anderem als von Vampiren die Rede; man lauerte ihnen auf, durchbohrte ihnen das Herz, und sie wurden verbrannt.« Und er schloss seine Betrachtungen mit einer realitätsbezogenen und nüchternen Beschreibung der wahren, realen Blutsauger: »Weder in London noch in Paris war von Vampiren die Rede. Ich glaube, dass es in diesen beiden Städten Börsenspekulanten, Händler, Geschäftsleute gibt, die eine Menge Blut aus dem Volk herausaugen, aber diese Herren sind überhaupt nicht tot, allerdings ziemlich angefault.«

Obwohl sich Carl von Knoblauch zu Hatzbach in seiner Schrift letztlich als »Ungläubiger« outet, so hat er mit seiner Vermutung, den Ursprung der Vampire in Griechenland zu wähen, keineswegs völlig unrecht. Denn dieses geschichtsträchtige Land – und heute äußerst beliebte Urlaubsziel – zählt tatsächlich zu den möglichen Ursprungsländern der Vampirlegenden.

*Empusen* – blutrünstige, weibliche Schreckgespenster, der Überlieferung zufolge Dienerinnen aus dem Gefolge der Göttin Hekate – die wie eine *Lamia* junge und für weibliche Reize anfällige Männer anlocken, um sie quasi als Gegenleistung für eine Liebesnacht skrupellos zu töten. Schon bei Aristophanes, einem

griechischen Dichter, der 385 v. Chr. in Athen starb, finden die *Empusen* im Theaterstück *Die Frösche* Erwähnung.

Zur Spezies der weiblichen Vampirdämonen Griechenlands zählen auch die *Mormo*. Sie verdanken ihre Existenz gleichfalls der an Geistern und Dämonen interessierten Göttin Hekate und verbreiteten ursprünglich ähnlichen Schrecken wie die *Empusen*. Im Laufe der Zeit schwand jedoch die allgemeine Furcht vor ihnen, so dass sie schließlich nur noch als haltlose Drohung erzieherisch überforderter Eltern für unartige Kinder herhalten mussten. Die *Mormo* wurden erstmals in dem 1575 von Louis Lavater verfassten Buch *De Spectris*, einer detaillierten Untersuchung über Geister und artverwandte Ungeheuer, genau beschrieben.

Europas erste schriftlich überlieferten Geschichten um »Blutsaugerei« und »Wiedergängertum« stammen aus der Zeit des so genannten »finsternen Mittelalters«. Zum Ausklang des 12. Jahrhunderts berichtete der 1208 verstorbene Chronist Walter Map in seiner *De Nugis Curialium* (Übersetzt so etwas wie »Hofgeschwätz«), die er 1190 als Archidiakon von Oxford für König Henry II. anfertigte, von einem »Nachzehrer«, der durch sein Unwesen allmählich ein walisisches Dorf entvölkert habe. Nicht einmal ein tiefer Schnitt durch die blutdürstige Kehle – seitens der Kirche nach Graböffnung an der Leiche angeordnet – konnte dem Grauen ein Ende bereiten. Erst als der letzte Überlebende des Dorfes es wagte, dem Untoten mutig mit einem Schwert gegenüberzutreten, um entschlossen »den Schädel des blutgierigen Höllenwesens bis zum Hals zu spalten« – wie Map genüsslich berichtet –, konnte der Vampir schließlich nachhaltig vernichtet werden.

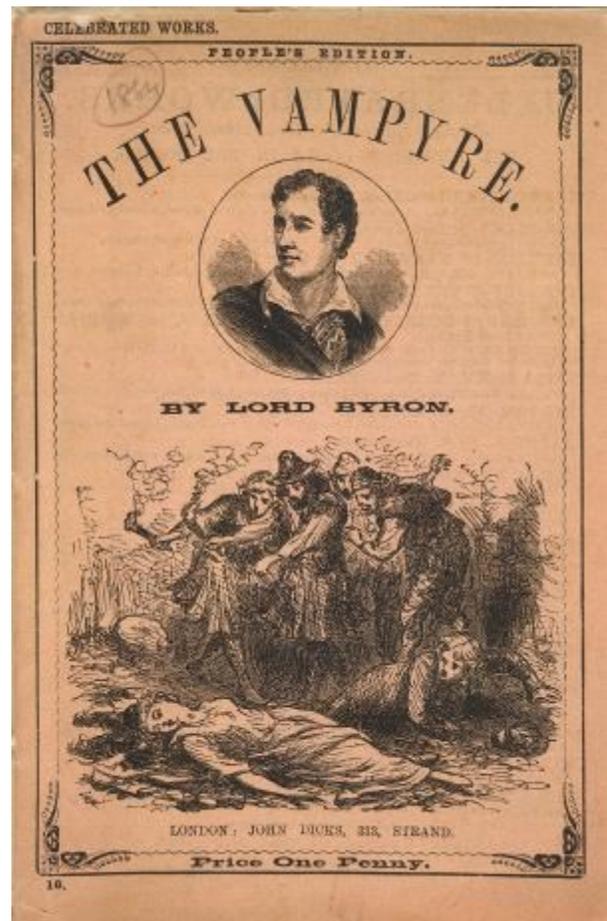
Der Mythos »Vampir« beschäftigt indes bis zum heutigen Zeitpunkt neben der Literatur auch eine Reihe wissenschaftlicher Disziplinen wie die analytische Psychologie, die Philosophie (Voltaire glaubte: »Die wahren Sauger wohnen nicht auf Friedhöfen, sondern in wesentlich angenehmeren Palästen.«), die Gebiete



der Soziologie sowie die der Politikwissenschaften (Karl Marx, sinngemäß: Jeder Arbeitgeber ist ein Vampir). Selbst Martin Luther erwähnt in einer seiner Tischreden den unheilvollen Einfluss einer begrabenen Frau, schreibt das dem Teufel zu und hat ein Gegenmittel parat: Salz.

Als Romanfigur ist der Vampir spätestens seit John William Polidoris Erzählung *The Vampyre* allgegenwärtig: von den gefeierten Bravourstücken literarischen Könnens einer Anne Rice und ihrer Vampirchroniken bis hin zu den eher simpel gestrickten Groschenromanen eines Jason Dark. Der Vampir existiert als Comicwesen, eingefangen vom subtilen Können eines Jon J. Muth mit seinen atmosphärischen Aquarellen, bis zu den zweidimensionalen Actionbildern eines Gene Colan in den Marvel-Comics *Tomb of Dracula*.

Kaum eine andere Alptraumgestalt genießt den Bekanntheitsgrad des Vampirs – und seine unbestritten berühmteste Personifizierung ist der durch Bram Stoker zum ewigen Leben erweckte Graf Dracula. Ironischerweise entstand diese unsterblich gewordene Erzählung der Gruselliteratur aufgrund eines »feuchten Traumes«.



Man stelle sich vor, wie der athletische Ire Stoker im März 1890 nachts – von unerfüllten erotischen Phantasien heimgesucht – aufschreckt und schwer atmend nach einem Stück Papier sucht, um schweißgebadet hastig zu notieren: Junger Mann geht aus ... trifft Mädchen, das ihn nicht auf den Mund, sondern (höchst sinnlich) auf den Hals küssen will. Alter Graf geht voller Wut und teuflischer Wildheit dazwischen. »Dieser Mann gehört mir.« Die nächtliche »Ejakulation der Kreativität« war so fruchtbar, dass sie die Geburtsstunde des erfolgreichsten und publikumswirksamsten Ungeheuers der nächsten Jahrzehnte wurde.

*Dracula* betrat 1897 die literarische Bühne und feierte in zahlreichen Theaterproduktionen und Zelluloidwerken immer wieder seine Auferstehung. Damit avancierte er zur generationsübergreifenden Kultfigur gepflegten Schauderns. Reisegesellschaften karren seit Öffnung des »eisernen Vorhangs« ganze Busladungen gruselhungriger Touristen durch die Karpaten, damit sie die »Originalschauplätze«

Bild links: Bram Stoker, 1906

Coverabbildung rechts: Die Lord Byron zugeschriebene Originalausgabe von Polidoris *The Vampyre*, 1819, Bildquelle: <https://wikipedia.org>

von Stokers Roman besichtigen können. Dracula als historische Figur und lukrative Einnahmequelle, von der Florence Stoker, die Witwe des früh verstorbenen Schöpfers, sicher gerne profitiert hätte. Inzwischen ist die Figur des Vampirs Dracula eine Institution.

Aber wer oder was ist nun ein Vampir? Schon früh bemühte man sich um Aufklärung. Eine Möglichkeit bietet das umfassende *Pierers Konversationslexikon*, das in Band 12 aus dem Jahre 1893 mit angemessener Sachlichkeit konstatiert: »Vampir: besonders in slawischen Ländern nach dem Volksglauben gespenstische Wesen, die den Lebenden das Blut aussaugen und töten, besonders aber umgehende Seelen, die wegen mangelhaft erfüllter Bestattungsbräuche (Offenlassen der Augen usw.) die Ihrigen aufsuchen und unter Krankheitserscheinungen umbringen. Man wehrt sich gegen Vampire durch Pfählung der Leichen.« Aber hinter diesen Ausführungen ist ein guter Anteil Aberglaube zu spüren.

Wenden wir uns also dem *Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens* von 1934 zu, wo bereits feine Unterschiede gemacht werden und unter dem Stichwort »Nachzehrer« folgendes zu lesen ist: »Als Vampir möchte ich ... nur die Klasse von Wiedergängern bezeichnen, von denen ausdrücklich gesagt wird, dass sie den Lebenden das Blut aussaugen. Somit trenne ich davon die lebenden Vampire, die oft schon im Volksglauben mit Hexen, Werwolf und ähnlichen Wesen vermischt werden, ferner Wiedergänger, die die Lebenden plagen, krank machen und direkt töten, solche die zu den Frauen zurückkehren und mit ihnen Kinder zeugen, Wiedergänger, die das Vieh melken oder töten oder die Menschen nur als Spuk schrecken.«

Oder wenden wir uns noch spezieller dem 1972 erschienenen *The Natural History of the Vampire* zu. Hier unterteilt Anthony Masters die Erscheinung des Vampirs in zwei Kategorien: »Der Geist einer toten Person (oder eines Dämons) ist die erste, und die zweite ist ein Leichnam, wieder erweckt mit seinem eigenen Willen oder dem eines Dämonen, der zurück-

kehrt, um sich am Leben der Menschen zu vergreifen, ihnen das Blut auszusaugen oder ihnen ein lebenswichtiges Organ zu entfernen, um seine eigene Lebenskraft zu erhalten.« Man sieht also, es ist nicht einfach, den Vampir als Wesen exakt einzugrenzen.

»18. Juni ... Begann mit meiner Gespenstergeschichte nach dem Nachtmahl. Um Mitternacht wurde das Gespräch wirklich gespenstisch. Lord Byron zitierte ein paar Zeilen aus Coleridges ›Christabel‹ über die Brüste der Hexe; in der darauffolgenden Stille schrie Shelley plötzlich auf und hob die Hände zum Kopf ... musste plötzlich an eine Frau denken, von der er gehört hatte, die Augen anstelle von Brustwarzen hatte ...«

Was der Arzt John William Polidori hier penibel in seinem Tagebuch vermerkte, stellt tatsächlich die Geburtsstunde des modernen Horrors dar, die im Sommer 1816 in der Villa Diodati, vor der Idylle des Genfer Sees, stattfand. Hier trafen der melancholische Percy Bysshe Shelley, der zu den bedeutendsten Vertretern der englischen Romantik zählte, und der exzentrische, skandalumwitterte Literat Lord George Gordon Noel Byron aufeinander.

In ihrer Gesellschaft befanden sich Mary Wollstonecraft Godwin (die spätere Mrs. Shelley), deren Stiefschwester Clare Clairmont – Byrons Ex-Geliebte – sowie Dr. Polidori, ein 20-jähriger Absolvent der Universität von Edinburgh. Aus dieser Verbindung sollte die literarische Erschaffung des Vampirs hervorgehen. Es dürfte der 16. Juni 1816 gewesen sein, als die Gesellschaft unter dem Einfluss einer Sammlung von Geistergeschichten, aus der Lord Byron rezitierte, sowie »schwarzer Tropfen« – ein damals gebräuchliches opiathaltiges Rauschmittel – beschloss, einander mit selbstverfassten Gruselgeschichten<sup>1</sup> zu unterhalten. Byron erstellte ein Fragment, das er selbst zukünftig nie zu einer Erzählung ausarbeiten sollte. Darin trifft der Erzähler auf einen gewissen Augustus Darvell, mit dem er eine Reise nach Südeuropa unternimmt. Darvell leidet unter

<sup>1</sup> Aus Mary Wollstonecrafts Erzählung entstand später der unsterbliche Klassiker *Frankenstein oder Der moderne Prometheus*.

einer physischen Schwäche, so dass die beiden Männer schließlich auf einem türkischen »Totenacker« rasten müssen. Bevor der geheimnisvolle Darvell stirbt, nimmt er seinem Begleiter den Eid ab, niemandem von seinem Tod zu erzählen. Außerdem gibt er genaue Anweisungen, wie mit einem mysteriösen Siegelring aus seinem Besitz zu verfahren sei: »Am neunten Tag des Monats, genau um Mittag müssen Sie diesen Ring in die Salzquellen werfen, die in die Bai von Eleusis fließen.« Was es mit diesem seltsamen Ring auf sich hatte, konnten weder Erzähler noch Leser erfahren, denn mit der Bestattung von Darvells Leichnam endet das Byronsche Fragment.

Wahrscheinlich wäre es irgendwann einmal von einem Nachlassverwalter des Byronschen Erbes entdeckt und posthum veröffentlicht worden, wenn die Geschichte in William Polidori nicht einen sehr aufmerksamen Zuhörer gefunden hätte. Als Byron und Shelley einige Tage nach den denkwürdigen Abenden voller Gruselgeschichten ein paar Vormittage ohne Polidori verbrachten, vertrieb der sich Zeit und Langeweile damit, aus dem kurzen Text eine längere Geschichte zu spinnen, die einige Spitzen gegen Byron beinhaltete. Er nannte seinen dunklen Helden Lord Ruthven, weil nur kurz zuvor eine ehemalige Geliebte Lord Byrons einen Roman veröffentlicht hatte, in dem sie mit ihrem Ex-Lover abrechnet – die Hauptfigur hieß Clarens de Ruthven.

Außerdem bereitete es dem frustrierten Polidori unverhohlene Freude, seinen imaginären literarischen Charakter mit Wesenszügen auszustatten, die unverkennbar »Byronesk« waren: Lord Ruthven blickte »auf die laute Fröhlichkeit um ihn her mit einer Miene, als könne er nicht an derselben teilnehmen«. Außerdem »versuchten es doch einige weibliche Glücksjäger, seine Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen, um wenigstens einige Beweise von dem zu erhalten, was sie für Zuneigung hielten«. Byron hatte gerade erst seine Beziehung zu Clare Clairmont gelöst, obwohl sie ein Kind von ihm erwartete.

Polidoris Geschichte rankte sich um die Grundidee Byrons – die Begegnung eines jungen

Edelmans namens Aubrey mit besagtem Lord Ruthven. Die beiden lernen sich kennen und gehen gemeinsam auf Reisen, bis Aubrey – ganz Gentleman – »beschloss, nunmehr einen Mann zu verlassen, dessen Charakter auch nicht einen Lichtstrahl zeigte«. Die Absicht Ruthvens, ein unschuldiges Mädchen seinen Vergnügungen zu opfern, empört den ehrenhaften Aubrey zutiefst. Er reist alleine nach Griechenland, wo er Janthe kennen lernt – ein junges Mädchen, das von der Existenz der Vampire überzeugt ist. Er wird durch sie eindringlich davor gewarnt, in den Wald zu reiten. »Hier hielten nämlich die Vampyre ihre nächtlichen Orgien, und wehe dem, der ihnen dabei begegnete.«

Kurze Zeit später wird seine junge Bekanntschaft tatsächlich Opfer eines Vampirs, und seltsamerweise trifft Aubrey auch Lord Ruthven wieder, der sich dem Reisenden nun erneut anschließt. Ein Überfall bereitet dem Leben Ruthvens ein jähes Ende: Von einer Kugel tödlich getroffen stirbt er in Aubreys Armen und ringt ihm das Versprechen ab, keinem Menschen von seinem Tod zu erzählen. »Ich schwöre«, ruft Aubrey feierlich – ohne zu ahnen, dass ihn dieser Schwur noch heimsuchen würde. Nach seiner Rückkehr aus Griechenland, taucht Lord Ruthven, dieser »Teufel in Menschengestalt«, plötzlich wieder auf, als sei er nie gestorben. Um das Grauen zu potenzieren stellt Ruthven zudem Aubreys Schwester nach und unterbreitet ihr schließlich einen Heiratsantrag. Fast wahnsinnig vor Angst um seine Schwester, aber gleichzeitig hoffnungslos an seinen voreiligen Eid gebunden, unternimmt Aubrey alles, um die drohende Vermählung zu verhindern – doch zu spät. Erst in der Stunde seines Todes offenbart sich Aubrey, aber die nun durch seine Aussagen alarmiert zu Hilfe eilenden Verwandten finden nur noch den Leichnam der Schwester. Sie wurde das Opfer eines Vampirs ...

Auch Polidoris schriftstellerischer Zeitvertreib, den Byron zunächst nicht zu Gesicht bekam, wäre möglicherweise nur eine Laune des Arztes geblieben, denn das Manuskript verblieb

unbeachtet in der Villa Diodati. Irgendwie geriet es aber doch noch in die Hände eines findigen Verlegers, der es kurzerhand dem Schaffen Byrons zuordnete und es unter dessen Namen veröffentlichte. Die Erzählung wurde ein Riesenerfolg. Polidori, der sich von der Bekanntheit mit Byron eine Karriere als Dichter versprochen hatte, war über diese Ungerechtigkeit verständlicherweise wütend. Als sich seine Hoffnung, die er auf den ungeliebten Job bei Byron gesetzt hatte, nicht erfüllte, war er schließlich im Zorn von dem Dichter geschieden. Jetzt aber noch dessen Namen unter seinem eigenen Skript zu finden war zu viel für Polidori.

Allerdings reagierte auch Byron, der sich in dem fiktiven Lord Ruthven durchaus selbst erkannte, höchst aufgebracht über den unerwarteten Clou des Verlegers. »Zur Hölle mit den Vampiren – was weiß ich von Vampiren?«, fragte er erbost und fügte ironisch hinzu: »Abgesehen davon hege ich eine persönliche Abneigung gegen Vampire, die sich aus meinen äußerst seltenen Begegnungen mit ihnen speist.« Um klarzustellen, woher Polidori seine Inspirationen hatte, drängte er allerdings den Verleger John Murray, das von ihm verfasste Fragment als Anhang zu seinem Gedicht *Mazeppa* zu veröffentlichen. Polidori speiste man schließlich mit 30 Pfund Sterling ab, und er konnte auch sonst keinen Nutzen aus der Popularität seines Stoffes ziehen, der auch Jahre nach der Richtigstellung immer noch zu Byrons besten Werken gezählt wurde.

Was dabei besonders erstaunt, ist die Tatsache, dass die literarischen Qualitäten der Polidori-Novelle eher durchschnittlich sind. Das revolutionärste der Arbeit liegt auch weniger im semantischen Bereich, sondern darin, dass das Böse am Ende triumphiert. Während im gotischen Schauerroman die Bestätigung der gesellschaftlichen Ordnung und ihrer sittlichen und religiösen Normen als moralischer Sieg über die zuvor zelebrierte Faszination des Bösen allgemeiner Konsens war, ließ Polidori den Helden sterben, dessen Schwester ein Opfer des Vampirs werden, und der durfte sein Unwesen auch noch weiterhin ungestraft treiben.

So dass tatsächlich Cyprien Berard 1820 mit *Lord Ruthven ou les Vampires* eine ebenso weit-schweifige wie eigenwillige Mixtur aus Lyrik, Prosa und historischen Anmerkungen als Fortsetzung erdachte.

1821, nur zwei Jahre nach dem Erscheinen von *The Vampyre* starb Polidori nach einem Kutschenunfall an einer Kopfverletzung. Byron überlebte den Arzt nicht lange: 1824 kam er in Griechenland zu Tode, wo er den Freiheitskampf unterstützt hatte. Doch während die beiden Männer nicht mehr aus ihren Gräbern stiegen, konnte der literarische Vampir endlich seinen Siegeszug antreten. In dessen Verlauf gelangte Lord Byron aber doch noch zu unto-ten Ehren. Denn Tom Holland begann seine mehrteilige Blutsauger-Saga mit *Der Vampir* – einer fiktiven Biographie Byrons ... als Vampir. Es folgten *Das Erbe des Vampirs* und *Die Botschaft des Vampirs*, bis Holland mit *Der Schläfer in der Wüste* schließlich ägyptische Vampirgrüfte in unmittelbarer Nachbarschaft von Anne Rice bezog.

Doch Draculas Ahnen sind vielfältig. Nikolaj Wassilijewitsch Gogol, ein russischer Dichter, der 1809 bis 1852 lebte, führte 1835 die Untoten-Thematik mit einer Spott- und Gruselgeschichte über diebische Studenten, versoffene Kosaken und eine untote Vampir-Hexe in die russische Literatur ein. Gogol selbst gilt bei seinen Biographen und Werkanalysen als »unnormale, schizophrene und dämonische«. Einige halten ihn für impotent, andere für homosexuell, und auch in *Der Wj* vermutet man versteckte homosexuelle Symbolik. Das titelgebende Ungeheuer mit seinen »langen eisernen Wimpern« und »ausgestrecktem Zeigefinger« wird dabei als phallisches Synonym interpretiert. Zum Ende der Geschichte richtet dieses Wesen seinen Finger (Phallus) auf den Protagonisten, der daraufhin ein (unterdrücktes sexuelles) Verlangen in sich aufbrechen fühlt, diesen Spannungszustand aber nicht ertragen kann – und darum stirbt. Dass diese Szene in einer Kirche stattfindet, wird in Gogols Bilderwelt als fest verwurzelt Gegengewicht zu homosexuellen Neigungen verstanden.

Handlungstechnisch geht es in der Erzählung lediglich um einen trinkfesten Philosophiestudenten, der eine Hexe, die ihm Übles will, in Notwehr halb totschießt. Nur wenig später erkennt er sie überrascht in der soeben verstorbenen Tochter eines Gutsbesitzers wieder, bei der er eine dreitägige Totenwache halten soll. Die Tote ist auch unter dem Gesinde als Hexe verschrien, die ihr hörige Männer als Reittier missbraucht und hernach in Asche verwandelt haben soll. In der Gestalt eines Hundes hätte sie sich Zutritt zu den Wohnungen erschlichen und den Kindern das Blut ausgesaugt. Zwei Tage hält der Student der rachsüchtigen Untoten mit Gebeten und Bannsprüchen stand, dann fällt er dem von ihr zur Hilfe gerufenen »Wij« zum Opfer.

*Der Wij* fand sein Vorbild angeblich in der Gestalt eines gleichnamigen Gnomenkönigs der ukrainischen Märchenwelt, der über die Fähigkeit verfügen soll, allein durch seine Blicke töten zu können. Bei näherer Betrachtung der slawischen Mythologie fällt allerdings auf, dass dort weder explizit die Gestalt des »Wij« noch allgemein Gnomen bekannt sind. Daher darf man den folkloristischen Bezug der Erzählung eher zu den künstlerischen Freiheiten eines geheimnisumwitterten Schriftstellers zählen, der dem westlichen Romantizismus jener Zeit russisches Lokalkolorit entgegensetzen wollte. Auch andere russische Vampirerzählungen lassen das Böse nicht wie die Vertreter der westlichen dunklen Romantik als dominierendes Weltprinzip erscheinen, deren Abwehr die Protagonisten in endlose Selbstqualen und innere Seelenschauen stürzen, sondern greifen durchaus handfest zum Pflöck.

Alexej Konstantinowitsch Tolstoj, ein Cousin des bekannteren Lew Tolstoj, befasste sich vor allem mit slawischer Folklore und ließ sie in seine Vampirgeschichten einfließen – besonders in die 1840 entstandene Erzählung *Die Familie der Wurdalaken*, die aber erst nach seinem Tod veröffentlicht wurde. Tolstoj lässt hier während eines höfischen Festes in Wien einen alternden Marquis von einer Begegnung

mit einem »Wurdalak« berichten. Er trifft ihn in Gestalt eines greisen Familienvorstands, der nach und nach seine Sippe und anschließend die Bewohner des Heimatdorfes mit dem Vampirvirus infiziert. Die Leidenschaft für eine der im Haushalt lebenden jungen Damen wird dem Erzähler dabei beinahe zum Verhängnis, und nur knapp kann er ihrem »Liebesbiss« entgehen. Schauplatz der vampiristischen Umtriebe ist Serbien, dem gegenüber findet die Rahmenhandlung in Wien – zur Zeit des Wiener Kongresses<sup>2</sup> – statt. Sie schafft aristokratisch-arrogante Distanz zu den traditionellen Familienstrukturen, die diese Vampirepidemie erst ermöglichen. Bei Tolstoj siegt der kosmopolitische Aristokrat mit sexueller Promiskuität, und sei es nur durch die Tatsache, dass man die Provinz sich selbst überlässt.

Subtiler erscheint Tolstois nächster Ausflug in die Welt der Vampire, den er 1841 mit *Upry (Der Vampire)* begangen hat. Auch in dieser Geschichte ist ein Ballvergnügen Anlass für die Ausführungen eines Besuchers über Vampire. Der Horror entsteht allerdings nicht aus dem offensichtlichen Treiben der Blutsauger, und auch der Holzpflöck wird nicht hervorgeholt. Stattdessen bezieht die Handlung ihren Grusel aus der »Wahrnehmungsunsicherheit« der agierenden Personen. Hort des Bösen ist diesmal Italien. Und Tolstoj bedient sich hier zudem der Bilderwelt der antiken Tragödie. Damit demonstriert er nicht nur die weltoffene, moderne Gesinnung, die er als Günstling des Zaren offenbar unter Beweis stellen musste, sondern auch den beliebten Versuch, das Böse außerhalb der eigenen Grenzen von »Mütterchen Russland« zu lokalisieren.

Den gleichen patriotischen Kunstgriff unternimmt Iwan Turgenew 1864. Seine Vampirbraut in *Prizraki (Gespenster)* heißt Ellis und stammt aus England. Dabei ist *Gespenster* eher ein Reisebericht in die innere Zerrissenheit des Dichters als eine Horrorgeschichte, denn in ihr reflektiert Turgenew seine Besorgnis über den zunehmenden westlichen Einfluss, aber auch seine kritische Haltung sowohl gegenüber der

<sup>2</sup> Wo die europäischen Potentaten nach den Befreiungskriegen gegen Napoleon eine neue Weltordnung (nach altem Muster) schaffen wollten.

russischen Regierung als auch der von anarchistischen Idealen beeinflussten Opposition. Stagnation und Tod beherrschte das dekadente Lebensgefühl bis zur russischen Revolution. Noch der symbolistische Lyriker Alexandr Blok (1880-1921) ließ sich in Essays, Briefen und Gedichten als Analogie über das Körperbild des Vampirs aus. Der Hauptblutsauger – der Meistervampir – war für ihn der Staatskörper. Für Bloks eigene Person symbolisierte der Vampir die Blutsverwandtschaft mit der Welt der »adeligen Entarteten« – den Vertretern der russischen Dekadenz. Er sah sich als Vampir mit unstillbarem Durst nach blauem Blut, Synonym für die Tinte, die der »Körper seiner Dichtung« zum Überleben benötigte.



Obwohl die düsteren und von unterschwelliger Sexualität durchtränkten Gothic Novels des 19. Jahrhunderts die Entwicklung des Horrorgenres geprägt haben, heißt dies jedoch nicht, dass der Vampir nicht bereits in früheren Zeiten als

Standardmotiv der »Prä-Horrorliteratur« salonfähig gewesen wäre.

Schon um 1750 dichtete der Lyriker Heinrich August Ossenfelder – in einem der Zeit gemäß verspielt-galanten Stil – über einen Liebenden, der seine noch unwillige Angebetete in der Art von Vampiren küssen will. In seinem Gedicht *Mein liebes Mägdchen glaubet* nutzt Ossenfelder die Figur des Vampirs als Metapher, um die Leidenschaft einer Liebe, aber auch männliche Besitzansprüche deutlicher zum Ausdruck zu bringen.

Auch der deutsche Dichterkönig Goethe versuchte sich mit seinem Gedicht *Die Braut von Korinth* an diesem Thema. Goethe war einer der vielen, die später dem Irrtum aufsaßen, die Geschichte *The Vampyre* sei von Lord Byron verfasst. Und er lobte Polidoris Werk als das Beste, was Byron je geschrieben habe. Ein sicherlich werbewirksames Statement, das gleichzeitig verdeutlicht, wie populär die Schauergeschichten der Gothic Novels zu jener Zeit auch unter prominenten Literaten in Europa waren<sup>3</sup>. Doch letztlich war Goethe der »schwarzen Romantik« nicht wohlgesonnen, und er beklagte 1830 bitter, dass Vampire und Hexen an die Stelle der »schönen Inhalte griechischer Mythologie« getreten seien, deren »Jagd nach äußeren Effektmitteln ... jedes tiefere Studium« verhindern würden.

Trotzdem muss Goethe die Vampirmythologien seiner Zeit recht gut gekannt haben, denn das Handlungsmuster seines Gedichtes folgt auffällig genau den überlieferten Gesetzmäßigkeiten, denen Vampire bekanntlich unterlagen. Dies ist allerdings nicht verwunderlich: Im 17. und 18. Jahrhundert existierte ja eine Fülle von Untersuchungen, die den Vampiren mit wissenschaftlicher Akribie nachstöberten und sie zu katalogisieren versuchten – ohne hierbei natürlich auf publikumswirksame Details zu verzichten. Da verfasste ein gewisser Petrus Thyraeus aus Neuß (heute Neuss) schon 1600 das *De apparationibus spirituum (Über die Schrecken der Nacht)*. 1732 entsetzte Johann

<sup>3</sup> Ein dankenswerter Umstand, der in späteren Zeiten vor allem dafür sorgte, dass die geschmähten Werke eines Edgar Allan Poe – über den Umweg Frankreich – schließlich auch in den USA endlich die ihnen zustehende literarische Würdigung erhielten.

Christian Fritsche in Leipzig sein Publikum durch *Eines weimarischen medicii mutmassliche Gedanken von den Vampiren und blutsaugenden Todten*. In Neapel erschien 1774 Erzbischof Giuseppe Davanzatis *Dissertatione sopra i vampiri*. Dieses Werk inspirierte den in Neapel lebenden Komponisten Silvestro di Palma gar zu einer Oper mit dem Titel *I Vampiri*, die dort 1800 – allerdings mit mäßigem Erfolg – uraufgeführt wurde. Weitläufig bekannt als das wichtigste Traktat dieser »Vampir-Wissenschafts-Richtung« – und bis heute als Nachdruck erhältlich – ist das *De masticatione mortuorum in tumulis liber*, die Abhandlung über *Das Kauen und Schmatzen der Toten in den Gräbern*. Gerade dieses Standardwerk der frühen »Vampirforschung« diente zahlreichen damaligen Schriftstellern als Quellenmaterial ihrer Schauergeschichten über die blutsaugenden Ungeheuer.

Natürlich ist der Vampir nicht ohne Grund in zahlreichen Publikationen zum Forschungsobjekt Nummer 1 in dieser Zeit geworden. Gab er doch Schreibern und Lesern Anlass und Gelegenheit, auch über den Tod und die unsterbliche Seele zu philosophieren. Die dadurch entbrannte philosophisch-theologisch-medizinische Debatte über Vampire muss daher ebenso als Beginn einer Abkehr von »klerikaler Wissenschaft« und einer Hinwendung zur modernen, unabhängigeren Naturwissenschaft gesehen werden. Bemerkenswert bleibt dennoch, dass der Einfluss der Kirche zunächst immer noch groß genug war, um die Exkursionen und Untersuchungen in ein »rest-transzendentes Weltbild« zu integrieren und eine eher vorsichtige Verifizierung der untoten Umtriebe auszuarbeiten, statt das eigentliche Wesen des biologischen Todes zu ergründen.

Der englische Dichter und Philosoph Samuel Taylor Coleridge schuf 1799 die von ihm nie vollendete Ballade *Christabel*, die zu einem der interessantesten Werke der älteren Vampirliteratur gezählt wird. Sie war derart beeindruckend, dass sie im Falle nervlich labiler Menschen (wie dem Dichter Shelley) nachdrückliches Entsetzen hinterlassen konnte. Coleridges Werk handelt unter anderem von einer schönen

jungen Frau, der von einem – mit vampirhaften Zügen ausgestatteten – Mädchen namens Geraldine die Lebenskraft ausgesaugt wird. Damit nahm er die 1872 von Joseph Sheridan Le Fanu in Prosa gefasste Erzählung *Carmilla* mit ihren dämonischen und erotischen Untertönen um fast 75 Jahre vorweg. Coleridge war es auch, der 1798 gemeinsam mit Robert Southey die Sammlung *Lyrical Ballads* herausgab. In ihr findet sich das Gedicht *Rime of the Ancient Mariner* über einen Geisterschiffkapitän. Dracula-Forscher vermuten, dass dieses Gedicht für Stoker eine Inspirationsquelle seiner Schilderungen der Schiffsreise des Vampirgrafen auf der »Demeter« war.

Robert Southey, auch »Akademiker der Romantik« genannt, zeichnete für eine weitere Vampirerzählung verantwortlich, die zwischen 1799 und 1800 entstand. In der schwer verdaulichen orientalischen Verserzählung *Thalaba the Destroyer*, die immerhin zwölf Bände füllte und in der Southey für den nötigen Realismus auf verschiedene, oft allzu verschwenderisch zitierte Quellentexte wie Reiseberichte zurückgreift, entsteigt Oneiza, die verstorbene Geliebte der Titelgestalt, als Blutsaugerin ihrem Grab: »Sie war es – ihre Gesichtszüge – so wie der Tod sie änderte, fahle Wangen und bläuliche Lippen; doch in ihren Augen schwelte ein Glanz schrecklicher als alle Ekelhaftigkeit des Todes.«

Den Weg für die Fülle der Vampirliteratur zu ebnen, die nach der Jahrhundertwende über die nach schaurigem Lesestoff gierende Leserschaft hereinbrach, sollte aber vor allem den Literaten der »Schwarzen Romantik« vorbehalten sein. Diese Gothic Novels, die sich in England unter dem prägenden Einfluss der deutschen Romantik entwickelten und bald darauf zu einer der populärsten Literaturströmungen avancierten, nahmen 1764 ihren Anfang mit dem Vorläufer des Schauerromans *The Castle of Otranto* von Horace Walpole. Als er sein Werk begann, galt der Autor in mittleren Jahren als Neurasthener (eine Nervenschwäche, die sich durch Übererregbarkeit auszeichnet), der in seinem extravaganten



Haus – genannt Strawberry Hill (Erdbeerhügel) – seiner Leidenschaft für mittelalterliche Reliquien frönte. Das Buch, das bereits sämtliche Ingredienzien der klassischen Gruselstoffe beinhaltet – ein düsteres Schloss, ein schrecklicher Fluch, eine schöne Tochter –, wurde von seinem Autor zunächst als Übersetzung aus dem Italienischen getarnt – was dem Erfolg keineswegs abträglich war.

Zu einer neuen Meisterschaft entwickelte Ann Radcliff dieses Genre in ihrem 1794 erschienen Roman *The Mysteries of Udolpho*. Ihre Mischung aus romantischer Verklärung und wachsender Rationalität fand reißenden Absatz und zahllose Nachahmer. In den späteren Jahren bis 1818, als Mary Wollstonecraft Shelley ihren *Frankenstein* publizierte, brachten englische Verleger rund 300 weitere Werke der unheimlichen Art in Umlauf. Gekrönt wurde diese Gattung 1820 mit Charles Robert

Maturins *Melmoth* (eine kunstvolle, allerdings für den modernen Leser schwierige Mischung aus Handlung und Reflexion). In dieser allegorischen Komposition um die Figur des von einem Fluch Erlösung suchenden Melmoth tauchen auch unverkennbar vampiristische Züge auf.

Großen Einfluss auf die weitere Entwicklung des Vampirromans besaßen vor allem französische Autoren. Prosper Mérimée veröffentlichte 1827 eine Sammlung von Texten und Dichtungen, die er aus dem Serbischen übersetzt haben wollte. Ein Spaß, mit dem er selbst Dichtergrößen wie Alexander Puschkin narrete. *La Guzla, ou choix de poésies illyriques – Ausgewählte illyrische Dichtungen* – nannte er sie. Es ging in diesem Werk recht drastisch »zur Sache«, denn die Jagd auf einen Vampir mutet hier wie eine Szene aus einem modernen Zombiefilm von George A. Romero an. »Es ist ein Vampir! Die Würmer haben ihn nicht gefressen!, schrie sie, und mit einem Mal wurden die Worte von hundert Zeugen wiederholt. Zu gleicher Zeit knallten zwanzig auf das gleiche Ziel gerichtete Flinten, die den Kopf des Toten zertrümmerten«, heißt es da.

Théophile Gautier bereicherte die Galerie der weiblichen Vampire 1836 mit *La Morte amoureuse (Die liebende Tote)*. In seiner tragisch endenden Erzählung kehrt Clarimonde, die Geliebte eines jungen Priesters, als Untote zurück. Um weiterhin bei ihrem Geliebten bleiben zu können, trinkt sie sein Blut: »Trink dich satt, auf dass mit meinem Blut auch meine Liebe dein ganzes Wesen durchdringe«, sagt der Gebissene. Erst die wütende Intervention eines fanatischen Abbés beendet diese über den Tod hinausgehende Leidenschaft. Gautiers Werk beeinflusste auch Charles Baudelaire<sup>4</sup>. Schon von Alkoholismus und Drogenmissbrauch gezeichnet, verfasste er 1857 seine Gedichtsammlung *Le Fleurs du mal (Die Blumen des Bösen)* – sprachlich vollendete Gedichte, die Baudelaires Faszination für das Böse, Hässliche

<sup>4</sup> Baudelaire färbte sich Gerüchten zufolge die Haare gelegentlich grün und prägte den Satz: „Den Reiz des Horrors wagen nur die Starken.“  
Illustration: Detlef Klewer

und Krankhafte widerspiegeln. In *Les Métamorphoses du Vampire* ist die Perversion des Augenblicks für den Leser geradezu körperlich spürbar. »Als aus den Gliedern sie mir alles Mark gesogen – Und als ich stöhnend mich auf sie hinabgebogen – Zum langen Liebeskuss, da sah ich sie nicht mehr – Ein Schlauch lag neben mir, mit Schleim und Eiter schwer!« heißt es da. Prompt interessierte sich auch die Staatsmacht für dieses »gotteslästerliche« und »die öffentliche Moral verletzende« Werk. Man verurteilte den Dichter und seinen Verleger zu Geldstrafen und ordnete an, sechs Gedichte – darunter *Le Vampire* und eben jenes *Die Verwandlungen des Vampirs* – aus der Neuauflage zu streichen.

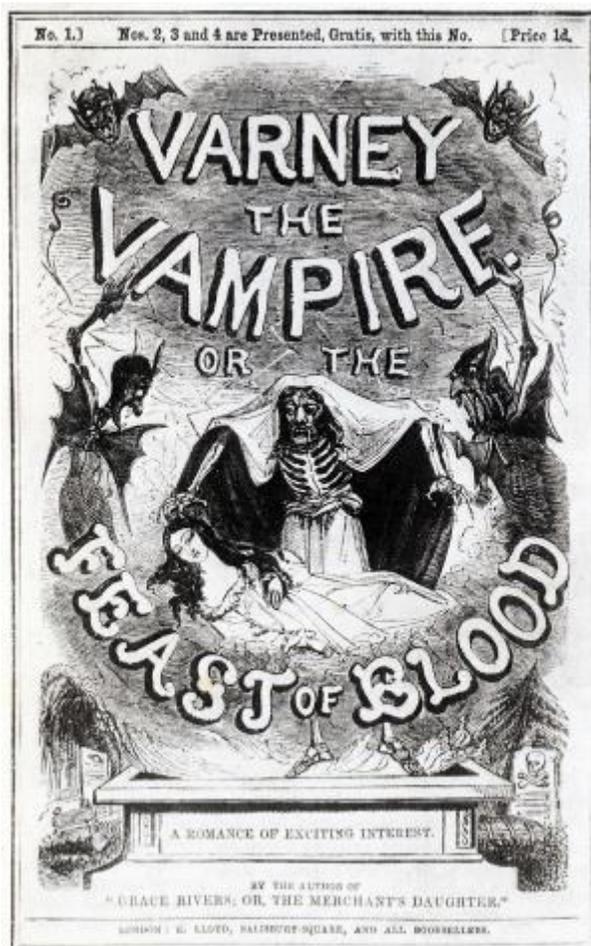
Eine gänzlich andere Art Vampir finden wir bei Henri-René-Albert-Guy de Maupassant, der 1887 die Novelle *Le Horla* (*Der Horla*) schrieb. Ohne Zweifel ist die düstere Geschichte von der Erfahrung seiner voranschreitenden Syphilis-Erkrankung geprägt, mit der sich der Autor während seiner ausschweifenden Liebesabenteuer infiziert hatte und die ihn durch Kopfschmerzen, Sehstörungen, Schlaflosigkeit, Halluzinationen und Angstzuständen plagte. Maupassant schildert den Ich-Erzähler als Menschen, der der ihn umgebenden Realität nicht mehr gewachsen zu sein scheint. Er glaubt sich daher von einer fremden Macht besessen, die sein Leben mehr und mehr zu bestimmen beginnt und ihn körperlich an den Rand des Ruins bringt. Diesen unsichtbaren Eindringling nennt der Chronist des eigenen Verfalls den »Horla« – was sich im französischen wie »hors là« (deutsch etwa: dort draußen) spricht. So sind folgerichtig die mögliche Wirklichkeit seiner Schrecken und sein zunehmender Wahn nicht zu trennen. Auch der Zeitungsartikel, der dem Erzähler die Gewissheit verschafft, einer blut- und milchtrinkenden Vampirspezies aus Brasilien zum Opfer gefallen zu sein, verhilft dem Grauen zwar zu einer globaleren Ebene, die, ganz im Sinne des abendländischen Realismus, mit Eisentüren und Feuersbrünsten bekämpft wird. Doch letztlich verweist die Hilflo-

sigkeit des Protagonisten auf den Vampir in uns selbst – jenes unsichtbare Wesen in unserem Unterbewusstsein, also unsere verbotenen Gedanken und verleugneten Gefühle, die uns auslaugen in dem Bemühen, die äußere Fassade zu erhalten, und die uns nur den Tod als Ausweg lassen.

Während diese Erzählungen der bedeutenden Literatur- und Poesieschaffenden für die Nachwelt erhalten blieben, sind diejenigen, die dem Vampir auf den »Brettern, die die Welt bedeuten« den Weg in die Massenkultur bereiteten, heute noch nahezu unbekannt. Wer kennt denn schon Cyprien Bérard, der Polidoris Erzählung schon 1820 fortsetzte. Charles Nodier, der zunächst der Autorenschaft von Bérards Werk »bezichtigt« wurde<sup>5</sup>, legte kurz darauf mit *Le Vampire* ein Melodram in drei Akten vor, das im Juni 1820 am Theater la Porte-Saint Martin in Paris Premiere feierte und ein gewaltiger Erfolg wurde. Der Erfolg war derart überwältigend, dass noch wenige Jahre später, als der Hauptdarsteller dieses Stückes starb, mehr als 3000 Menschen dem Leichenzug folgten und vehement dagegen protestierten, dass die Kirche ihm ein christliches Begräbnis verweigerte, weil er »eine derart gottlose Rolle« gespielt habe.

*Le Vampire* wiederum inspirierte den Bühnenautor und Antiquar James Robinson Planché, noch im Monat der Premiere mit einer englischen Bearbeitung unter dem Titel *The Vampire or the Bride of the Isles* zu beginnen. Am 9. August 1820 feierte sein Stück eine hastig erarbeitete Uraufführung in London. Die Eile hatte sich gelohnt, denn auch hier strömten die Zuschauer scharenweise in die Vorstellungen. Den Erfolg des Stückes forcierte ein damals neuer Spezialeffekt, den man exklusiv für die Aufführung erfand: die »Vampirfalle«. Die öffnete sich nämlich als Klappe im Bühnenboden, und weil Rauch die Sicht der Zuschauer einschränkte, schien der Vampir urplötzlich verschwunden zu sein – während der Darsteller zirkusreif, aber unsichtbar für das durch den

<sup>5</sup> Dieser Irrtum entstand dadurch, dass Nodier eine sehr scharfsinnige Rezension des Polidori-Werks verfasste.



Effekt erstaunte Publikum in einer aufgespannten Plane im Theaterkeller landete.

Überhaupt begann sich vor allem die Bühne geradezu ausufernd für die Gestalt des Vampirs zu interessieren. Kein Stück ohne Parodie, und schon kurz nach Nodiers Theaterpremiere kam mit *Encore un Vampire* in Paris eine der ersten Aufführungen auf die Bühne, die sich über *Le Vampire* lustig machte. Weitere folgten, so dass im Jahre 1820 etwa 10 verschiedene Variationen gleichzeitig zu sehen waren. Noch 1851 inspirierte Nodiers Vampirmelodram Alexandre Dumas – der vor allem durch seine Romane *Die drei Musketiere* und *Der Graf von Monte Christo* bekannt wurde – zu einer eigenen (fünf Akte umfassenden) Version, die man im Dezember des Jahres in Paris uraufführte. Letztlich fällt dem Theater im Bestreben, die Rezeption des Vampirmotivs voranzutreiben, eine wichtige Funktion zu. »Es befreite«, so formulierte es Nina Auerbach in *Our Vampires*,

*Ourselves*, »den Vampirstoff vom aristokratischen Solipsismus des Byronismus« und machte ihn allgemein zugänglich. Allerdings – und das darf auch nicht vergessen werden – sorgte das Theater ebenso maßgeblich für eine nachhaltige Simplifizierung des Vampirmythos.

Das »Vampirfieber« schien in den Jahren 1846 und 1847 einem neuen Höhepunkt zuzustreben. Grund dafür war ein Fortsetzungsroman, der 200 Episoden lang seine Leserschaft fesselte. *Varney the Vampire or the Feast of Blood* hieß das den »penny-dreadful« zuzurechnende Werk. »Penny«, weil der Verfasser für jede Zeile einen Penny erhielt, »dreadful« weil sie schauerlichen Inhalts waren. Dies traf durchaus in doppeldeutigem Sinn zu: Meist waren die literarischen Ansprüche, die der Durchschnittsleser an diese Geschichten stellte, nicht sonderlich hoch. Auch *Varney* bildet da keine Ausnahme, denn der Roman zeichnet sich eher durch seinen immensen Umfang von 868 zweispaltigen Seiten als durch schriftstellerische Qualitäten aus.

Die Figur des Sir Francis Varney – dem Vampir mit dem weißen Gesicht, Augen, die wie »poliertes Zinn« aussehen, und »angsteinflößenden Zähnen, die hervorstehen wie die eines wilden Tieres« – wurde zunächst Thomas Preskett Prest zugesprochen<sup>6</sup>. Das war keineswegs verwunderlich, denn Prest, der 1859 im Alter von nur 49 Jahren starb, war als unglaublich findiger Schöpfer blutiger Melodramen – wie der Mär über *Sweeney Todd, der Fleischer* – bekannt und garnierte seine kommerziell- und publikumsorientierten Erzählungen mit möglichst viel Blut und Horror.

In jüngerer Zeit haben Studien der Schriften und Notizbücher des James Malcolm Rymer jedoch zu der Annahme geführt, dass die tatsächliche Urheberschaft des »Vampirs für das Proletariat« – wie Erwin Jänsch ihn in seinem »*Vampirlexikon*« bezeichnet – Rymer zugesprochen werden muss. Rymer, ein schottischer Zeitungsschreiber und Ingenieur, zählte – wie

<sup>6</sup> Zumindest hatte Montague Summers diese Vermutung geäußert.

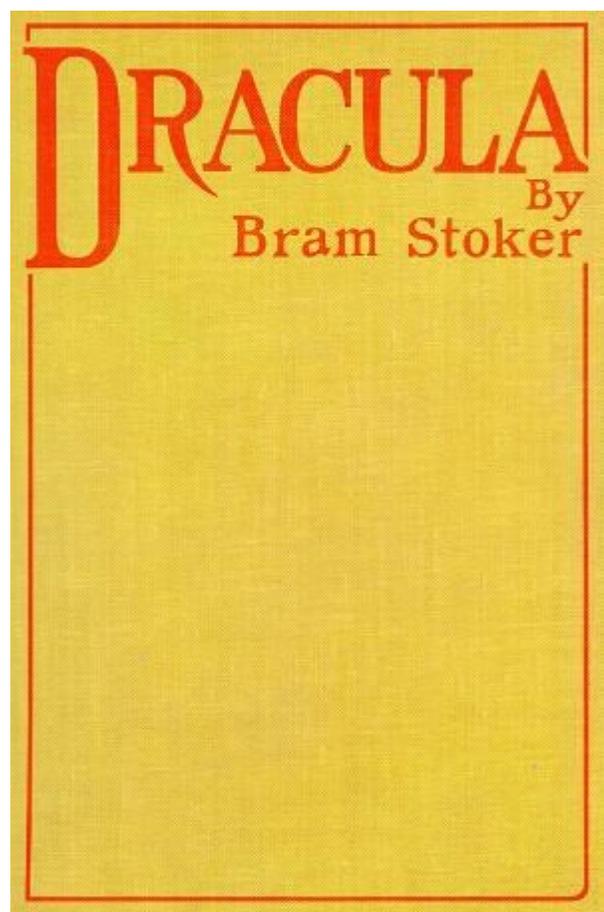
Coverabbildung: Eine Ausgabe von *Varney, the Vampire or the Feast of Blood*. Bildquelle: <https://wikipedia.org>

Prest – zu den Autoren, die sich ihr Honorar nicht durch Kunst, sondern mittels Massenware für ein zahlendes Durchschnittspublikum verdienten. Die Einnahmen aus seinem Vampirepos endeten allerdings abrupt: Als die Leserschaft der sich ständig wiederholenden Abenteuer Varneys überdrüssig wurde und auch mehr »Sex und Gewalt« das Interesse nicht mehr zu steigern vermochte, verlangte der Herausgeber Edwin Lloyd das schnelle Ende der Serie. Rymer ließ seinen Vampir – vom untoten Leben gelangweilt – kurzerhand in einen Krater des Vesuvs springen. Bis zu seiner endgültigen Auslöschung durfte der zweifelhafte »Held« sich aber ausführlich an unschuldigen Mädchen vergreifen, Friedhöfe, Gräfte, und Leichenhäuser unsicher machen und von misstrauischen Mitmenschen und Vampirjägern eins ums andere Mal – zumindest bis zur nächsten Fortsetzung – vermeintlich ins Jenseits befördert werden. *Varney the Vampire* dürfte eine der wenigen Trivialerzählungen sein, die sich bis heute einen gewissen Reiz erhalten haben, so dass Dracula-Experte Leonard Wolf die verworrene und unter Zeitdruck entworfene Story-Sammlung Rymer mit einigem Recht als »eines der wunderbarsten schlecht geschriebenen Bücher der Welt« bezeichnete.

Die Gestalt des Vampirs erhielt allmählich jene Kontur, die prägend für das Bild sein sollte, das sich bis heute als moderne Vorstellung eines Vampirs erhalten hat. Abhängig vom Geschlecht des Untoten konnte dieses Wesen entweder Charakterzüge eines Helden der Prosa Lord Byrons tragen – distinguiert, aristokratisch, arrogant und misanthropisch – oder eine »Femme fatale« verkörpern. Mit einem wichtigen Unterschied zur beispielsweise zielstrebigem Intensität einer *Salome* Oscar Wildes: Der weibliche Vampir widmete sich Gemütern, die so krank waren wie das eines Charles Baudelaire, wo bereits ihre Erscheinung tödlich sein konnte. Das Gefühl, »ausgesaugt« zu werden, eröffnete den Dichtern des Zeitalters der Dekadenz neue Möglichkeiten der Perversion, und in seinem *Metamorphoses du Vampir*

beschreibt sich Baudelaire selbst während der »Verzückung bei ihrem Kuss«.

Eine – wie bereits bemerkt – durch Coleridge vorbereitete Variante des weiblichen Vampirs erdachte der Ire Joseph Sheridan Le Fanu 1872. Der 1814 in Dublin geborene Schriftsteller veröffentlichte die Erzählung *Carmilla* erstmals in seiner Sammlung *In a Glass Darkly*. Sie gilt heute als eines der großen Meisterwerke der Horrorliteratur. Le Fanu behandelte in seiner Novelle die Geschichte der steiermärkischen Vampirgräfin Carmilla, die sich in ihrer Liebe zu einem Mädchen namens Laura verstrickt und letztlich vom Grafen Spielsdorf, dessen Tochter sie einst getötet hat, gepfählt, geköpft und verbrannt wird. Zum Skandal wurde *Carmilla* deshalb, weil Le Fanu für seine Zeit recht unverblümt weibliche Homosexualität zum zentralen Thema erkor. *Carmilla* wurde erstmals in der Studentenzeitschrift des Trinity College veröffentlicht, jener Einrichtung, an der auch Bram Stoker studierte. Beenden wir diesen kurzen Abriss dann auch mit dem unsterblichen Klassiker der Vampirliteratur ... mit Abraham »Bram« Stokers *Dracula*.



Abraham Stoker wurde am 8.11.1847 in Fairview, einem Ortsteil von Clontarf, nördlich von Dublin als drittes von insgesamt sieben Kindern geboren. Seine Eltern lebten in kleinbürgerlichen Verhältnissen. Stoker selbst war ein schwächliches Kind. Sieben Jahre fesselte ihn eine nicht bekannte Krankheit ans Bett, die zur Folge hatte, dass er kaum stehen und laufen konnte. Eine traumatische Erfahrung für den kleinen Jungen, die Stokers Biographen und Analytiker wie den Amerikaner Seymour Shuster bewogen zu behaupten, dass sich der Roman über den Grafen Dracula »auf eine weit zurückliegende Verdrängung von Angstgefühlen, die der Autor als Kind im Umgang mit Ärzten empfunden habe« zurückführen lasse.

Seine Mutter Charlotte erzählte ihm währenddessen grausige Geschichten. Etwa wie sie in ihrem Elternhaus von Plünderern bedrängt worden sei, die ins Innere des Hauses zu gelangen versuchten. Sie habe daraufhin beherzt die Axt genommen und auf die sich hereinschiebende Hand eines Mannes eingehackt. Oder die Geschichte von Sergeant Callan, den seine außergewöhnliche Größe davor bewahrte, lebendig begraben zu werden. Als man ihm die Beine brechen wollte, damit er in den viel zu kurzen Sarg passte, kam der bis dato augenscheinlich Tote wieder zu Bewusstsein. Auch die meist recht brutalen und blutrünstigen irische Legenden und Sagen gehörten zum Repertoire der Geschichten, die Stokers Mutter dem bettlägerigen Jungen zur Kurzweil erzählte.

Wie durch ein Wunder (vielleicht um diesen gruseligen Abendunterhaltungen zu entkommen) gelang es Stoker, seine mysteriöse Krankheit schließlich zu überwinden und sich zu einem sportlichen jungen Mann zu entwickeln.

Einer seiner Kommilitonen am Trinity College war Oscar Wilde, den Stoker bei vielen Gelegenheiten traf. Florence Balcombe, die Stoker

1878 heiratete, soll angeblich zuvor zeitweilig Oscar Wildes Geliebte gewesen sein.<sup>7</sup>

Während seiner Studienzeit besuchte Stoker Vorstellungen des Dublin Theatre Royal und erlebte dort unter anderem eine Aufführung mit dem in Irland berühmten Schauspieler Henry Irving, dessen Person eine ungeheure Faszination auf ihn ausübte. Fortan beseelte ihn der dringende Wunsch, am Theater tätig zu werden. Die Erfüllung seiner Träume nahte durch den Ruf Henry Irvings, der ihn 1878 nach London holte, um ihn als persönlichen Manager und Leiter seines Lyceum Theatres einzustellen. Stoker zögerte keine Sekunde und folgte diesem Angebot, denn Irving übte eine nahezu hypnotische Anziehungskraft auf ihn aus. Raymond T. McNally zog später Parallelen zwischen der Beziehung dieser beiden Männer und den Grundlagen für den Dracula-Roman: Irving sei für Stoker gewesen, was »Dracula in der Fiktion für Renfield war: Sein Herr und Meister.« Dass besonders Henry Irving seinem Dracula später Gestalt verleihen sollte, ist ein offenes Geheimnis. So soll Stoker einmal in geselliger Runde geäußert haben, dass er die Passage mit besonderer Genugtuung geschrieben habe, in der Graf Dracula Jonathan Harker »von oben bis unten bedienen muss«.

Stokers frühes Interesse für das Gebiet des Okkultismus – nicht zuletzt Folge der mütterlichen Geschichten über irische Sagengestalten wie »Leprechauns« und »Willi-o-the-wisps« – führte zu zahlreichen eigenen Erzählungen über ähnliche Themen. Stoker selbst war Mitglied der Geheimloge »Golden Dawn in the Outer« zu deren Mitgliedern Joris Karl Huysmans und später Montague Summers gehörten.

Ein Jahr vor seinem Tod erschien Stokers eigenwilligster Roman *The Lair of the White Worm*, in dessen Verlauf eine Vampirlady einem urzeitlichen, unterirdisch hausenden Ungeheuer huldigt. Nicht zu Unrecht wird

<sup>7</sup> Dass der (frühen Selbstzeugnissen zufolge) recht liberale Stoker – unter dem Einfluss seiner Mutter trat er für feministische Forderungen ein (auch diese Position revidierte er später) – die tiefe Abneigung seines erzkonservativen Vorbilds und späteren Arbeitgebers Irving gegen Wilde letztlich nicht nur aus Vernunftgründen teilte, scheint durch diesen »Kampf um die Frau« verständlich.

Coverabbildung, S. 152: Frontcover der Originalausgabe von *Dracula*, 1897. Bildquelle: <https://wikipedia.org>

vermutet, dass die einigermaßen wirre Handlung mit beinahe surrealistischen Passagen bereits Anzeichen der Demenz enthielten, die der Verlauf der tückischen Krankheit Syphilis mit sich brachte.

In den Augen der Öffentlichkeit führte Stoker mit seiner Frau Florence eine vorbildliche Ehe. Doch die Wahrheit sah wohl anders aus. Sein Großneffe Daniel Farson kam 1975 in seiner Biographie *The man who wrote Dracula* noch sehr zurückhaltend zu dem Schluss, dass Stoker »sexuell unbefriedigt war, es sich aber nicht eingestand, so wie er auch von der heftigen sexuellen Komponente in seinen Büchern kaum etwas ahnte.« Doch Stoker lebte offenbar die gleiche Doppelmoral, die viele Zeitgenossen des viktorianischen Zeitalters auszeichnete: Er wahrte äußerlich den Schein des ernsthaften, pflichtbewussten Gatten, der nicht zu oberflächlichen Scherzen und Frivolitäten aufgelegt schien. Florence Stoker hatte ihm ein Jahr nach der Hochzeit einen gesunden Stammhalter geschenkt – Noel Thornley Stoker. Danach schien die wenig an Sex mit ihrem angehaarten Ehemann interessierte Schönheit, die durch eine Zeichnung ihres Bewunderers Oscar Wilde als zerbrechliches, feingliedriges Mädchens dargestellt wird, keine Lust mehr auf geschlechtliche Vereinigung mit Mr. Stoker zu gehabt zu haben.

»Sex war ihr entschieden zuwider« erklärte ihre Enkelin Ann Stoker später. »Nachdem sie mit Anfang zwanzig meinen Vater geboren hatte, wollte sie damit, glaube ich, nichts mehr zu tun haben.« Stoker avancierte daher zum regelmäßigen Besucher des Londoner »Untergrunds«. Entsprechende Stadtviertel mit einschlägigen Bars und unterschiedlichsten Bordellen boten den »Lebemännern« (mit ihren willigen Prostituierten) alle »Verruchtenheiten«, die ihre Doppelmoral auszuleben imstande war.

Dabei war man sich der Gefahr einer Ansteckung durch Syphilis offenbar durchaus be-

wusst, denn es ist erstaunlich, wie präzise Stokers Schilderungen über die Opfer seiner Vampirbisse mit dem zunehmend schwächenden Krankheitsverlauf der Syphilisopfer übereinstimmen. So schildert Professor Wilhelm Zeh in einer Studie den Fall einer Patientin, die angab, »dass sie sich immer nervöser und erschöpfter gefühlt habe ... Sie habe Kopfschmerzen gehabt und unter Appetitlosigkeit gelitten und habe nicht mehr schlafen können. Zudem sei sie geräuschempfindlich geworden.« Diese Zustandsbeschreibung einer an Syphilis erkrankten Person könnte direkt Stokers Vampir-Roman entnommen worden sein.

Stokers eher mittelmäßige Karriere als Schriftsteller, die zu Lebzeiten Irvings ohnehin nur ein Freizeitjob blieb, begann 1890 mit einem Abenteuerroman *The Snake's Pass*. Im Sommer des gleichen Jahres verbrachte Stoker mit seiner Familie einen Urlaub in Whitby, einem Ort an der Nordostküste Yorkshires, und er nahm die Reise zum Anlass, seine Recherchen zu *Dracula* zu beginnen. Stoker führte Gespräche mit einheimischen Fischern und Angehörigen der Küstenwache, besuchte das ortsansässige Museum und fand in der Bibliothek ein Buch des William Wilkinson, einem ehemaligen britischen Konsul in Bukarest, über Fürstenthäuser in der Walachei und Moldawien. Hier entdeckte er einen ersten Hinweis auf die Herkunft seines späteren untoten Romanhelden. Detailliert notierte sich Stoker Einzelheiten über Vlad Dracul und dessen Feldzüge. Sein Buch erhielt einen ersten Arbeitstitel: *Count Wampyr*<sup>8</sup>.

Neben der historischen Figur des Vlad Tepes sollte auch Le Fanus bereits erwähnte Erzählung *Carmilla* einen nachhaltigen Einfluss auf Stokers Roman ausüben. Zunächst beabsichtigte der Autor, seinen *Dracula* sogar ebenfalls in der Steiermark spielen lassen. Das ursprüngliche Eingangskapitel nahm darauf direkt Bezug, doch später muss Stoker die Befürchtung gehegt haben, man könne sein Werk als Plagiat

<sup>8</sup> Oft überschätzt wird dabei der Einfluss von Arminius Vambery, einem Orientspezialisten, der an der Universität von Budapest einen Lehrstuhl besaß. Von ihm soll Stoker seine Informationen über Vlad Tepes erhalten haben, doch wahrscheinlich hat Vambery – der später in Stokers Roman einen »Gastauftritt« bekam – bei einem Abendessen mit Irving und Stoker lediglich Legenden aus Serbien zum Besten gegeben.

beurteilen, und strich diesen Teil aus dem fertigen Skript. Erst zwei Jahre nach seinem Tod veröffentlichte Florence Stoker diese Passagen als eigenständige Kurzgeschichte unter dem Titel *Dracula's Guest*.

Wie Raymond T. McNally in seinem Buch *Dracula was a woman – In Search of the Blood Countess of Transsylvania* nachzuweisen versucht, soll auch die Lebensgeschichte der Blutgräfin Barthory auf den in Arbeit befindlichen Roman nicht ohne Auswirkungen geblieben sein. Zumindest studierte Stoker ihr Wirken in Sabine Goulds *The Book of Werwolves*. Stokers Recherchen zu seinem späteren Bestseller waren in jedem Fall sehr akribisch. Selbst für die möglichst glaubhafte Wiedergabe eines kurzen Statements von Professor Van Helsing führte er im Vorfeld ein längeres Gespräch mit seinem älteren Bruder Sir William Thonlexy Stoker Bart (dem zum Ritter geschlagenen Präsidenten des »Königlichen Colleges der Chirurgen«) zum Thema Kopfverletzungen und Hirnschädigungen, um auch in medizinischer Hinsicht möglichst korrekt zu bleiben.

Im britischen Museum fand Stoker Holzschnitte des geschichtlich verbürgten »echten« Grafen Dracula, und tatsächlich erinnert seine Beschreibung im Roman in etwa an diese Bildnisse des Vlad Tepes, dem »Pfähler«. Antonio Bonfinius, ein höfischer Geschichtsschreiber des ungarischen Königs Mathias II, schrieb 1543 eine sehr detaillierte Abhandlung über Vlad Tepes, die vor allem dessen letzte Lebensjahre erhellte. Schon Mitte 1485 trug der deutsche Drucker Bartholomeus Gothan durch ein Pamphlet zur Bekanntmachung der Grausamkeiten Vlads bei. Und dem Nürnberger Ambrosius Huber ist es zu verdanken, dass 1499 ein Holzschnitt Verbreitung fand, der Vlad beim Essen inmitten seiner gepfählten Opfer zeigte. Nur ein Jahr später publizierte Matthias Hupfuff das populärste Bild jener Gräueltat. Diese Arbeit wird inzwischen in nahezu jeder Abhandlung über Dracula und/oder Vampire abgebildet.

Dass Bram Stoker seine Dracula-Figur direkt nach dem Vorbild des »Pfählers« erschuf ist mehr als zweifelhaft. Die speziellen Schauplät-

ze, an denen der Ire seine Romanhandlung spielen lässt, sah der tatsächliche und historisch belegte Vlad Tepes nie. So hat er auf Schloss Bran, der touristischen Hauptattraktion transsilvanischer »Dracula-Touren«, niemals gelebt. Auch den Borgo-Pass, auf dem inzwischen ein »Dracula-Hotel« steht – ausgestattet mit kitschig-plakativen Comicalereien in der hoteleigenen Gruft und kulinarischen Leckerbissen aus Jonathan Harkers Reistagebuch –, überquerte er in Wahrheit nicht. Was Stoker fasziniert haben dürfte, war die aristokratische Herkunft und der klangvolle Name des Woiwoden. »Dracul« bedeutet übersetzt »Teufel«, aber auch »Drachen«, was die Zugehörigkeit des Fürsten zum Drachenorden symbolisiert, dessen Ritter er wurde. Vlad Dracul III zeigte keine Eigenschaften eines übernatürlichen Wesens – auch wenn die weitere Geschichte seinen außergewöhnlichen Hang zu Blut offenbaren sollte.

Und dann war da noch der Erbe des »Pfählers«, der wie sein verehrtes Vorbild das Land mit eiserner Faust regierte: Nicolae Ceausescu – der von seinen Landsleuten in einer seltsamen Mischung aus Ehrerbietung und Angst »Draculesca« genannt wurde. Unter seiner grausamen Diktatur versuchte Ceausescu Vlad Dracul zum Nationalhelden zu stilisieren, der er ja als Feldherr aufgrund seiner siegreichen Schlachten gegen die Türken in den Augen vieler auch war. Schon 1959 prangte sein Konterfei auf rumänischen Briefmarken, und zu seinem fünfhundertsten Todestag inszenierten Ceausescus Parteifreunde ausgiebige Feierlichkeiten mit entsprechender Laudatio. Aber Ceausescus Perversitäten gingen über die bloße Bewunderung für den Woiwoden weit hinaus. So wird er als blutgieriger »Jäger« beschrieben, der aus reinem Spaß am Töten zuvor unter Beruhigungsmittel gesetzte Jagdtiere abschlachtete. Und was sich sonst hinter der Fassade des »großen Revolutionärs« und »humanistischen Denkers« verbarg, wurde in seinem ganzen Ausmaß erst nach dem Sturz des Diktators, der im Dezember 1989 hingerichtet wurde, klar. Er hatte nicht nur im übertragenen Sinne das ganze Volk für sich bluten

lassen, sondern alles deutete darauf hin, dass er ein sehr realer Vampir war. Mittels Infusionen ließ er sich angeblich gereinigtes Babyblut einflößen, das von Kindern aus den zahlreichen Waisenhäusern des Staates eingesammelt wurde. Damit wollte der Herrscher seine Gesundheit erhalten.

Ob das nun eine Verschwörungstheorie war oder nicht – dieses grausame Szenario bildet den Hintergrund zu der Kurzgeschichte *All Draculas Children (Draculas Kinder)*, 1991 von Dan Simmons<sup>9</sup> geschrieben. Es ist eine zynische und melancholische Fahrt durch ein zerstörtes Rumänien, an deren Ziel der an Aids dahinsiechende, greise Vlad Tepes als Urvater der Vampire und dunkler Berater des gestürzten Diktators gefunden wird. Daraus entwickelte Simmons 1992 den Roman *Children of the Night (Kinder der Nacht)* und schuf damit einen Klassiker der modernen Vampirliteratur. Dabei ist sein Buch eine gelungene Mischung aus Horror und Sozialkritik, die zusätzlich durch seinen Kenntnisreichtum gewinnt. Er hat sich intensiv mit Rumänien beschäftigt, hat das Land besucht, die Sprache studiert und den geschichtlichen Hintergrund von Vlad Tepes recherchiert. Simmons gibt außerdem eine medizinische Erklärung für das Vampirphänomen und entwirft einen biologischen Hintergrund bis hin zur Gentechnologie. Denn Vlad und seine Vampirnachkommen sind aufgrund einer »seltenen rezessiv wirkenden Genanomalie« nahezu unsterblich geworden.

Doch nun zurück zu Bram Stoker: Der wollte mit seinem *Dracula* nicht nur seinen Arbeitgeber Irving beeindrucken, er hegte auch den Wunsch, seiner Mutter zu beweisen, welches schriftstellerische Talent in ihm schlummerte. Charlotte Stoker war von ihrem Sohn bitter enttäuscht, als der alle Pensionsansprüche aus

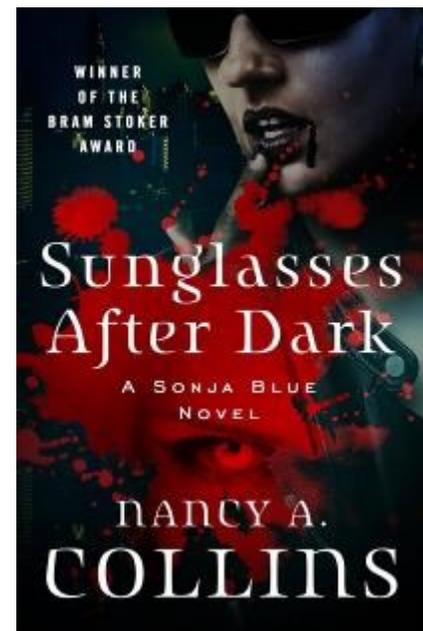
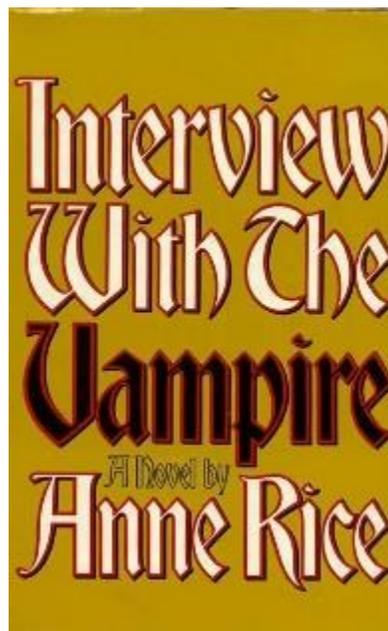
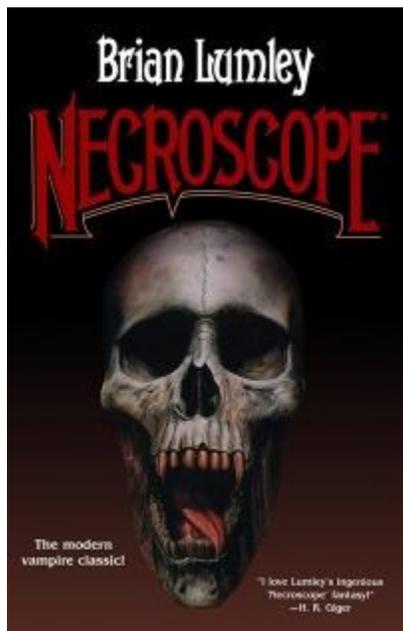
seiner Beamten-tätigkeit in den Wind schlug. Fortan mokierte sie sich über ihn als »Manager eines vagabundierenden Schauspielers«. Aber nach der Lektüre seines *Dracula*, zeigte sie sich begeistert und gab ihrer Freude in einem Brief Ausdruck: »Mein Lieber, es ist großartig, tausendmal besser als alles, was Du je geschrieben hast ... Poe ist nichts dagegen.« Irving blieb weniger angetan von Stokers Leistung, obwohl dieser zahlreiche Shakespeare-Anspielungen in seinem *Dracula* unterbrachte, da Irving als begeisterter Anhänger des englischen Dichters zahlreiche Aufführungen von dessen Werken inszeniert hatte<sup>10</sup>.

Stoker erarbeitete zudem eine Bühnenfassung seines Romans, die nur wenige Tage nach der Veröffentlichung von *Dracula* in den Räumen von Irvings Royal Lyceum Theatre ihre einzige Aufführung für ein ausgewähltes Publikum erlebte. Auch davon zeigte sich Irving offenbar »not amused«. Es wird allerdings vermutet, dass Stokers vier Stunden langes Bühnenstück nur aus Copyright-Gründen entstand und mehr eine dramatische Lesung des Romans als eine wirkliche Inszenierung war.

Stokers literarischer *Dracula* erlebte zwar bereits zu Lebzeiten des Autors mehrere gedruckte Auflagen, aber das »große Geld« blieb aus. Dabei kann man sich gut vorstellen, wie viel es den Iren letztendlich gekostet hat, dieses viktorianische *Erotikon* zu verfassen, dessen Schlüsselszenen aus der sexuellen Verführung eines fast verheirateten Mannes und der Vergewaltigung zweier Frauen bestehen. Stoker schrieb einen Roman, der – wie Stephen King in seinem erhellenden Buch *Danse Macabre* bemerkt – »förmlich vor sexueller Energie überfließt«. Er zitiert: »Das schöne Mädchen beugte sich über mich, indem sie sich auf die Knie niederließ und mir starr in die Augen sah. Es war eine wohlberechtigte Wollüstigkeit ...«

<sup>9</sup> Der mit Auszeichnungen überhäufte Simmons schuf bereits 1989 mit *Carrion Comfort (Die Kraft des Bösen)* eine bemerkenswerte Geschichte um psychische Vampire, die ihre Lebensenergie aus der Gewalt beziehen, die sie anderen Menschen zufügen. Folgerichtig beginnt die Entwicklung 1942 in einem Konzentrationslager der Nazis.

<sup>10</sup> Wie sehr Stoker darauf aus war, seinem Idol Henry Irving zu schmeicheln, kann man auch an der Tatsache ablesen, dass er alle Überlegungen zu den Eigenschaften seines Vampirs, die eine gewisse Ähnlichkeit mit Oscar Wildes *Das Bildnis des Dorian Gray* aufwiesen, aus Rücksicht auf die rigorose Abneigung Irvings gegen den Skandalautor Wilde ausmerzte.



Und, wie King dazu treffend bemerkt: »Im England des Jahres 1897 war ein Mädchen, das sich auf die Knie niederließ, keines, das man nach Hause brachte und seiner Mutter vorstellte«. Dennoch hat Stoker ebenso wenig wie seine Witwe – obwohl sie mit Argusaugen über das Copyright wachte – nie von dem späteren Kult, der sich schließlich um sein Werk bildete, profitiert. *Dracula* blieb auch der Einzige wirklich große Roman Stokers, und über das »Warum« ist viel und letztlich ergebnislos spekuliert worden.

Unbestritten bleibt, dass Stoker dem Vampir mit Veröffentlichung seines Romans *Dracula* jene definitive Gestalt gab, an der sich fast alle weiteren Vampire bis in unsere Zeit hinein orientieren und messen lassen müssen. Es gibt allerdings einige moderne Autoren, die das herkömmliche Bild des Vampirs neu und außergewöhnlich gestalten. Zu ihnen zählen Poppy Z. Brite, die in ihrer Kurzgeschichte *A Taste of Blood and Altars* sehr eindrücklich die blutige Geburt eines Vampirbabys schildert, außerdem Nancy Collins – für ihren fulminanten Auftaktroman *Sunglasses after dark* (*Der Todeskuss der Sonja Blue*) erhielt sie 1989 den begehrten »Bram Stoker Award« –, Anne Rice und Fred Saberhagen. Der amerikanische SF- und Fantasy-Schriftsteller verwandelte Graf Dracula erstmals 1975 mit seinem Roman *The*

*Dracula Tape* in einen positiven Helden, der, weitläufig verwandt mit Sherlock Holmes, in seinen Abenteuern auf Zeitgenossen wie Leonardo Da Vinci oder Merlin (in *Dominion*) trifft. Eine Reihe mit hohem Unterhaltungswert.

Den bietet auch das Werk des Briten Brian Lumley. Lumley ist nicht unbedingt ein Feingeist. Schon auf den ersten Seiten von *Necroscope* darf der entsetzte Leser (mit allen unappetitlichen Details) miterleben, wie der russische Nekromant Dragosani eine Leiche ihrer Geheimnisse beraubt ... Das stellt jedoch nur den Auftakt zu einer blutigen »Tour de Force« in die Annalen der Schlachten zwischen den Lebenden und den Toten dar. Doch Lumleys stilsichere Mischung aus Horror, Science Fiction und Fantasy-Elementen, die den Kampf des »Totenhorchers« Harry Keogh gegen Vampire (Wamphyri) schildert (wobei er ihnen sogar in ihre »Vampirwelten« folgt), darf man getrost zu den innovativsten Variationen des Vampir-Mythos zählen.

Der Vampir hat sich als feste Größe in vielen Bereichen, besonders natürlich der Kultur und Subkultur etabliert. Poppy Z. Brite stimmt dem zu: »Der Vampir ist in jeder Beziehung eine subversive Kreatur ... Der Vampir repräsentiert alles, was wir am Sex lieben, an der Nacht und der dunklen Traumhälfte unseres Selbst: Abenteuer an der Grenze zum Schmerz, den Thrill den man bekommt, wenn man Tabus bricht.« †

# Moderne Vampire in der Urban Fantasy

von Judith Madera

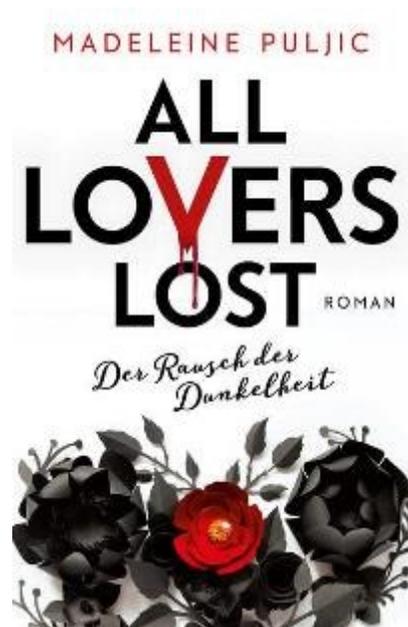
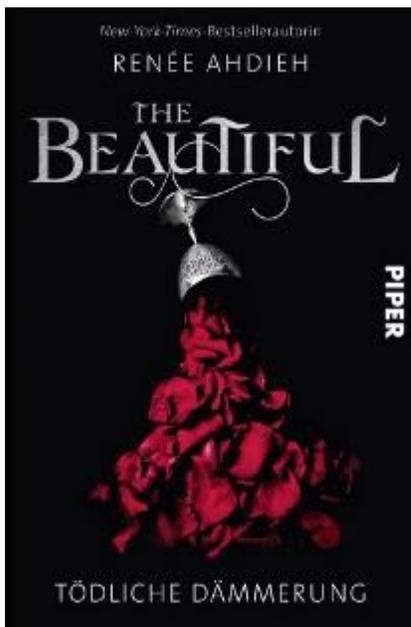
In der heutigen Urban Fantasy sind Vampire keine untoten Horrorgestalten mehr, die im Sonnenlicht zu Staub zerfallen. Meist leben sie mitten unter uns, oft unerkant, und schlagen sich mit ähnlichen Problemen wie Menschen herum. Dennoch sind die wenigsten ungefährlich, Vampire trinken immer noch Blut, bevorzugen die Nacht und verfügen über übernatürliche Fähigkeiten. Viele haben sich dem modernen Leben angepasst, nutzen Technologie und haben in ihren langen Leben großen Reichtum angehäuft. Insbesondere seit dem Fantasy-Boom nach der Jahrtausendwende sind Vampire zudem oft düstere Love Interests, die vor allem Frauen mit ihrer überirdischen Schönheit, ihren mentalen Fähigkeiten und ihrer gefährlichen Aura verführen.

In diesem Artikel wollen wir einen Blick auf Vampire im 21. Jahrhundert werfen, die sich jenseits des Horrors zu beliebten Fantasywesen gewandelt haben. Das Bild der modernen Vampire entstand bereits in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts. Für viele Urban-Fantasy- und Romantasy-Autor:innen waren die Vampirromane von Anne Rice eine Inspiration, die sich mit den Folgen der Unsterblichkeit beschäftigt und Vampire als verführerische und gefährliche Wesen der Nacht inszeniert. Rice' Vampire sind tragische Figuren, die mit ihrer vampirischen Natur und der sich wandelnden Welt hadern, die im Bluttausch schwelgen und sich dafür verdammten. Viel Raum nehmen bei

Rice die Beziehungen zwischen verschiedenen Vampiren ein; in der Urban Fantasy der 1990er kamen vermehrt Beziehungen mit Menschen hinzu. Reihen wie *Anita Blake* und *Buffy – Im Bann der Dämonen* begeisterten ihre Fans mit düsteren und sexy Vampiren, die teils Feinde, teils Freunde waren. Anita Blake und Buffy sind keine Opfer von Vampiren, sondern Jägerinnen, die sich gegen finstere Fantasywesen behaupten und manchen von ihnen den Kopf verdrehen. Sie sind Teil magischer Parallelwelten und unterhalten ihre Fans mit reichlich Action und Liebeschaos.

Die Grenzen zwischen Urban Fantasy bzw. Contemporary Fantasy und Romantasy sind bei Vampirgeschichten fließend, da die Blut-sauger meist außergewöhnlich attraktiv sind und ihre Ausstrahlung nutzen, um Beute zu machen. Meist töten moderne Vampire ihre Opfer nicht, sondern trinken nur so viel, wie es die Menschen verkraften können. Danach lassen sie ihre Opfer mit ihren magischen Fähigkeiten alles vergessen – oder sie trinken nur von denen, die ihr Blut freiwillig geben, wobei ein Vampirbiss dann oft einem Drogenrausch ähnelt. Andere Vampire greifen auf Blutkonserven oder Tierblut zurück. Und manche jagen und töten nach wie vor Menschen, was zu Konflikten mit anderen Vampiren / anderen Fantasywesen führt.

Im Folgenden schauen wir uns anhand diverser Beispiele näher an, wie unterschiedlich



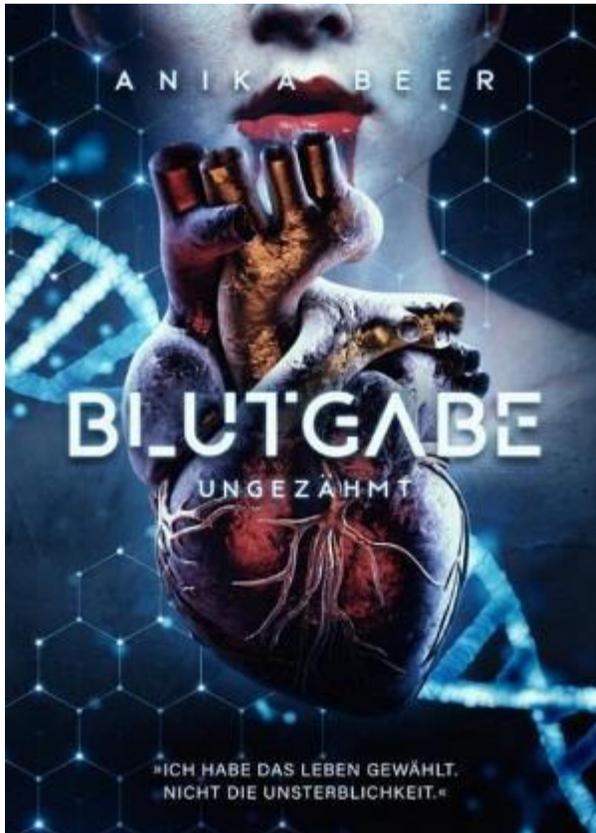
Vampire in der heutigen Fantasy dargestellt werden, wobei wir zuerst einen Blick auf die klassische Urban Fantasy werfen, dann auf die Jugendfantasy und schließlich auf die Romantasy, in der neben Gestaltwandlern Vampire die beliebtesten Fantasywesen sind.

### Vampire gestern, heute und morgen

In den letzten Jahren sind historische Settings in der Urban Fantasy wieder sehr beliebt. Renée Ahdieh wurde offensichtlich von Anne Rice' Vampir-Chroniken inspiriert und siedelt *The Beautiful – Tödliche Dämmerung*, den ersten Band des Zweiteilers *Hof der Löwen*, in New Orleans 1872 an. Schneiderin Celine will ihre Vergangenheit und ihre dunklen Geheimnisse in Frankreich zurücklassen und in den USA neu anfangen. Sie ist fasziniert von der dekadenten Unterwelt in New Orleans, die von wunderschönen und tödlichen Vampiren bevölkert wird – und sie ist fasziniert von Sébastien Saint Germain, dem Anführer des Hofes der Löwen. *The Beautiful* hat zwar eine düstere Lovestory, legt den Fokus aber auf die düsteren Fantasy- und Krimielemente und ist durch sein reizvolles Setting in New Orleans in einer Zeit kurz nach dem Bürgerkrieg, in der Rassismus allgegenwärtig ist, auch für Leser:innen spannend, die mit Romantasy wenig anfangen können.

Magie ist in der Urban Fantasy die häufigste und zugleich einfachste Erklärung dafür, dass Menschen nichts von Vampiren wissen. In anderen Fällen verstecken sich Vampire jedoch, da sie zugleich Jäger und Gejagte sind. *All Lovers Lost – Im Sog der Nacht* von Madeleine Puljic schließt thematisch an *Interview mit einem Vampir* an und widmet sich drei ganz unterschiedlichen Vampiren, die sich bemühen, in unserer Welt, genauer gesagt in Hamburg, unerkannt zu bleiben. Dabei müssen sie sehr vorsichtig sein, um nicht die Aufmerksamkeit von Vampirjägern auf sich zu ziehen, denn für diese sind sie Monster, die es auszurotten gilt. Vampir Lazar hadert mit der modernen Welt, ebenso wie mit seiner vampirischen Natur und dem Verlust seiner Menschlichkeit, womit er an Anne Rice' Louis de Pointe du Lac erinnert. Cassius hingegen hat sich der modernen Welt angepasst und sein langes Leben genutzt, um einen gewissen Reichtum anzuhäufen und so genügend Verstecke zur Auswahl zu haben, sollten die Vampirjäger ihn aufspüren. Sina ist zu Beginn der Geschichte noch ein Mensch und wird gezwungenermaßen zum Vampir. Auch ihr fällt es schwer, ihr menschliches Leben hinter sich zu lassen, und so arbeitet sie weiterhin im Krankenhaus, wo sie sich zunächst vom Krankenhausmüll ernährt. Bei der Jagd stellt sie sich ungeschickt hat, da sie ihre vampirischen Fähigkeiten erst noch entdecken muss, doch bald findet sie Gefallen an ihrem neuen Leben.

Kürzlich ist mit *Der Rausch der Dunkelheit* ein Nachfolger erschienen, in dem Sina gezwungen ist, mit Vampirjägern zusammenzuarbeiten.

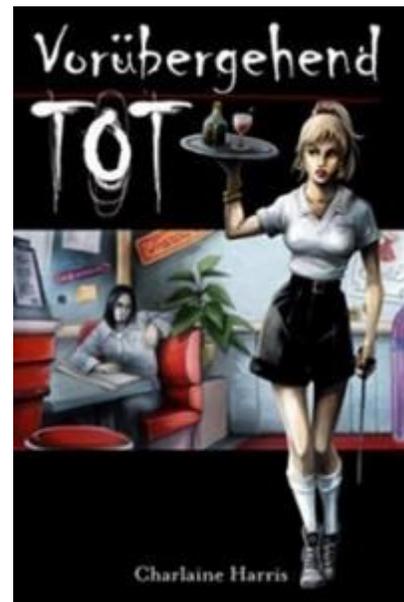
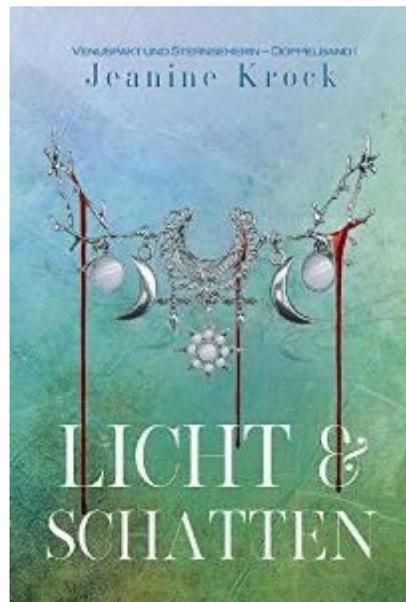


Von Anika Beer erschien vor zwölf Jahren unter dem Pseudonym Franka Rubus Science Fiction mit Vampiren. Die *Blutgabe*-Trilogie wurde mit Hilfe eines Crowdfundings komplett überarbeitet und von der Autorin selbst neu veröffentlicht – inklusive neuer Szenen sowie Illustrationen und schicken neuen Covers. Im Jahr 2256 sind die Vampire längst aus den Schatten getreten und zur dominierenden Spezies geworden. Sie betreiben Blutfarmen, wo auch Protagonist Red ausgebeutet wird. Ihm gelingt die Flucht und er schließt sich einer Gruppe von extremistischen Vampirjägern an – ob er damit auf der richtigen Seite steht, wird im Verlauf der Handlung in Frage gestellt. Anika Beer verspricht ihrer Leserschaft »Badass-Science-Fiction«, natürlich Vampire, Explosionen und Labcoat-Ästhetik, spricht einen starken naturwissenschaftlichen Einschlag. Übrigens gibt es eine Verbindung zwischen *Blutgabe* und ihrem kürzlich erschienenen Roman *Requiem für einen blutroten Stern*, welcher allerdings im London des 19. Jahrhunderts angesiedelt ist.

## Vampire als Teil magischer Gemeinschaften

Vampire sind in der Urban Fantasy meist nicht die einzigen phantastischen Kreaturen, die oft verborgen zwischen den Menschen in einer Art Schattenwelt leben. In der *Grim*-Trilogie von Gesa Schwartz können nur wenige Menschen die Wesen der sogenannten »Anderswelt« sehen und wissen um die Existenz von Vampiren, Gargoyles, Feen und anderen magischen Wesen. Vampirprinz Lyskian ist ein enger Freund der beiden Protagonist:innen und durchaus düster und geheimnisvoll. Doch er ist keine Horrorgestalt, sondern eine faszinierende Kreatur der Nacht, die oft sehr menschlich wirkt, doch immer auch undurchsichtig und gefährlich.

In Juliane Seidels *Nachtschatten*-Reihe geht es vordergründig um Schutzengel. Jeder Mensch hat einen, aber auch Werwölfe, Feen und Vampire. Auch hier leben die Fantasywesen verborgen vor den Menschen, doch im Gegensatz zu ihnen wissen sie um ihre Schutzengel und können mit ihnen sprechen – und kämpfen. Um unerkannt unter Menschen leben zu können, befolgt die paranormale Gemeinschaft viele Regeln – wer sie verletzt, wird von sogenannten »Jägern« verfolgt. Diese arbeiten in Teams, zu denen meist ein Mensch, ein Vampir, ein Werwolf und ein Feenwesen gehören. Die Bücher sind ursprünglich im Machandel Verlag erschienen, inzwischen hat die Autorin aber auch eine Gesamtausgabe selbst herausgegeben. In der *Licht & Schatten*-Reihe von Jeanine Krock geht es um Feen und Vampire, die wie Licht und Schatten zusammengehören und unerkannt unter den Menschen leben – so wie andere magische Wesen, die in den vier Bänden Nebenrollen spielen. Vampire und Feen ordnen sich den Gesetzen eines Rates unter. Wer sie bricht, wird von sogenannten »Vengadoren« gejagt. Vampirkrieger Kieran ist ein solcher Auftragskiller und soll die Fee Nuriya, die ihre magische Herkunft ablehnt, beschützen, da sie wichtig für den porösen Frieden zwischen Feen und Vampiren ist.



Jeanine Krocks Vampire haben sich dem modernen Leben angepasst und bewegen sich nahezu unerkant innerhalb von Subkulturen, insbesondere Gothic und SM. Als Nahrung nutzen sie auch Blutkonserven – oder das Blut ihrer Seelengefährten:innen, denn die Reihe hat einen starken Romantasy-Anteil. *Licht & Schatten* erschien ursprünglich im Kleinverlag UBooks (mit wunderschönen Covern der Künstlerin Agnieszka Szuba), wurde später bei Egmont LYX neu aufgelegt und inzwischen von der Autorin selbst als eBook neu veröffentlicht. In der amerikanischen Urban Fantasy leben Vampire seltener in geheimen Schattenwelten, sondern offen unter Menschen. In *Anita Blake* sind Vampire seit kurzer Zeit offiziell Bürger der USA. Auch andere paranormale Wesen wie Werwölfe, Ghoule und Zombies sind bekannt. Laurell K. Hamilton verbindet in ihrer Reihe Urban Fantasy mit Crime, Romance und einem gutem Schuss Humor, den Protagonistin Anita Blake dringend braucht, um in der undurchsichtigen Welt der Übernatürlichen zurechtzukommen. Sie ist eine Totenbeschwörerin und Vampirjägerin und wird entsprechend von vielen Vampiren gemieden. Dennoch wird sie in die Machtspiele unter Meistervampiren, die teilweise Millionen von Jahren alt sind, hineingezogen und von ihnen gezeichnet, um sie zu einer Dienerin zu machen. Insbesondere Meistervampir Jean-Claude ist an Anita interessiert, doch die kann ihn anfangs nicht ausstehen – und führt später eine Beziehung mit

ihm. Auch wenn das jetzt nach reichlich Romantasyklischees klingt, nehmen in *Anita Blake* vor allem Verbrechen und ihre Aufklärung viel Raum ein. Inzwischen gibt es 28 Bände der Reihe, allerdings wurde nur die Hälfte davon auf Deutsch veröffentlicht.

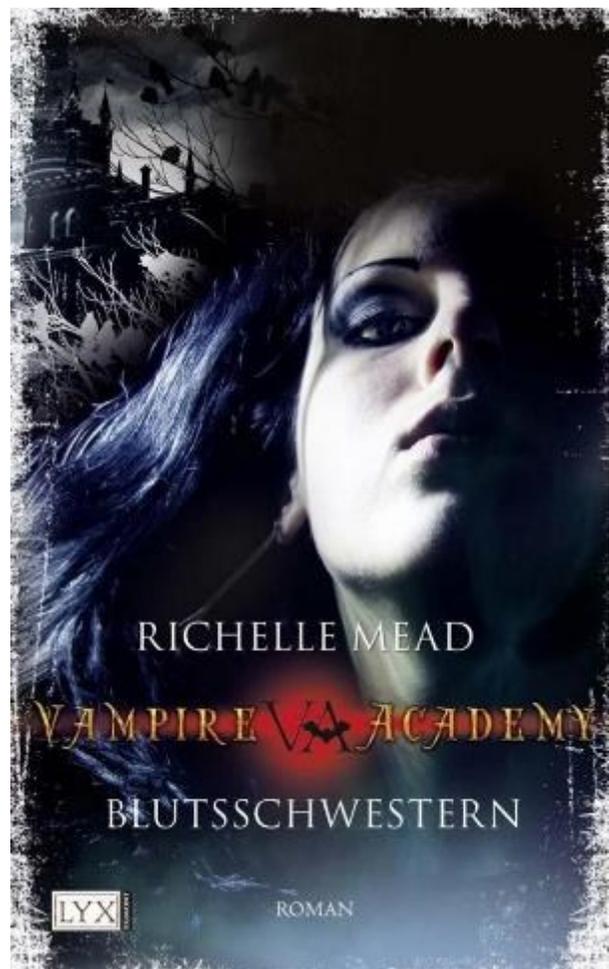
Auch in der *Sookie Stackhouse*-Reihe von Charlene Harris gibt es neben Vampiren verschiedene andere Fantasywesen wie Gestaltwandler, Elfen oder auch Hexen. Vampire stehen jedoch im Vordergrund, und die Menschen wissen von ihrer Existenz, da es dank synthetischem Blut, dem sogenannten »True Blood«, möglich ist, dass Vampire unter Menschen leben. *True Blood* ist übrigens auch der Titel der Serienadaption. Eher ungewöhnlich ist, dass hier Menschen Vampirblut trinken, da dies eine heilende Wirkung hat und als Potenzmittel gilt. Entsprechend gibt es einen Schwarzmarkt dafür. Protagonistin Sookie Stackhouse besitzt telepathische Fähigkeiten, die sie anfangs als Problem betrachtet, da andere Menschen sie für eine Krankheit halten, später jedoch zu nutzen weiß, unter anderem bei der Aufklärung von Verbrechen. Die Gedanken von Vampiren kann sie nicht lesen, weshalb sie sich gerne mit ihnen umgibt. Sie weiß jedoch auch, wie gefährlich Vampire sein können – und verliebt sich trotzdem in einen. Die ersten drei Bände sind erstmals bei Feder & Schwert auf Deutsch erschienen, die nachfolgenden bis Band 13 bei dtv, wo die komplette Reihe als eBook weiterhin erhältlich ist.

In der *Rachel Morgan*-Reihe (auch *The Hollows*) von Kim Harrison treten Vampire und andere magische Wesen aus den Schatten, nachdem die Menschheit von einer Seuche dezimiert wurde. Die sogenannten »Inderlander« sind gegen die Seuche immun. Um ein Zusammenleben mit den Menschen zu ermöglichen, wurde die Inderland Security (I. S.) gegründet, die sich um Probleme mit Vampiren, Werwölfen und Co. kümmert. Protagonistin Rachel Morgan ist eine Hexe, die als Kopfgeldjägerin für die I. S. kriminelle Inderlander jagt und im Verlauf der Handlung zusammen mit einer Vampirin und einem Pixie ihre Detektei »Vampiric Charms« gründet. Kim Harrison bietet in inzwischen neunzehn Bänden einen actionreichen Mix aus Urban Fantasy, Crime und Mystery mit einer genretypisch taffen Protagonistin und einer guten Portion Humor. Hinzu kommen SF-Elemente, denn hierbei handelt es sich um ein Alternativweltsetting mit (pseudo-)naturwissenschaftlichen Erklärungen. So sind die Vampire durch ein Virus entstanden, das die Infizierten nach dem Tod ohne Seele weiterleben lässt, und im Krieg zwischen Elfen und Dämonen wurden Waffen eingesetzt, die die DNA verändern. 2022 ist mit *Blutflamme* Band 16 auf Deutsch erschienen.

### Vampire im Jugendbuch

Im Jugendbuch verschwimmen die Grenzen zwischen Urban Fantasy und Contemporary Fantasy, da die Geschichten oft im Schulumfeld und dabei in Internaten oder Kleinstädten spielen. In der Jugendfantasy gehen entsprechend auch Vampire zur Schule, wo sie mit jugendlichen Menschen zusammentreffen und sich hochemotionale Beziehungsgeflechte ergeben. Seit seinem Erscheinen 2006 sind von Stephenie Meyers *Twilight* in Deutschland diverse Taschenbuch- und Hardcoverausgaben erschienen. Während es die einen schon beim Gedanken an die Vampirsaga graust, sind andere schwer begeistert von der bittersüßen Love-story zwischen Bella und Edward, der sich als Vegetarier von Tierblut ernährt und in der

Sonne glitzert. In der Welt von *Twilight* gibt es jedoch auch Vampire, die Menschen aussaugen und töten und entsprechend Feinde der Protagonist:innen sind – ebenso wie Werwölfe, wobei es auch Vereinbarungen mit ihnen gibt. Einer von ihnen, Jacob, ist Bellas bester Freund. Er liebt sie, doch bleibt die ewige Nr. 2. Dieses Beziehungsdreieck mit Bella, Edward und Jacob sowie das toxische Kontrollverhalten von Edward sind zwei von mehreren Punkten, die die Reihe für viele Leser:innen unlesbar machen, dabei ist die Verbindung von Mythen und Legenden mit Vampiren und Werwölfen eigentlich ganz interessant.



Auch in Richelle Meads sechsbändiger Reihe *Vampire Academy* gibt es zwei Arten von Vampiren: die untoten, mordenden Strigoi und die sterblichen, zivilisierten Moroi. Letztere trinken ebenfalls Blut, töten die Menschen jedoch nicht. Sie ernähren sich von Spendern, die sich freiwillig beißen lassen, da der Vampirbiss wie ein Rausch für sie ist. Die Moroi sind in Monarchien organisiert, und Protagonistin Vasilisa ist

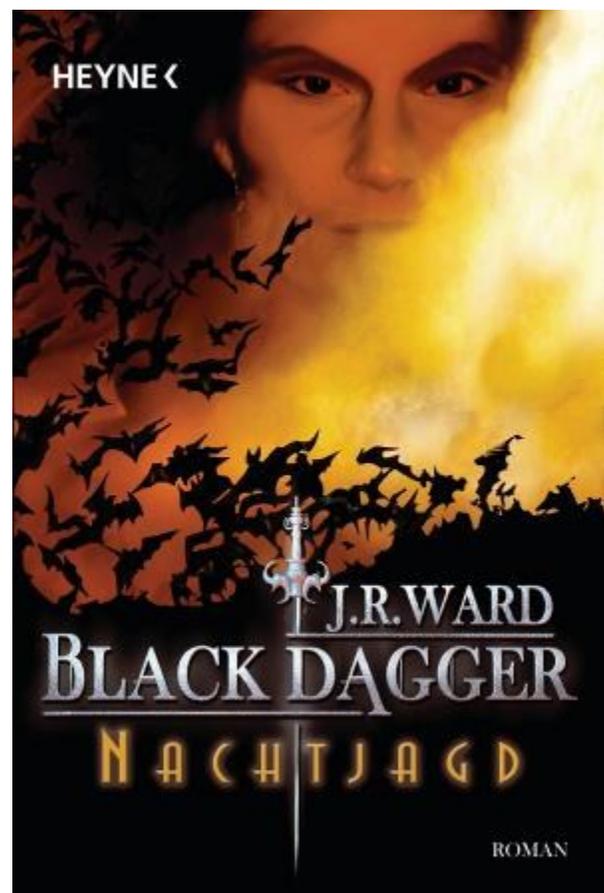
eine Moroi-Prinzessin, die von Dhampirin Rose, die zugleich ihre beste Freundin ist, beschützt wird. Gemeinsam besuchen sie eine Vampir-Akademie, aus der sie zuvor aufgrund beunruhigender Ereignisse geflüchtet sind. 2014 wurde der erste Band *Blutsschwestern* unter dem Titel *Vampire Academy* verfilmt, floppte jedoch, sodass die Reihe filmisch nicht weitergeführt wurde. 2023 ist dennoch der erste Band als aufwändig gestaltetes Hardcover neuerschienen. Für erwachsene Leser:innen sind die Reihen um Succubus *Georgina Kincaid* sowie *Dark Swan* interessanter und qualitativ deutlich besser.

Für die einen ist *Twilight* die erfolgreichste Vampir-Jugendfantasy, für die anderen ist es die zwölf Bände umfassende Reihe *House of Night* von P.C. Cast und Kristin Cast. Die Vampire hier nennen sich Vampyre und gehen auf ein spezielles Internat für sie, das House of Night. Dort soll Protagonistin Zoey alles lernen, was sie als Gezeichnete braucht, um die Verwandlung zum Vampyr zu überstehen. Zoey ist natürlich keine gewöhnliche Gezeichnete, sondern die Auserwählte der Vampyrgöttin Nyx. Diese ist nicht die einzige Vertreterin des griechischen Götterpantheons, auch ägyptische Namen finden sich in der Teenagerfantasy, die nahezu alle Klischees des Genres erfüllt und mit Zoey eine Protagonistin hat, die von mehreren jungen Männern umschwärmt wird. Dazu gibt es jede Menge Lügen und Verrat. Wie viele Bücher in diesem Bereich ist auch *House of Night* eher eine Soap Opera, in der Beziehungsgeflechte und zwischenmenschliche Dramen im Vordergrund stehen. Dazu gibt es wild zusammengewürfelte Fantasyelemente. 2020 sind die ersten beiden Bände als Taschenbuch neuerschienen, mehr bisher nicht - während sich die Neuauflagen von *Twilight* gut verkaufen, scheint das Interesse an *House of Night* erloschen zu sein.

Darren Shans *Mitternachtszirkus* kommt ohne Teenager-Gefühlschaos aus. Das Pseudonym des Autors ist zugleich der Name des Protagonisten: Darren Shan besucht mit einem Kumpel den »Cirque du Freak«, wo er überaus fasziniert von der Zirkusspinne des mysteriösen

Mr. Crepsley ist. Darren plant, die Spinne zu stehlen – und wird natürlich von Mr. Crepsley erwischt. Dieser ist ein Vampir und verwandelt Darren in einen Halbvampir. Der 16-Jährige wird aus seinem gewohnten Leben herausgerissen und dient fortan Mr. Crepsley als Gehilfe. Zunächst hadert er mit seiner neuen vampirischen Natur, entdeckt jedoch nach und nach spannende Fähigkeiten. Auch hier gibt es zwei verfeindete Vampirarten, von denen die einen Menschen töten und die anderen nicht. *Mitternachtszirkus* wurde 2009 verfilmt.

### Romantasy mit Vampiren



Der Romantasy-Boom der 2000er brachte tausende Eintagsfliegen hervor, aber auch einige langlebige Reihen, die bis heute ihre Fans haben und Neueinsteigern auf einen Schlag massenweise Lesefutter bescheren. Romantasy mit Vampiren ist meist zugleich Urban Fantasy – mit starkem Fokus auf der Liebesgeschichte und Erotik. Zu den erfolgreichsten Romantasy-Vampirreihen gehört *Black Dagger Brotherhood* von J. R. Ward. Seit 2005 sind 22 Bände

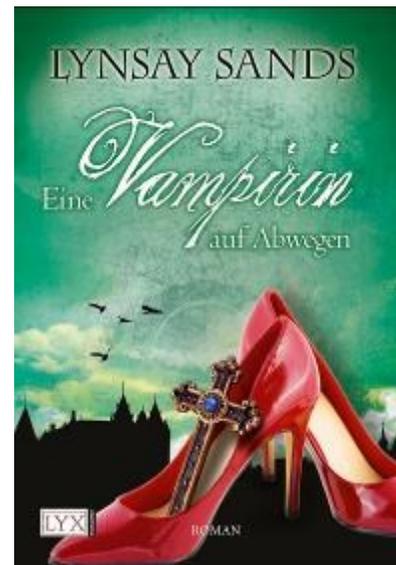
der Reihe erschienen (die im Deutschen auf jeweils zwei Bände aufgeteilt wurden), hinzu kommen Spezialbände und Minireihen wie *Black Dagger Legacy* und *Black Dagger Prison Camp*. Im Zentrum der Handlung steht die Vampirbruderschaft Black Dagger, die seit Jahrhunderten gegen die sogenannten »Lesser« (seelenlose Vampirjäger) kämpfen. Im ersten Band lernt man Wrath, den König der Vampire und Love Interest von Reporterin Beth Randall kennen. Sie stürzt sich in eine Affäre mit dem düsteren Fremden und ahnt nicht, in welche finstere und faszinierende Welt er sie hineinziehen wird. In den weiteren Bänden geht es jeweils um andere Paare, meist sind die Männer die Vampire, manchmal auch die Frauen, doch jedes Mal kann sich die Leserschaft auf große Gefühle und prickelnde Erotik freuen.

Ebenfalls seit vielen Jahren läuft die *Midnight Breed*-Reihe von Lara Adrian, deren erster Band *Geliebte der Nacht* 2007 bei Egmont LYX (inzwischen Lübbe LYX) erschienen ist. Lara Adrian verbindet Urban Fantasy, Crime und Romance mit einem kleinen bisschen Science-Fiction, denn die Vampire stammen hier von Außerirdischen ab, die auf der Erde keine passende Nahrung gefunden haben - mit Ausnahme von Menschenblut. Diese Außerirdischen vernichteten ganze Zivilisationen und vergewaltigten Frauen, unter ihnen die Stammesgefährtinnen, die die erste Generation der sogenannten Stammesvampire geboren haben. Acht dieser ersten Vampire schlossen sich zusammen, um ihre mörderischen Väter zu vernichten. Zwei davon leben zu Beginn der *Midnight Breed*-Reihe noch und einer davon, Lucan Thorne, ist das finstere Love Interest von Fotografin Gabrielle Maxwell in *Geliebte der Nacht*. Die Reihe folgt dem bekannten Muster und erzählt in jedem Band von einem neuen Paar, während die Hintergrundgeschichte stückchenweise weitergesponnen wird. Die Vampire hier trinken zwar Blut, töten aber die Menschen nicht - das tun nur sogenannte Rogues, die von Vampiren gejagt werden.

Jeaniene Frosts Romane um *Cat und Bones* bieten alles, was die beliebten Urban-Fantasy-

Vampirreihen auszeichnet, sind jedoch vor allem Romantasy. Cat ist eine taffe Vampirjägerin auf einem Rachefeldzug, der ihr Weltbild ordentlich ins Wanken bringt. Um ihr Leben zu retten, schließt sie einen Pakt mit dem Teufel, und zwar mit dem mächtigen Vampir Bones, der das gleiche Ziel hat wie sie: Untote beseitigen. Zwischen den beiden sprühen bald die Funken, und sie führen quasi eine On-Off-Beziehung über mehrere Bände voller Action und Erotik. Jeaniene Frost hat *Cat und Bones* ganze sieben Bände gewidmet, dazu kommen zwei Sonderbände über beliebte Nebencharaktere der Reihe. 2012 folgte die *Night Prince*-Reihe mit der übernatürlich begabten Leila und Vampir Vlad und auch in der *Night Rebel*-Trilogie (2021) bleibt die Autorin den Vampiren treu: Ian ist ein Meistervampir, der sich viele Feinde gemacht hat, unter anderem einen Dämon. Gesetzeshüterin Veritas hat mit genau diesem Dämon eine Rechnung offen und die beiden gehen ein Bündnis ein, aus dem sich eine leidenschaftliche Lovestory entwickelt. Und natürlich gibt es auch hier relativ viel Action.

Umgekehrt verhält es sich bei Kresley Coles *Immortals After Dark*-Reihe, von der inklusive *Munro – Ewige Versuchung* (2022) inzwischen auf 17 Bände auf Deutsch erschienen sind. Hier stehen Liebe und Erotik im Vordergrund: Vampire, Werwölfe und Walküren suchen und finden ihre Seelengefährten:innen - und jede Menge Herzschmerz. Die Menschen ahnen nichts von den düsteren Unsterblichen, mit denen sie sich die Welt teilen. Sie wissen auch nichts von dem Krieg, den die Unsterblichen, zu denen auch Gestaltwandler und Feen gehören, seit Jahrhunderten gegeneinander führen. Kresley Coles Vampire ertragen das Sonnenlicht nicht, ernähren sich von Blut und können sich nahezu jeden Ort teleportieren. Geborene Vampire verlieren ihre Sexualität, sobald sie in die Unsterblichkeit übergehen - und erlangen sie zurück, wenn sie ihre Seelengefährten:innen finden. Da werden einige Fantasyfans mit den Augen rollen. Tatsächlich ist *Immortal After Dark* eher etwas für Dark-Romance-Fans, die mal Lust auf Vampire haben.



Während Autorinnen wie J. R. Ward und Lara Adrian ihre Leserschaft seit vielen Jahren begeistern, hatten es neue Reihen relativ schwer. Romantasy ist nach wie vor gefragt, doch die Urban Fantasy schien zwischenzeitlich ausgezehrt und Verlage wie LYX verlagerten ihren Schwerpunkt auf Young und New Adult, also zeitgenössische Romance, während neue Romantasy-Labels wie Carlsen Impress auf Märchenhaftes und High Fantasy setzten. Geneva Lee ist für ihre *Royals*-Saga bekannt und widmet sich nun mit *Sexy Rich Vampires* der Romantasy, inklusive altmodischer Rituale mit royalem Flair. So soll Vampir Julian, der Seinesgleichen überdrüssig ist, an einer Ballsaison teilnehmen und sich eine Frau suchen. Ausgerechnet die menschliche Cellistin Thea hat es ihm angetan, er ist fasziniert von ihr und vergisst jede Vernunft. Die Vampirgesellschaft sieht in Thea eher ein Spielzeug oder Beute, und Julian muss sie vor seinesgleichen beschützen. Natürlich ist er steinreich und unverschämte sexy. Das klingt alles mehr nach *Fifty Shades of Grey* mit vampirischem Protagonisten und hat mit Vampirromanen nicht mehr viel zu tun.

### Romcom mit Vampiren

Romantasy mit Vampiren ist oft zugleich Dark Romance, doch Vampire eignen sich durchaus auch für Romcom (Romantic Comedy), wie Kimberly Raye in *Suche bissigen Vampir fürs Leben* beweist. Protagonistin Lil Marchette

schlüpft ihr Blut am liebsten aus einem Martignilas und hat die fabelhafte Idee, eine Dating-Agentur für Vampire aufzumachen, die sie passenderweise »Dead End Dating« nennt. Anfangs läuft es mit der Agentur schleppend, und dann taucht auch noch Kopfgeldjäger Ty Bonner auf – ein unverschämte gutaussehender, gewandelter Vampir, also ein absolutes Tabu für die adlige Lil, die sich natürlich trotzdem verliebt. Das Ganze erinnert an *Sex and the City* mit Vampiren, liest sich durch die humorvolle Umsetzung sehr unterhaltsam und bietet in fünf Bänden immer wieder neue skurrile Fantasyelemente wie einen Wer-Chihuahua, einen abtrünnigen Geist aus der Hölle oder einen Magier, der Lil seinem finsternen Gott opfern will. In eine ähnliche Richtung geht Lynsay Sands mit ihrer inzwischen weit über dreißig Bände umfassenden *Argeneau*-Reihe, von der nächstes Jahr mit *Vampire küssen besser* bereits der 36te Band erscheint. Jeder Band widmet sich einem anderen Mitglied der Vampirfamilie Argeneau, unter denen es illustre Gestalten gibt wie Lucern Argeneau, der Liebesromane (unter Pseudonym) schreibt oder Lissianna Argeneau, die kein Blut sehen kann, was für eine Vampirin ziemlich peinlich ist. Natürlich gibt es in jedem Band eine große, kitschige Liebesgeschichte – und viel Humor. Die Romane eignen sich vor allem für Romance-Leser:innen, die einen kleinen Schuss Dark Fantasy schätzen, und wer Gefallen daran findet, ist erst einmal für ein Jahr mit phantastischer Romcom versorgt. †

# VAMPIRE IN MANGA UND ANIME

von Judith Madera

Vampire sind nicht nur in der westlichen Phantastik sehr beliebt, sondern treten auch in verschiedensten Manga und Anime auf, wobei diese sich meist am (ost-)europäischen Vampirbild orientieren und populäre phantastische Werke des 20. und 21. Jahrhunderts rezipieren. In der japanischen Mythologie gibt es keine bluttrinkenden Vampire, mit dem Kyonshi in der japanischen Literatur jedoch ein ähnliches, finsternes Wesen, das dem chinesischen Jiang Shi entspricht: Der Kyonshi ist ein Wiedergänger, ein untoter Leichnam, der sich ruckartig bewegt und seinen Opfern die Lebensenergie aussaugt. Zu einem Kyonshi werden Menschen, die ermordet wurden und auf Rache sinnen, oder solche, die fernab der Heimat sterben und nach Hause wollen. Teilweise werden Kyonshi auch von finsternen Magiern erschaffen, die Tote zurückholen oder Dämonen in Leichen bannen.

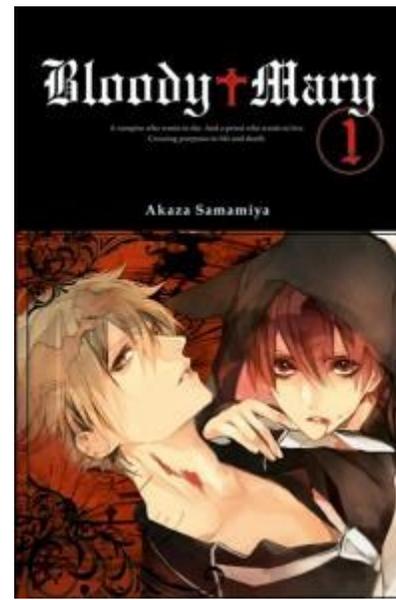
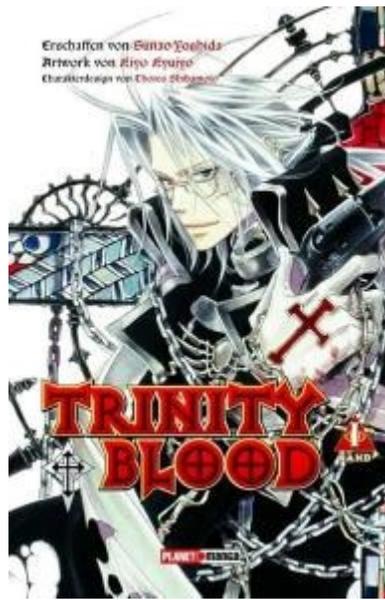
Vampire in Anime und Manga sind dagegen eher von der westlichen (Urban) Fantasy inspiriert und oftmals düstere, melancholische Wesen der Nacht, die genüsslich in den Hals williger Opfer beißen, oder auch brutale Monster, die Menschen jagen und sie im Bluttausch regelrecht zerreißen. Die meisten von ihnen sind überirdisch schön, manche haben ein zweites, hässliches Gesicht, und manche sind scheußliche Kreaturen. Je nach Genre erzählen Mangaka bittersüße Liebesgeschichten zwischen Mensch und Vampir, actiongeladene Thriller

mit Horrorelementen oder dystopische Science-Fiction mit Blutsaugern, die Menschen unterdrücken.

In diesem Artikel stellen wir euch einige der besten Vampir-Manga und -Anime vor, unterteilt in Genres. Bei vielen Beispielen gibt es sowohl eine Manga- als auch eine Animeversion, da beliebte Mangareihen gerne als Anime-Filme und -Serien umgesetzt werden und umgekehrt zu erfolgreichen Filmen und Serien passende Manga kreiert werden.

## Mystery / Horror / Crime

*Devil's Line* von Ryo Hanada vereint Romantik mit einem blutigen Thrillerplot: Eine Mordserie erschüttert Tokyo. Auch Studentin Tsukasa Taira wird beinahe Opfer eines bluttrinkenden Dämons, wird jedoch von Sonderermittler und Halbvampir Yūki Anzai gerettet. Als dieser sie nach Hause begleitet, fällt er plötzlich über sie her und kann sich nur dank seiner Medikamente gerade noch zurückhalten. Tsukasa ist fasziniert von Yūki und geht eine Beziehung mit ihm ein, die ihn immer wieder an den Rand des Kontrollverlusts bringt. Gefährlich wird es, als Yūki ins Visier der CCC (Chosen Civil Community) gerät, die nicht zwischen mordenden Vampiren und solchen, die sich um eine friedliche Koexistenz bemühen, unterscheidet. In schwarz-weiß ist der Manga *Devil's Line* äußerst stimmungsvoll, doch als Anime funktioniert die



Story noch besser und begeistert mit einer rasanten, actiongeladenen Handlung, die zwischendurch Zeit für innige und berührende Momente lässt

In *My Dear Curse-casting Vampiress* von Chisaki Kanai wird Japan von brutalen Morden erschüttert, die auf Vampire zurückzuführen sind. Protagonist Isuzu Osaka führt eine Anti-Vampir-Spezialeinheit, die den übernatürlichen Kräften der Blutsauger kaum gewachsen ist. Daher beschließt er, mit der gefürchteten Vampirjägerin Baroque, die selbst ein Vampir und angeblich sogar deren Erschafferin ist, zusammenzuarbeiten und befreit sie aus einem Forschungslabor. Baroque ist bereit, den Menschen zu helfen, und ist entgegen ihrer lieblichen Schönheit eine skrupellose Killerin. Für Isuzu ist sie eine riesige Unterstützung, und zwischen den beiden entwickeln sich bald Gefühle, doch *My Dear Curse-casting Vampiress* ist kein Romance-Manga, sondern actiongeladene Dark Fantasy – mit einer Protagonistin, die mangatypisch »kawaii« (niedlich) ist.

*Bloody Mary* von Akzama Samamiya ist herrlich düstere und melancholische Dark Fantasy mit zwei faszinierenden Protagonisten: Priester Ichiro Rosario di Maria wird aufgrund seiner Abstammung von Vampiren gejagt. Mit der Macht des Exorzismus könnte er sich wehren, doch er beherrscht diese noch nicht. Vampir Bloody Mary hingegen wird von seinesgleichen gefürchtet und kann von niemandem getötet

werden – außer von Maria. Die beiden schließen einen Pakt, dass Bloody Maria beschützt, bis er seine vollen Kräfte entwickelt hat. Im Gegenzug verspricht Maria, Bloody zu töten, wenn es so weit ist. Aus der Zweckgemeinschaft entsteht über zehn Bände eine tiefe Freundschaft. Maria erkennt schnell, dass Bloody Mary zwei Gesichter hat: Bloody ist ein unfassbar starker, brutaler Vampir, während Mary schwer depressiv und suizidal ist – und ziemlich anhänglich. Hinter seiner Persönlichkeitsspaltung steckt ein tragisches und spannendes Geheimnis. Akaza Samamiya hat einen einzigartigen, zarten Zeichenstil, der perfekt zur melancholischen Story passt und die Leser:innen mit einigen sehr innigen und leicht erotischen Bisszenen erfreut. *Bloody Mary* ist jedoch kein Boys-Love-Manga, und die Beziehung der Protagonisten bleibt auf der Ebene der Freundschaft.

### Science Fantasy

Vampirgeschichten mit SF-Elementen gibt es bei uns seltener, in Manga und Anime ist die Kombination von Dark Fantasy und Science-Fiction dagegen sehr beliebt. *Trinity Blood* von Sunao Yoshida und Kiyo Kyūjō ist inzwischen ein Klassiker und fasziniert nach wie vor mit seinem futuristisch-religiösen Setting: Zwischen Menschen und Methusalea (Vampiren) herrscht ein Kalter Krieg, der jederzeit heiß

werden könnte. Die katholische Kirche hat sich in Westeuropa als Großmacht etabliert, während die Methusalea im Osten unter Kuppeln leben, die sie vor den Sonnenstrahlen schützen. Die Vampire in *Trinity Blood* sind keine Fantasywesen, sondern Menschen, die mit einem außerirdischen Virus infiziert sind. Die Methusalea sind stärker und widerstandsfähiger als Menschen, doch auch sie haben Jäger: Die durch Nanomaschinen verbesserten Kresnik ernähren sich von Vampirblut. Einer von ihnen ist der sanftmütige Priester Abel Nightroad, der sich um Frieden bemüht, im Ernstfall jedoch keine Gnade kennt. Zu *Trinity Blood* gibt es eine sehr gelungene Animeadaption mit einem stimmungsvollen Soundtrack.

Auch in Nanae Chronos *Vassalord* ist der Protagonist ein Vampirjäger des Vatikans – und ein Cyborg, der sich schwer damit tut, Blut zu trinken. Einzig das seines Meisters Johnny nimmt Charley an. Gemeinsam lösen die beiden Kriminalfälle, in die Vampire involviert sind, und bilden ein unschlagbares Team. Privat pflegen sie eine seltsame Beziehung voller erotischer Anspielungen und eigenwilligem Humor. Trotz dieser Boys-Love-Vibes ist *Vassalord* vor allem ein rasanter Mystery-Thriller voll dunkler Geheimnisse und einem coolen Mix aus SF- und Fantasyelementen. Zu *Vassalord* gibt es eine OVA (Original Video Animation) von Production I.G., doch leider wurde nie eine richtige Serie daraus gemacht.

Das Setting von *Seraph of the End* von Takaya Kagami, Daisuke Furuya und Yamato Yamamoto ist postapokalyptisch: Ein Virus tötet die meisten erwachsenen Menschen, woraufhin Vampire die überlebenden Kinder in ihre unterirdischen Städte entführen, wo sie als Blutspender leben. Protagonist Yūichirō gelingt die Flucht, doch sein Ziehbruder Mikaela bleibt zurück und andere Geschwister werden getötet. Yūichirō findet Zuflucht bei Vampirjägern und wird Mitglied der »Japanischen Kaiserlichen Dämonenarmee«, während Mikaela in einen Vampir verwandelt wird. Während Yūichirō glaubt, dass auch Mikaela getötet wurde und nach Rache sinnt, will Mikaela ihn vor den Vampirjägern retten – denn diese verbergen

ein dunkles Geheimnis. Auch zu *Seraph of the End* gibt es eine großartige Animeadaption, die den Kampf der beiden Brüder spektakulär in Szene setzt.

Ebenso in einer Postapokalypse befinden wir uns in *Vampire Hunter D* von Hideyuki Kikuchi und Saiko Takaki, einem düsteren Mix aus Science-Fiction, Fantasy, Horror und Pulp. Vampirjäger D, selbst ein Halbvampir, sieht aus wie ein düsterer Westernheld, der eine ferne, postnukleare Zukunft durchstreift. Vampire, sogenannte »Adlige«, haben die Welt einst in Schutt und Asche gelegt, um eine neue Welt basierend auf ihrer Wissenschaft und Magie zu erschaffen. Entsprechend sind die Fantasywesen hier gentechnisch veränderte Mutanten – und auch die Gene der Menschen wurden manipuliert, um zu verhindern, dass sich eine Prophezeiung erfüllt. In ferner Zukunft gibt es nur noch wenige Vampire, die sich an ihre alte Macht krallen und die Menschen terrorisieren. *Vampire Hunter D* basiert auf der Romanreihe von Hideyuki Kikuchi (die über dreißig Romane sowie diverse Novellen und Kurzgeschichten umfasst) und wurde von Mangaka Saiko Takaki in düsteren Bildern in acht Bänden umgesetzt. 2000 erschien mit *Vampire Hunter D: Bloodlust* ein Animefilm, der sich um die Entführung einer jungen Frau dreht.

*Hellsing* darf in einem Artikel über Vampire in Manga und Anime natürlich nicht fehlen, handelt es sich hierbei schließlich um einen DER Genreklassiker: Der königlich-protestantische Hellsing-Ritterorden jagt seit Jahrhunderten erfolgreich Vampire, hat aber immer mehr mit sogenannten »Freaks« zu kämpfen. Dabei handelt es sich im Gegensatz zu den »Natives« um mit Hilfe von Computerchips künstlich erschaffene Vampire. Vampir Alucard, der mit seinem breitkrempigen Hut etwas an D erinnert, soll im Auftrag von Hellsing diese »Freaks« vernichten. Probleme macht ihm dabei unter anderem die 13. Abteilung Iskariot des Vatikans – Vampirjäger, die es insbesondere auf Alucard abgesehen haben. *Hellsing* spielt in einer fiktiven Welt, die jedoch stark an das späte 20. Jahrhundert angelehnt ist, und bietet reichlich blutige Action.



### Shōjo und Josei / Dark Romance

Düstere Romantik mit Vampiren ist natürlich auch bei Manga und Anime sehr beliebt, und Szenen, in denen die spitzen Zähne in den Hals dringen und die Gebissenen genussvoll die Augen schließen, werden gerne gezeichnet. Einer der beliebtesten und erfolgreichsten Shōjo-Manga, *Vampire Knight* von Matsuri Hino, erscheint aktuell in einer schön gestalteten Neuauflage in Doppelbänden. Vordergründig handelt es sich um eine DreiecksLiebesgeschichte mit Vampiren in einem Schulsetting, das an westliche Jugendfantasy erinnert, doch *Vampire Knight* geht recht bald in die Tiefe und erzählt eine komplexe, dramatische Geschichte mit Protagonist:innen, die ihre verlorenen Erinnerungen suchen, grausame Familiengeheimnisse bewahren oder auch gegen ihre vampirische Natur kämpfen. Zu *Vampire Knight* gibt es eine gelungene Animeadaption, die den Zeichenstil von Matsuri Hino perfekt in bewegte Farbbilder überträgt und die düsterromantische Stimmung gekonnt einfängt. Allerdings deckt der Anime nicht die gesamte Mangahandlung ab, sondern bricht nach wichtigen Erkenntnissen ab. Wer dann wissen will, wie es weitergeht, muss zum Manga greifen.

*Rosen Blood* von Kachiru Ishizue lässt zwar anhand des Covers schnell erkennen, dass es sich um eine Vampirgeschichte handelt, doch um deren Identität wird anfangs ein großes Geheimnis gemacht. Protagonistin Stelle erscheint wie die klassische Damsel in Distress:

Sie hat keine Familie und verunglückt auf der Suche nach Arbeit als Dienstmädchen. Nach dem Unfall erwacht sie in einem märchenhaften, von dichten (und giftigen) Rosenranken umgebenen Anwesen, das von außergewöhnlich schönen Männern bewohnt wird. Stella bleibt als Dienstmädchen dort und wundert sich über seltsame Kommentare wie, dass sie »lecker« aussähe, und darüber, dass die Männer merkwürdige rote Süßigkeiten essen. Hinter diesen steckt ein düsteres und blutiges Geheimnis. Doch Stella lässt sich nicht abschrecken, verliebt sich in Vampire Levi und erkundet das seltsame Anwesen.

Aya Shouoto ist für quirrlige Haremgeschichten wie *Kiss of Rose Princess* bekannt, mit *He is my Vampire* gibt es jedoch auch einen etwas ernsteren und düsteren Vampir Manga von ihr. Kana rettet einem Kind das Leben und verliert dabei ihr eigenes. Vampir Aki rettet sie, indem er sie zu seiner Dienerin macht. Das Spannende an der Geschichte: Die beiden kennen sich aus der Kindheit und lernen sich nun als junge Erwachsene neu kennen. Über mehrere Bände entwickelt sich eine mitreißende Liebesgeschichte, die stückchenweise Akis dunkle und schmerzhaftes Geheimnisse enthüllt. Übrigens gibt es hier auch den klischeehaften Werwolf an Kanas Seite, doch dieser ist kein erfolgloser Nebenbuhler, sondern ein richtig guter Freund, der ein bisschen Humor in die dramatische Story bringt.

Auch die berühmte Shojo-Mangaka Ema Toyama widmet sich in *Vampire Dormitory* Blutsaugern:

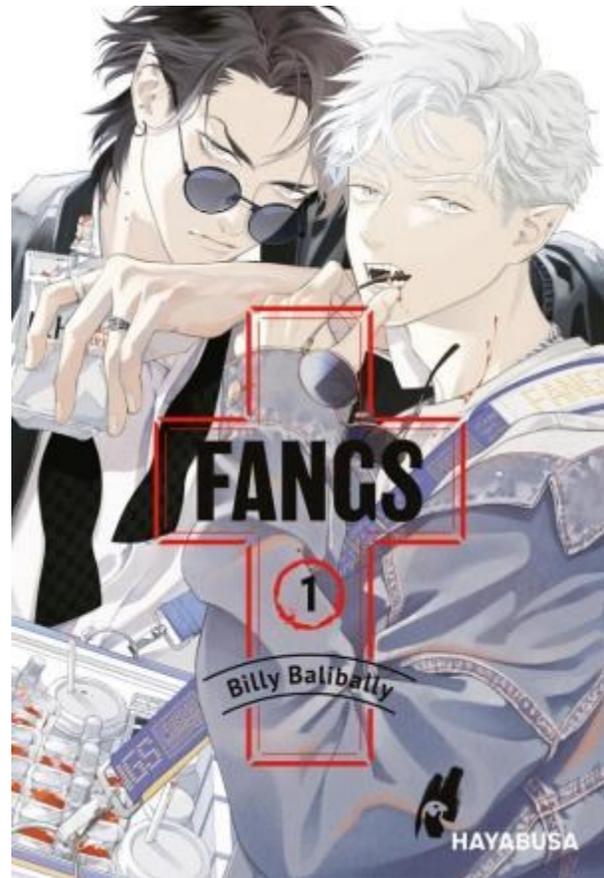
Waise Mito lebt als Junge verkleidet auf der Straße. Als sie in einem Restaurant Zuflucht sucht, schneidet sie sich an einer Glasscherbe – und erschrickt, als Restaurantbesitzer und Vampir Ruka ihr das Blut ableckt. Für Ruka schmeckt Mitos Blut bitter, doch da er kein Blut von Frauen trinken darf und Mito nicht als Mädchen erkennt, schließt er mit ihr einen Pakt: Blut gegen ein Zuhause. Ein süßes Verwirrspiel mit den gewohnt feinen, strahlenden Zeichnungen von Ema Toyama.

*Schattenarie* von Anne Delseit und Zofia Garden ist ein düsteres Juwel unter den deutschsprachigen Manga und ist kürzlich bei Carlsen in einer überarbeiteten Neuausgabe mit schicken neuen Covern erschienen. Der feine, detailverliebte Zeichenstil von Zofia Garden passt hervorragend zu der finsternen Vampirstory im Gothic-Stil. Ärztin Luca wird von einem Vampir zu Tode gebissen und von einem anderen Vampir durch eine Verwandlung gerettet. Sie hadert zunächst mit ihrer neuen Existenz und ekelt sich davor, Blut zu trinken. Doch bald beißt auch sie ungehemmt zu und genießt das Interesse zweier Männer, deren Schicksale auf tragische Weise verbunden sind. Mit den geschmackvollen Erotikszenen eignet sich der Manga ab 16 Jahren.

### Shonen Ai und Yaoi / Boys Love

Liebesgeschichten zwischen Männern sind bei Manga schon lange ein eigenes Genre, das viel Toxisches, aber auch so manch schöne Lovestory hervorgebracht hat. *Sayonara Red Beryl* von Atami Michinoku spielt in Japan 1968. Akihiko Kobayashi ist einsam, hat gerade seinen Job verloren und denkt ans Sterben. Er wird beinahe von herunterfallenden Eisenstangen erschlagen, doch ein Fremder rettet ihm das Leben und wird dabei selbst aufgespießt – allerdings macht ihm das überhaupt nichts aus, denn Kazushige Tsuda ist ein Vampir. Akihiko bietet ihm aus Dankbarkeit sein Blut an, doch Kazushige lehnt ab. Also besucht Akihiko ihn fortan regelmäßig, um für ihn zu kochen oder aufzuräumen. Nach und nach erfährt er dabei auch mehr von Kazushiges tragischer

Vergangenheit – und bemerkt, dass ihn der Gedanke, gebissen zu werden, sehr erregt. Eine schöne BL-Vampirstory in drei Bänden.



In *Fangs* von Billy Balibally veranstaltet die Vampirorganisation FANGS sogenannte »Pairing-Parties«, auf denen frisch verwandelte Vampire Partner finden sollen, die ihnen in ihrem neuen Leben zur Seite stehen. Außerdem gehen sie eine Blutpartnerschaft ein, was ihnen helfen soll, keine Menschen anzufallen. Jungvampir En wird von Ichii, einem Mitglied von FANGS, aufgefunden und erklärt diesen kurzerhand zu seinem Partner, da er bei seiner ersten Pairing-Party von allen Seiten bestürmt wird. Natürlich hat er Ichii nicht gefragt, trotzdem nimmt dieser ihn auf und führt ihn in die Welt der Vampire ein. *Fangs* ist ein humorvoller Boys-Love-Manga, der mit dem naiven En und dem anfangs missmutigen Ichii sehr gut unterhält. Dazu gibt es großartige Zeichnungen, die in dem Genre meist die Ausnahme sind. ♣

DuKé MacAbree®  
**Nosfera** DIE BOSE  
 VAMPOSE



**HEAVY  
 STUFF**



DER TYP DA IST NUR DER BÖSE ZWILLING VON DEM KERL, DEN IHR GLAUBT ZU ERKENNEN. WÄR'S DER ECHTE GEWESEN, WÄRE NOSFERA JETZT TOT.

# Macht, Moral und Mundraub

## Betrachtungen zum Vampirismus

von Friedhelm Schneidewind

### Einleitung

Vampirismus und Moral? (Wie) Passt das zusammen? Die Beantwortung dieser Frage hängt davon ab, wie ich Vampirismus definiere. Der Begriff »Vampir« ist relativ jung und erst seit etwa 1700 belegt für den polnischen und russischen Sprachraum, dort eingeschränkt auf den klassischen »wiederkehrenden Blutsauger«. Bei der damit verbundenen engen Definition kommt es vor allem auf die Eigenschaften *untot* und *blutsaugend* an: Als »(nach dem Volksglauben) Toter, der nachts als unverwester, lebender Leichnam dem Sarg entsteigt, um Lebenden, besonders jungen Mädchen, Blut auszusaugen, indem er ihnen seine langen Eckzähne in den Hals schlägt« – so definiert das Duden-Online-Wörterbuch den Vampir, als Herkunft wird »serbokroatisch« angegeben.<sup>1</sup>

Natürlich kann man sich auf diese klassischen Blutsauger beschränken, die nur des Nachts herumstreifen und vor Kreuzen oder Knoblauch zurückschrecken, von Sonnenlicht zerstört werden ... – also auf den »klassischen« Vampir, wie er vor gut 125 Jahren durch *Dracula* von Bram Stoker und seither durch zahlreiche Bücher und Filme bekannt wurde.

Ich arbeite mit einer umfassenderen Definition, die es erlaubt, mythologische, literarische, psychologische, soziale und sogar politische Aspekte einzubeziehen:<sup>2</sup>

- Ein:e Vampir:in im strengen Sinne ist ein verstorbener Mensch, der das Grab verlässt, um Lebenden Blut auszusaugen.
- Ein:e Vampir:in im allgemeinen Sinne ist ein Wesen, das entweder nach seinem Tod in seiner ehemaligen oder daran angelehnten Gestalt weiterexistiert oder aber seine Existenz erhält oder über das natürliche Maß hinaus verlängert bzw. das Altern aufhält, jeweils indem es sich der Lebenskraft lebender Wesen bedient.

Nicht das Bluttrinken ist also das Entscheidende beim Vampirismus. Es ist das parasitäre oder raubtierhafte Wieder- oder Weiterexistieren mit lebenden Wesen als »Energiespendern« (klassischerweise Menschen). Damit ist das Bluttrinken eingeschlossen. Die »spendenden« Wesen müssen aber nicht unbedingt sterben, sie bekommen evtl. gar nichts mit – oder spenden sogar aus freiem Willen Lebensenergie oder Blut, sind dann also keine »Opfer«, sondern freiwillig Mitwirkende in einem parasitären oder gar symbiotischen

<sup>1</sup> www.duden.de/rechtschreibung/Vampir. Das Wort wird meistens in der männlichen Form verwendet, die »Vampirin« taucht eher selten auf, häufiger wird sie als »weiblicher Vampir« bezeichnet. Der Duden hat zeitgemäß ein eigenes Stichwort: »Vampirin: (nach dem Volksglauben) Tote, die nachts als unverwester, lebender Leichnam ...«. Der Rest entspricht dem Vampir, und da auch die Vampirin »besonders jungen Mädchen« Blut aussaugt, sind wohl vor allem lesbische Vampirinnen wie Carmilla gemeint. www.duden.de/rechtschreibung/Vampirin. Beide eingesehen am 31.10.2023

<sup>2</sup> erstmals Schneidewind 1997 S. 19f.

Prozess, bspw. sind beide durch Liebe verbunden. Meine Definition schließt mythische, legendäre und Fabelwesen ebenso ein wie nicht-menschliche Wesen aus Märchen, Fantasy und Science-Fiction. Nicht einbegriffen sind leichenfressende Untote, also alle Arten von Ghoulen, bei denen Anthropophagie oder Nekrophagie das Entscheidende ist, Formen des Kannibalismus.

### Traditionen und Mythen mit Geschichte

Der Vampir ist keineswegs nur ein abendländisches oder gar christliches »Monster«: Es gibt Blutsauger-, Wiedergänger- und Untoten-Vorstellungen in Afrika und Indien, in Mexiko, China und Malaysia und bei den antiken Germanen, Griechen, Römern und Kelten.<sup>3</sup> Untote Blutsauger kommen in den Legenden nahezu aller Völker seit alters her vor, zumindest, wenn man den Begriff so weit fasst wie ich in meiner Definition.

Der »klassische« Vampir ist ursprünglich wohl in Bulgarien und dem Gebiet des heutigen Rumänien beheimatet, auch wenn es Vorfahren anderswo und erheblich früher gab. Der Vampirglaube ist dort seit Jahrhunderten und bis in unsere Zeit verbreitet; noch vor 200 Jahren grub man die Leichen von Kindern nach drei, die junger Leute nach fünf und alle anderen nach sieben Jahren wieder aus, um zu schauen, ob sie sich in Vampire verwandelt hatten. Waren die Leichen nicht vollständig verwest, wurden sie einem der zahlreichen »Reinigungsverfahren« unterzogen. Die Angst vor den »Untoten«, den »Wiedergängern«, ist in manchen Kreisen noch heute groß.<sup>4</sup> 1993 erzählte mir eine Frau in Sibiu (Hermannstadt), dass sich ihre Mutter 1985 die Gelbsucht geholt habe – beim Waschen einer Leiche, die ausgegraben worden war, um zu schauen, ob sie sich in einen Vampir verwandelt hatte. In Rumänien ist der Glaube an Vampire und Strigoi, an Werwölfe und Hexen noch lebendig; ein großer Teil zumindest der Landbevölkerung hat ein

für uns nahezu mittelalterlich anmutendes Weltbild, wie ich bei meinen Reisen feststellen konnte.

Die Vorstellung, Menschen könnten nach ihrem Tode nicht nur als Geist, sondern auch körperlich wiederkehren, ist zu allen Zeiten in den meisten Kulturen zu finden. Sie ist zugleich Ausdruck der uralten Sehnsucht des Menschen nach Unsterblichkeit, der Angst vor dem, was Menschen nach dem Tode erwartet, wie auch vor der Rache, der Wiederkehr der Verstorbenen. Verbreitet ist die Angst, die Toten seien noch mächtig. In manchen Kulturen kommen sie wieder, wenn sie zu früh verstarben, weil jedes Leben »zu Ende gelebt« sein will. Plötzliche Eingriffe, etwa Unfall, Mord und Selbstmord, unterbrechen den natürlichen Ablauf; die Seele findet im Grab keine Ruhe. Aber auch Menschen, die sich extrem Böses haben zuschulden kommen lassen und/oder mit »dem Bösen« im Bunde standen, können wiederkehren, oder solche, die noch eine Rache zu vollziehen haben. Hier ist oft der Vampirstand bzw. das dazu »Verdammtsein« mit Moralvorstellungen verbunden. Schließlich gibt es die Vorstellung einer unverschuldeten »Verdammung« zur Wiederkehr: durch fehlerhafte Trauer der Hinterbliebenen, durch die Geburt am falschen Tag oder Ort oder durch die falsche Todesart.

Aus dem Mittelalter sind die Nachzehrer in Hessen oder Schlesien bekannt, auch Gierhals, Gierrach, Totenküsser oder Dodelecker genannt, deren »Schmatzen im Grabe« man weithin hören konnte; sie verzehrten angeblich ihre Leichentücher und Teile ihres Körpers. Meist werden sie als harmlose, wenn auch quälende Plagegeister beschrieben, als Aufhocker oder Würger, sie fressen die Vorräte weg, ärgern die Haustiere oder machen einfach Lärm. Erst als Wiedergänger, die dann auch Blut saugten, wurden sie gefährlich. Oft wurde das erste Opfer einer Pestepidemie als Nachzehrer verdächtigt. Der Neuntöter in Island war allerdings sehr gefürchtet: Neun Jahre lang kam er

<sup>3</sup> ausführlich hierzu Schneidewind 2023

<sup>4</sup> ausführlich hierzu Kreuter

aus dem Grabe zurück, um sich gierig und boshaft für seinen vorzeitigen Tod zu rächen; eine Variante in Serbien ging so lange um, bis sie neun Verwandte getötet hatte.

Manche Wiederkehrer töten Menschen, um sie zu verspeisen, andere ernähren sich von Aas wie die orientalischen Ghoulé. Oft gab es die Vorstellung, dass Tote zu sexuellen Aktivitäten fähig seien; laut dem Talmud soll Herodes noch sieben Jahre lang mit seiner ermordeten Gattin geschlafen haben. In vielen Sagen und Märchen zeugen tote Männer oder gebären tote Frauen Kinder, oder tote Mütter kommen, um sie zu säugen. Die Grenze zu den Succubi ist so fließend wie die zur Nekrophilie.

Noch im späten 19. Jahrhundert wurden in den USA »Vampirhinrichtungen« vollzogen. 1913 gab es im preußischen Sensberg einen Prozess gegen Leute, die aus Vampirfurcht Leichen ausgegraben und geköpft hatten. Allerdings sollten wir »modernen Menschen« darauf nicht zu sehr herabschauen: Gegen manche Verschwörungserzählungen, die derzeit in unserem Land verbreitet werden, nimmt sich die Vorstellung von untoten Blutsaugern noch vergleichsweise logisch und nachvollziehbar aus.

Der moderne »Vampirkult« beginnt in Europa im frühen 18. Jahrhundert; zu seiner Verbreitung hat eine auch heute noch gefährliche Krankheit beigetragen: der Milzbrand.<sup>5</sup> 1725 starb in einem serbischen Dorf der Bauer Peter Plogojewitz, der angeblich nach seinem Tod als Vampir wiedergekehrt sein soll, den Tod mehrerer Menschen an einer unbekanntem Krankheit verursacht und einige davor sogar nachts besucht und gewürgt haben soll. Man öffnete sein Grab. Der Leichnam soll nicht verwest gewesen sein, an den Lippen sei frisches Blut gewesen. Man stieß ihm einen Pfahl durchs Herz

und verbrannte die Leiche. Der Bericht eines anwesenden Beamten der kaiserlich-österreichischen Reichsverwaltung sorgte für die erfolgreiche Suche nach ähnlichen Vorfällen in den Jahrzehnten zuvor. 1732 gab es dann einen riesigen Presserummel, als der österreichische Seuchenarzt Glaser Ergebnisse seiner Untersuchungen an ein Nürnberger Journal übermittelte. Er hatte 1731 eine angebliche »Vampir-Epidemie« bekämpft, indem zwei »Vampirinnen« gepfählt worden waren; viele Leichen wiesen angeblich Anzeichen von »Unverwestheit« auf, die die Ärzte damals nicht erklären konnten: »neue« Haut, »nachgewachsene« Finger- und Fußnägel sowie Haare, Fettleibigkeit bei vorher hageren Menschen, Schaum vor dem und Blut im Mund, manchmal Ächzen und Stöhnen bei der Pfählung und nicht selten bei Männern ein extrem erigierter Penis.

Danach gab es kein Halten mehr: Ein nahezu modern anmutendes Zusammenwirken von Politik, Medizin und Journalismus unterstützte die fast schon seuchenartige Verbreitung des Vampirglaubens. Nicht einmal 50 Jahre später gab es Dutzende »wissenschaftliche« Bücher zum Thema. 1772 machte sich Voltaire lustig über die Verbreitung dieses Aberglaubens: *»Ich gestehe, daß es ... Börsenspekulanten, Händler, Geschäftsleute gibt, die eine Menge Blut aus dem Volk herausaugen, aber diese Herren sind überhaupt nicht tot, allerdings ziemlich angefault. Diese wahren Sauger wohnen nicht auf Friedhöfen, sondern in wesentlich angenehmeren Palästen.«*<sup>6</sup>

Die Vorstellungen im Volksglauben sind sehr unterschiedlich: Der Vampir liegt tagsüber mit offenen Augen im Sarg, manchmal auch komplett in Blut eingetaucht. Er kann sich in verschiedene Tiere verwandeln, in Nebel, sogar in

<sup>5</sup> Ursache von Milzbrand (Anthrax) ist der Milzbrand-Bazillus (bacillus anthracis), der 1849 im Blut infizierter Schafe entdeckt wurde, dessen Rolle bei der Entstehung der Krankheit aber erst Robert Koch 1876 nachweisen konnte und der bis heute zu den gefährlichsten Erregern gehört. Aufgrund von geheimen Militärversuchen 1942/43 war Gruinard Island vor der Küste Schottlands bis 1990 militärisches Sperrgebiet. Noch Jahrzehnte nach dem Tod infizierter Tiere und Menschen kann die Erde hoch ansteckend sein. Nur mit hohen Penicillindosen ist die Krankheit zu bekämpfen und führt immer noch häufig zum Tode. Bei Tierärzten und ähnlichen Berufen ist Milzbrand als Berufskrankheit anerkannt.

<sup>6</sup> Sturm/Völker 482. François-Marie Arouet, genannt Voltaire (1694-1778), französischer Schriftsteller und Philosoph und bedeutendster Vertreter und Führer der europäischen Aufklärung, war meines Wissens der erste, der in Europa das Bild des Vampirs in der Politik verwendete. Karl Marx hat das Motiv aufgegriffen: »Der Kapitalist ist nur personifiziertes Kapital ... Das Kapital ist verstorbene Arbeit, die sich nur vampirmäßig belebt durch Einsaugung lebendiger Arbeit und um so mehr lebt, je mehr sie davon einsaugt.« (Das Kapital, Band 1, um 1850)

einen Heuschober. Er kann an senkrechten Wänden klettern, fliegen, auf den Strahlen des Mondlichtes reisen. Manchmal ist seine Stärke von den Mondphasen abhängig, hat er kein Spiegelbild, wird er von Sonnenlicht oder Wasser zerstört, kann kein fließendes Wasser überqueren und keine Nahrung zu sich nehmen. Oft wird ihm nachgesagt, er könne Menschen bezaubern und beherrschen, und nicht selten ist der Mythos des Vampirs mit dem des Gestaltwandlers verbunden. Auch mit der Sexualität wurde er schon immer in Verbindung gebracht; im Mittelalter wurden Frauen als Hexen hingerichtet, weil man annahm, sie hätten sich mit Vampiren gepaart.

In manchen Ländern war der Vampirglauben besonders verbreitet wegen der Lehre der orthodoxen Kirche, nach der Exkommunizierte nicht in den Himmel kommen, sondern unverwest im Grab liegen, bis der Bann von ihnen genommen wird.<sup>7</sup> Ein Fluch in der griechisch-orthodoxen Kirche lautete: »Nach deinem Tode sollst du in Ewigkeit nicht zu Asche werden, sondern unverweslich liegen.« (Meurer 1996, 22). Exkommunizierte, zum Islam Konvertierte, nichtehelich Geborene – jedem Menschen, der gegen die kirchlichen Gebote verstieß, drohte der Vampirstand. Hier wird besonders deutlich, wie sehr der Vampirstand mit Moral verbunden wurde (und wird)!

In der katholischen und protestantischen Kirche gab es immer wieder Versuche, den Vampirglauben zu bekämpfen. Der Benediktinermönch Dom Calmet versuchte um 1750 in einem umfangreichen Werk, den Vampirismus zu erklären als Einbildung aufgrund schlechter Ernährung und zu viel Opiumgenusses bei den Balkanvölkern. Tote erwecken könne nur Gott. Unterstützt wurde er von Benedikt XIV., dem einzigen Papst, der sich je zu Vampiren äußerte. Dieser, ein Bewunderer Voltaires, versuchte, die Priester davon abzubringen, den Aber-

glauben der einfachen Menschen zu fördern und dann für Exorzismus und Messen Geld zu kassieren. Doch er konnte sich nicht durchsetzen.

Schon zu Luthers Zeit heißt es in einem Tractat, Aberglaube und Hexenverfolgungen dienten nur dazu, »dass man die Leute damit schrecke und die Pfaffen gelt bekommen«<sup>8</sup>

### Medizinische und psychologische Ursachen

Es gibt neben Milzbrand noch andere medizinische Aspekte, die die Verbreitung des Vampirglaubens gefördert haben. Viele Krankheiten und Phänomene bestärkten die Menschen in ihrem Glauben an das Übernatürliche, an Wiedergänger und Untote und lieferten häufig scheinbare Belege. So geben die Vampirfledermäuse bei ihrem Biss oft Krankheiten weiter, u. a. die Tollwut. Diese war bis ins 19. Jahrhundert in Europa weit verbreitet; in Transsilvanien starben im 17. und 18. Jahrhundert bei Tollwut-Epidemien Zehntausende von Menschen. Weitere Krankheiten, die immer wieder als Erklärung für das Entstehen oder Verbreiten von Vampirlegenden herangezogen werden, sind die Tuberkulose (Schwindsucht), die kongenitale erythropoetische Porphyrie, die Erbkrankheit Xeroderma pigmentosa, bestimmte Formen der Epilepsie und einige andere selten auftretende Krankheiten; hinzu kommt der Scheintod.<sup>9</sup>

Dass Vampirmythen in altem oder neuem Gewand so verbreitet und erfolgreich sind, hat aber neben Religion und Mythologie auch in der Psychologie liegende Gründe: die Angst vor der Wiederkehr und/oder der Rache der Verstorbenen und deren Macht über das Grab hinaus, die Faszination der Unsterblichkeit und das extrem starke Motiv des Ausaugens.

Blutsaugen ist ein klassisches, nahezu archetypisches Sinnbild für die Ungleichgewichtigkeit

<sup>7</sup> In der katholischen Kirche hingegen ist dieser Zustand ein Zeichen für Heilig- oder zumindest Seligkeit.

<sup>8</sup> Auf Anfrage erklärten mir sowohl das Glaubensreferat der deutschen katholischen Bischofskonferenz wie die Evangelische Kirche in Deutschland und die Vereinigte Evangelisch-Lutherische Kirche Deutschlands, dass es Vampire im jeweiligen Glauben nicht gebe. Laut dem Neuen Testament ist dies eigentlich selbstverständlich: »Denn wer gestorben ist, der ist frei geworden von der Sünde« (Römer 6,7). Manche sehen übrigens Jesus Christus als eine Art Anti-Vampir an.

<sup>9</sup> ausführlich: Schneidewind 1999, 203 f.



Bild links: Illustration von D. H. Friston zur Geschichte *Carmilla*, ursprgl. veröffentlicht in der Literaturzeitschrift *The Dark Blue*, 1872  
Bild rechts: E-Book-Cover der Transkription von *Carmilla. Vampireskes Schauspiel nach Sheridan Le Fanu*, 2018

menschlicher Beziehungen, die allzu leicht zu einem »Aussaugen« des einen durch den anderen führt, symbolisiert durch den Verlust des seit alters her als Lebenselixier angesehenen Blutes.

»Man kann einen Vampir verstehen, ihn bemitleiden, ihm sogar verzeihen ... Sind wir denn nicht alle Vampire? Besteht nicht jede menschliche Beziehung in einem Geben und Nehmen, das, wenn es aus dem Gleichgewicht gerät, leicht zu einem Aussaugen des Anderen wird?« So überlegt das »Opfer« Laura in unserem Vampir-Theaterstück *Carmilla*.<sup>10</sup>

Häufig wird dem Blut eine besonderen Bedeutung zugesprochen. Im Hades warten die Schatten blutleer darauf, von Odysseus mit Blut gefüttert zu werden. In der Bibel heißt es: »Denn des Leibes Leben [die Seele] ist im Blut« (3. Mose 17,11) und »Das Blut ist das Leben« (5. Mose 12,23). Dass Opfer mit Jungfrauenblut von besonderem Wert sind, zeigt schon die Geschichte von Iphigenie in der *Ilias* – und

angeblich mögen manche modernen Vampire besonders gerne Jungfrauenblut, einige sind sogar davon abhängig und können ohne nicht »überleben«.<sup>11</sup>

Oft aber ist das Entziehen der Lebenskraft Hauptmotiv.<sup>12</sup> Manchmal kommt es durch das Saugen des Blutes zu einer Übertragung von Geist und/oder Seele über den Tod hinaus.

Ein weiteres starkes Motiv bei vielen Vampirmythen und -erzählungen ist die uralte Sehnsucht der Menschen nach Unsterblichkeit oder zumindest Langlebigkeit – diese finden wir schon im Gilgamesch-Epos. Zwar sind Vampir:innen keineswegs in allen Geschichten unsterblich oder auch nur langlebig, aber in den Volksmythen und -sagen der letzten Jahrhunderte und vor allem in Literatur und Film spielt die potenzielle Unsterblichkeit eine immer stärker werdende Rolle. Ist es nicht reizvoll, zumindest so lange zu leben, bis man gewaltsam getötet wird, freiwillig seine Existenz beendet oder die Welt ein Ende findet, also von

<sup>10</sup> Schneidewind/Schneidewind: *Carmilla* 2011, 59

<sup>11</sup> so Udo Kier im Film *Andy Warhols Dracula (Dracula vuole vivere: Cerca sangue di vergine)*, Italien 1973

<sup>12</sup> wie im Film *Begierde – The Hunger*, GB 1983, und der darauf aufbauenden gleichnamigen Serie (CAN/GB 1997–2000)

Alter und Krankheit verschont zu bleiben? Spätestens hier stellt sich die Frage nach der Moral. Kann Unsterblichkeit nur unter Aufgabe der eigenen Menschlichkeit erlangt werden? Die Frage ist stets die nach dem Preis. Nie wieder das Sonnenlicht zu sehen, auf menschliche Gesellschaft zu verzichten, als Mörderin gejagt oder verbannt zu werden – wie weit gehe ich, um Unsterblichkeit zu erlangen? Wieweit bin ich bereit, mich über gesellschaftliche Regeln, über religiöse Gebote und meine eigenen ethischen Maßstäbe hinwegzusetzen? Diese ethische Problematik stellt sich zumindest immer, wenn der oder die Betroffene über die Verwandlung selbst (mit-) entscheiden kann – und vor allem danach: Wie will ich als Vampir:in leben? Bin ich z. B. bereit, regelmäßig zu töten, um zu überleben?

### Was oder wer? Person oder Leiche?

Um das Verhalten eines Vampirs moralisch oder ethisch bewerten zu können, muss ich mir zunächst im Klaren sein, wie ich dieses Wesen einstupe. Denn es zur Verantwortung ziehen oder es auch nur moralisch bewerten kann ich seriös nur, wenn es sich um eine Persönlichkeit handelt, die über Entscheidungskompetenz verfügt.

In der modernen Ethik wird die Freiheit zur Entscheidung als universalisierbarer »Grundwert« angesehen (Pieper 16) – universalisierbar, weil es im Interesse eines jeden Menschen (auch wenn er »untot« ist) liegt, diese Freiheit für sich zu beanspruchen.<sup>13</sup> Und es gilt: »zum Bösen gehört, daß ausdrücklich und mit Nachdruck das Widergute an die Stelle des Guten gesetzt wird, das Gute also nicht nur verhindert, sondern in sein kontradiktorisches Gegenteil verkehrt wird« (ebd.).

Nur ein Wesen, das über die Freiheit zur Entscheidung verfügt, kann für sein Handeln verantwortlich gemacht werden. Die wesentliche Frage lautet also: Ist der Vampir der Mensch, der er war? Mit Persönlichkeit, mit Identität, mit

Kontinuität, mit freier Entscheidung zu Gut und Böse? Dann wäre er für seine Taten verantwortlich und zu verurteilen.

Aber vielleicht ist »der Vampyr ein Leichnam, den der höllische Geist beseelt, einen Lebenden zu schwerer Sünde zu verführen«, so 1869 die Zeitschrift »Geisterwelt«. Dann wäre der Vampir (nur) eine Hülle, besessen und unfähig, selbst zu entscheiden. Der ursprüngliche Mensch wäre unschuldig! Das sehen auch die christlichen Kirchen so: »Denn wer gestorben ist, der ist frei geworden von der Sünde« (Römer 6,7).

Wieso aber kann oder soll ich dann dieses Wesen bzw. seine Seele erlösen, wie es Bram Stoker am Beispiel von Lucy fordert? Der ursprüngliche Mensch ist ja weder schuldig noch ist seine Seele in Gefahr oder gar verdammt (vorausgesetzt, ich glaube überhaupt an die Existenz einer Seele und die damit verbundenen Folgen nach dem Ableben des Menschen). Ähnliche Beurteilungsprobleme wie im Christentum finden sich im Judentum und Islam.

Nehmen wir aber mal an, eine Vampirin sei immer noch der ursprüngliche Mensch, verwandelt in ein Wesen mit besonderen Fähigkeiten. Dann gilt zumindest in unserer Gesellschaft, dass dieser Mensch nicht nur moralisch be-/verurteilt werden kann, sondern auch rechtsfähig ist: »Die Rechtsfähigkeit des Menschen beginnt mit der Vollendung der Geburt.« (§ 1 BGB, Bürgerliches Gesetzbuch). Rechtsfähigkeit und Strafmündigkeit enden aber in der Regel mit dem Tode der Person. Was gilt nun bei Vampir:innen? Waren sie denn tot? Sind sie dann »neu-« oder »wiedergeboren?« Sind sie also strafmündig? (Interessanter Nebenaspekt: Können sie sich selbst beerben?)

Und ist das Töten eines Menschen durch einen Vampir überhaupt Mord? Könnte evtl. »Mundmord« als mildernder Umstand herangezogen werden?<sup>14</sup>

Aktuell lassen sich diese Fragen aus rechtlicher Sicht nicht beantworten. Die rein rechtliche,

<sup>13</sup> »Wer sie unvernünftigerweise (aber legitimerweise, es ist ja Ausdruck seiner Freiheit, die Freiheit abzulehnen) trotzdem partou nicht will, ist schließlich frei, sie aus der Hand zu geben (es wird sich schon jemand finden, der dies ausnützt).« (Weinreich 117)

<sup>14</sup> Ausführliche Erläuterung der verschiedenen Straftatbestände: Schneidewind 2022

schadensorientierte Betrachtung relativiert allerdings den Schrecken des Vampirs, der je nach Auffassung bzw. Glaube ja vor allem ein metaphysischer, ein spiritueller ist, bspw. durch die Bedrohung des Seelenheils. Denn nach verbreiteter Vorstellung bringt ein Vampir die Seelen der von ihm Umgewandelten der Verdammnis nahe und zwingt sie evtl. in die gleiche Sündigkeit, der er anheimgefallen ist.

»Wenn Du nicht an den Teufel glaubst oder an die Hölle oder zumindest an die Seele, hat der Vampir seinen Schrecken verloren. Er kann Deiner Seele nichts antun, wenn Du keine hast. Der Schrecken des Vampirs ist ein rein spiritueller. Ich als Agnostiker müsste den Vampir also nur fürchten als Mörder. Und da ist er gar nicht so schlimm oder effektiv. Wenn Dracula jede Nacht einen Menschen tötet, sind das in hundert Jahren noch nicht mal 40.000. Und so viel Kinder verhungern auf der Welt jeden Tag ... Ich gebe zu, das ist nicht ganz vergleichbar, aber es relativiert den Vampir doch ganz schön.« So argumentiert ein moderner Arzt in *Carmilla*.<sup>15</sup>

Ein weiterer wichtiger Aspekt: Wenn eine Vampirin nur tötet, um zu überleben – was tut sie dann anderes als ein Raubtier? Sie saugt ihre Beute aus und vermehrt sich. Ist das »böse«?

»... war *Carmilla* eigentlich ein Monster? War sie nicht in Wirklichkeit eine tragische Gestalt, ein Opfer? War sie nicht viel eher ein Raubtier als eine Mörderin?« Das fragt sich Laura in *Carmilla*, nachdem die Vampirin vernichtet worden ist.<sup>16</sup>

Wenn Vampir:innen nicht nur töten, um zu »überleben«, sondern auch weil es »Spaß« macht, ist das moralisch anders zu bewerten. In Literatur, Filmen, Games und Rollenspielen werden Menschen häufig als »Schlachtvieh« betrachtet, die Vampir:innen manchmal als »Herrenrasse«. Die moralische Verurteilung ist in diesem Fall wohl mehrheitsfähig, nicht

selten werden solche Wesen von ihresgleichen bekämpft.<sup>17</sup>

Wenn Vampir:innen existieren können, ohne lebende Menschen zu schädigen, etwa weil sie sich von Tierblut ernähren oder von freiwillig gegebenem Menschenblut, gibt es aus meiner Sicht keine moralischen Bedenken – zumindest nicht mehr als bei Menschen, die Tiere um ihrer Ernährung wegen schlachten. Strafrechtlich ist die freiwillige Gabe von Blut durch Menschen strafrechtlich zunächst ohne Belang. Bei größeren oder Dauerschäden kann es sich evtl. um ein Officialdelikt wie (schwere) Körperverletzung oder Körperverletzung mit Todesfolge handeln. Eine unfreiwillige Blutentnahme oder eine unter Vorspiegelung falscher Tatsachen kann rechtlich sanktioniert werden, wenn die Körperverletzung über »übliche« Sexualpraktiken hinausgeht.

Ich fasse zusammen: Von den Hauptmotiven, die Vampir:innen zu den verbreitetsten und bekanntesten mythischen Gestalten neben Drachen machen, gehören die Angst vor der Wiederkehr und/oder Rache der Verstorbenen und deren Macht über das Grab hinaus sowie die Faszination der Unsterblichkeit und das Motiv des Aussaugens.

Wie die vor allem mit Letzterem verbundenen ethischen Fragen zu beantworten sind, das können und müssen die Betroffenen jeweils für sich entscheiden. †

*Literaturverzeichnis, s. S. 179*

<sup>15</sup> Schneidewind/Schneidewind: *Carmilla* 2011, 38

<sup>16</sup> Schneidewind/Schneidewind: *Carmilla* 2011, 59

<sup>17</sup> Ein paar Beispiele: George R.R. Martin: *Fiebertraum* (*Fever Dream*, 1982); Barbara Hambly: *Jagd der Vampire* (*Those Who Hunt the Night*, 1988, und 7 Folgebände); Laurell K. Hamilton: *Bittersüße Tode* (*Guilty Pleasures*, 1993, und zahlreiche andere Bände der Anita-Blake-Reihe); Stephenie Meyer: *Bis(s)-Tetralogie* (*The Twilight Series*, 2005–2008); Filme: *Bloody Mary* (USA 1992), *Blade* (USA, 3 Filme 1998–2004), *Underworld* (USA, 5 Filme 2003–2016)

- Almond, Philip C.: *Jenseits. Eine Geschichte des Lebens nach dem Tode*. Darmstadt 2017
- Alpers, Hans Joachim; Fuchs, Werner; Hahn, Ronald M.: *Lexikon der Horrorliteratur*. Wuppertal 1999
- Angenendt, Arnold: *Geschichte der Religiosität im Mittelalter*. Darmstadt 1997
- Aster, Christian v.: *Horror-Lexikon. Von Addams Family bis Zombieworld. Die Motive des Schreckens in Film und Literatur*. Berlin 1999
- Bandini, Ditte und Giovanni: *Das Vampirbuch*. München 2008
- Begemann, Christian: *Dracula unbound. Kulturwissenschaftliche Lektüren des Vampirs*. Freiburg/Berlin/Wien 2008
- Biedermann, Hans: *Dämonen, Geister, dunkle Götter. Lexikon der furchterregenden mythischen Gestalten*. Bindlach 1989
- Borrmann, Norbert: *Vampirismus oder die Sehnsucht nach Unsterblichkeit*. München 1998
- ders.: *Lexikon der Monster, Geister und Dämonen*. Berlin 2000
- Braun, Christina von (Hrsg.): *Mythen des Blutes*. Frankfurt a. M./New York 2007
- Brittnacher, Hans Richard: *Ästhetik des Horrors. Gespenster, Vampire, Monster, Teufel und künstliche Menschen in der phantastischen Literatur*. Frankfurt/M. 1994
- Bunson, Matthew: *Das Buch der Vampire. Von Dracula, Untoten und anderen Fürsten der Finsternis. Ein Lexikon*. Bern/München 1997
- Copper, Basil: *Der Vampir in Legende, Kunst und Wirklichkeit*. München 1974/Leipzig 2005
- Farson, Daniel: *Vampire und andere Monster*. Frankfurt/M. 1978
- Franz, Angelika; Nösler, Daniel: *Geköpft und gepfählt. Archäologen auf den Spuren von Untoten*. Darmstadt 2016
- Gebhard, Harald; Ludwig, Mario: *Von Drachen, Yetis und Vampiren. Fabeltieren auf der Spur*. München 2005
- Gottschalk, Herbert: *Sonnengötter und Vampire*. Berlin 1978
- Hall, Angus: *Bestien, Scheusale und Monster*. Frankfurt/M. 1979
- Heitz, Markus: *Vampire! Vampire!*. München 2008
- Jänsch, Erwin: *Vampir-Lexikon*. Augsburg 1996
- Klanczay, Gábor: *Heilige, Hexen, Vampire. Vom Nutzen des Übernatürlichen*. Berlin 1991
- Klell, Christine; Deutsch, Reinhard: *Dracula. Mythen und Wahrheiten. Ein Handbuch der Vampire*. Wien 2010
- Klewer, Detlef: *Die Kinder der Nacht. Vampire in Film und Literatur*. Frankfurt/M. u. a. 2007
- Köppel, Rainer M.: *Der Vampir sind wir. Der unsterbliche Mythos von Dracula bis Twilight*. Salzburg 2010
- Kreuter, Peter Mario: *Der Vampirglaube in Südosteuropa*. Berlin 2001
- Kroner, Michael: *Dracula. Wahrheit, Mythos und Vampirgeschäft*. Heilbronn 2005
- Kührer, Florian: *Vampire – Monster – Mythos – Medienstar*. Kevelaer 2010
- Lecouteux, Claude: *Die Geschichte der Vampire. Metamorphose eines Mythos*. Düsseldorf/Zürich 2001
- Lurker, Manfred: *Lexikon der Götter und Dämonen*. Stuttgart 1984
- Meurer, Hans: *Der dunkle Mythos*. Schliengen 1996
- ders.: *Vampire. Die Engel der Finsternis. Der dunkle Mythos von Blut, Lust und Tod*. Freiburg i. Br. 2001
- Müller, Ulrich; Wunderlich, Werner (Hrsg.): *Dämonen Monster Fabelwesen*. St. Gallen 1999
- Papirowski, Martin; Wagner, Luise: *Draculas Schatten. Fahndung im Reich der Finsternis*. In Kirchner, Gottfried: *Terra X. Schatzsucher, Ritter und Vampire*. München 1997. 148–207
- Petzold, Dieter (Hrsg.): *Der Vampir. Von der Dämmerung der Gothic Novel bis zum Morgen-Grauen des Teenieromans*. Moers 2009
- Piarius, Frater: *Vampire und Blutrituale*. Leipzig 2003
- Pieper, Annemarie: *Gut und Böse*. München 1997
- Prüssmann, Karsten: *Die Dracula-Filme. Von Friedrich Wilhelm Murnau bis Francis Ford Coppola*. München 1993
- Rosenzweig, Tabea; Koenig, Sergej: *Das Buch der Dämonen. Monster, Geister, Schattenwesen*. Köln 2002
- Schaub, Hagen: *Blutspuren. Die Geschichte der Vampire. Auf den Spuren eines Mythos*. Graz 2008
- Schneidewind, Friedhelm: *Dracula lebt. Spekulationen über die biologischen Grundlagen des real existierenden Vampirismus*. in: ... wie schmelzen deine Blätter. Saarbrücken 1993. 87–105
- ders.: *Das kleine Vampyr-ABC*. Saarbrücken 1997
- ders.: *Das Lexikon rund ums Blut*. Berlin 1999
- ders.: *Das Lexikon von Himmel und Hölle*. Berlin 2000
- ders.: *Mythologie und phantastische Literatur*. Essen 2008
- ders.: *Liebe mit Biss. Romantische Frauen und ihre Abkömmlinge in der modernen Vampirliteratur*. in: Thomas Le Blanc, Bettina Twrsnick (Hrsg.): *Romantische Frauen. Die Frau als Autorin und als Motiv von der Romantik bis zur romantic fantasy*. Tagungsband 2009. Phantastische Bibliothek. Wetzlar 2011. 131–151
- ders.: *Blutdurst*. in: Friedhelm Schneidewind: *Visionen zu Mitteleerde*. Saarbrücken 2012. 75–87
- ders.: *Mord und Totschlag in Mitteleerde*. in: Thomas Fornet-Ponse et. al. (Hrsg.): *Brücken und Grenzen – Tolkienforschung in den DACH-Ländern*. Hither Shore 17. Das Jahrbuch 2020 der Deutschen Tolkien Gesellschaft. Essen 2022. 162–190
- ders.: *Vampirismus in der Antike*. in: Michael Kleu (Hrsg.): *Antikenrezeption im Horror*. Essen 2023. 72–94
- Schneidewind, Friedhelm und Ulrike (heute Grimm): *Carmilla. Vampireskes Schauspiel nach Sheridan Le Fanu*. Saarbrücken 1994. Aktualisierte Neuauflagen: Saarbrücken 2001 und 2011. E-Book: Mannheim 2018
- Schury, Gudrun: *Lebensflut. Eine Kulturgeschichte des Blutes*. Leipzig 2001
- Steinhauer, Eric W.: *Vampyrologie für Bibliothekare. Eine kulturwissenschaftliche Lektüre des Vampirs*. Hagen-Berchum 2011
- Stoker, Bram (Abraham): *Dracula*. Große kommentierte Ausgabe. Hrsg. von Leslie S. Klinger. Berlin 2019
- Sturm, Dieter; Völker, Klaus (Hrsg.): *Von denen Vampiren oder Menschengaugern. Dichtungen und Dokumente*. München 1967/Frankfurt/M. 1994/Wiesbaden 2006
- Summers, Montague: *The Vampire. His Kith and Kin*. New York 1960 (London 1928)
- Thorne, Tony: *Kinder der Nacht. Die Vampire sind unter uns*. Berlin 2002
- Weinreich, Frank: *Ethos in Arda. Charakteristika der Ethik in Mitteleerde*. in: Thomas Honegger et. al.: *Eine Grammatik der Ethik. Die Aktualität der moralischen Dimension in J. R. R. Tolkiens literarischem Werk*. Saarbrücken 2005. 111–134
- Zondergeld, Rein A.; Wiedenstried, Holger E.: *Lexikon der phantastischen Literatur*. Stuttgart/Wien/Bern 1998

# Dracula gehört den Rumänen

Dana Grigoreea: Die nicht sterben

von David A. Lindsay

Ich habe das Buch gelesen. Natürlich! Und dann gleich wieder. Immerhin! Man sagt ja, ein wirklich gutes Werk offenbare sich erst nach mehrfachem Lesen. Vergeblich! Mit dem Hörbuch lange in die dunkle Nacht gelauscht. Traumhaft! Die sieben Siegel taten sich mit leisen Trompetenklängen um ein Weniges auf, aber mir kommen Zweifel, ob ich für moderne kulturapokalyptische Literatur taue. Dennoch! Der original-transsilvanische Dracula hielt mich fest in seinen Klauen gefangen.

Ist *Die nicht sterben* also ein Vampirroman? Ganz sicher. Aber nicht, was wir gewohnt sind. Langsam. Und alles der Reihe nach. Wobei mich die Autorin gelehrt hat, »dass jegliche Reihenfolge einen Sinn ergibt, da es nicht um Ursache und Wirkung geht, sondern nur um eines: Schicksal« (S. 59). Was braucht es also einen plausiblen Anfang, einen stringenten Erzählfaden oder gar ein stimmiges Ende? Das Schicksal selbst ist allgegenwärtig, und nur die Poesie kann es in seinen unendlichen Dimensionen fassen. Vielleicht sogar nur das reflektierende Spiegeln in den Augen des Selbstportraits – ein Motiv, das uns in dem Roman genauso stetig begleitet wie Vlad III. als gerechter Rächer.

Nun aber wirklich zuerst das, was sich ohne tiefere Deutungsversuche sagen lässt.

## Die Erzählung in der richtigen Reihenfolge

### *Befremden*

Eine Rumänin, aus deren Feder wir alles erfahren (nur nicht ihren Namen), verbringt in ihren Sommerferien Tage ungezwungener Kindheit im kommunistischen B., einem bei den Bukarestern beliebten Ferienort. Die Kleinstadt liegt in der Nähe von Braşov am Fuße des malerischen Bucegi-Gebirges im Prahovatal zwischen Sinaia und Buşteni (=B.). Zeitlich zu verorten ist der Anfang der Erzählung in den 80er Jahren des letzten Jahrhunderts. Tante Margot, von der Erzählerin liebevoll Ma-Margot genannt, mietet dort regelmäßig die Villa ihres enteigneten Vaters und macht Gesellschaft. Nach dem Studium der Malerei in Paris kehrt die junge Frau 2004, also drei Jahre vor der Aufnahme Rumäniens in die EU (S. 41), zurück und findet alles anders, »fremd, fast unkenntlich« (S. 45) vor. Die mondänen Gebäude aus den vorherigen Jahrhunderten verfallen. Betonruinen zeugen von einem gescheiterten Neuanfang und wirtschaftlicher Rezession. Obwohl die Diktatur Ceauşescus vor 15 Jahren (1989) endete, gibt man immer noch dem Kommunismus die Schuld, der »die Menschen verstümmelt, ihnen jeden Sinn für das Schöne

und Gute genommen« (S. 43) habe.

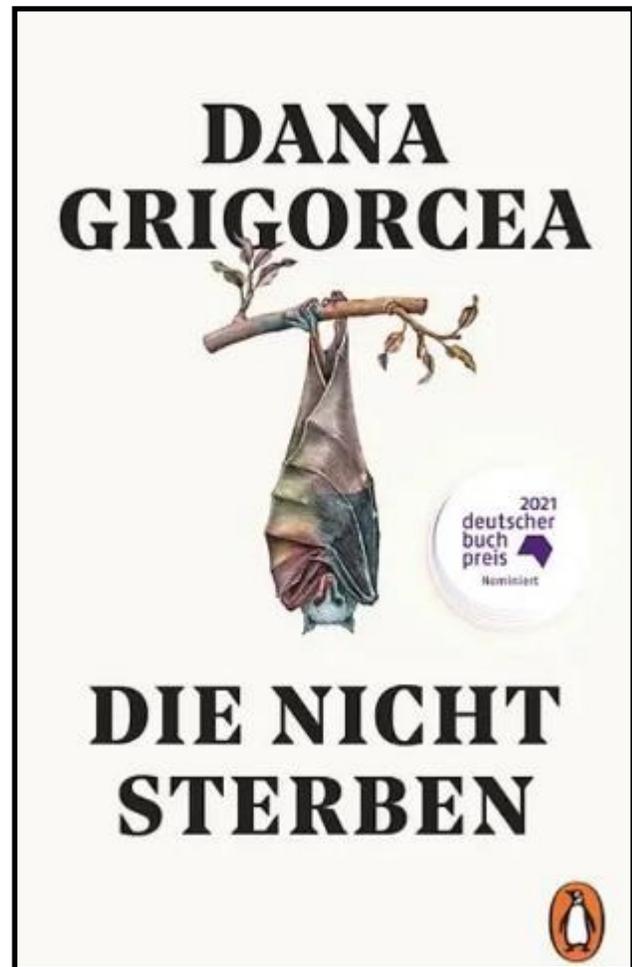
Enttäuscht und desillusioniert von einer schönen Kindheitserinnerung will sie am nächsten Tag wieder abreisen. Doch in dieser Nacht verändert sich alles: Fledermäuse, ein Schrei, der das Blut gefrieren lässt, dann eine menschenähnliche Kreatur in Schwarz, klauenbewehrt, die eidechsenartig mit dem Kopf nach unten an der Hausmauer läuft und mit einem wollüstigen Lächeln zu ihr heraufschaut. Sie begegnet jenem Wesen, das Bram Stoker 120 Jahre zuvor als Dracula (Bram Stoker, *Dracula*, S. 57) mit fast identischen Zügen erschaffen hatte. »Du?« (S. 48) sagt jemand verwundert, als wären die beiden alte Bekannte ...

### *Tod und Grab*

Die junge Malerin bleibt nach diesem Erlebnis in B. wie ein (S.16) »Kaninchen vor der Schlange« (oder kehrt zumindest immer wieder dorthin zurück). Ohne Lesehinweis macht die Erzählung einen Sprung zu den dramatischen Ereignissen des Jahres 2018, dem hundertjährigen Jubiläum des Landes (S. 113, 116). Eine illustre Gesellschaft aus Verwandten und Hausgästen wandert auf den Hausberg. Ein Zweieinhalbtausender, hitzige Gespräch, ein schmaler Pfad, und eine Cousine von Tante Margot stürzt unvermittelt in die Tiefe. Auf den tödlichen Unfall folgen östlich-orthodoxe Trauerrituale, abergläubische Umtriebe der Hausangestellten, die Begehung der Familiengruft – man muss ein Plätzchen freiräumen –, bis unsere unerschrockene Rumänin tief in der Gruft eine Grabplatte aus dem 15. Jahrhundert entdeckt, geziert mit dem Symbol des Ordo Draconis (»Drachenorden«).

In der darauffolgenden Nacht wird sie im Traum gerufen ...

Am nächsten Tag ist die Beerdigung. Doch als die verunglückte Großtante zu Grabe getragen werden soll, liegt auf eben jener mit einem Drachen gezierten Platte ein toter Mann, gepfählt wie in den alten Tagen von Vlad Țepeș, dem Pfähler.



© Covergrafik: Penguin House

### *Verwandlung und Hingabe*

Der Alt-Bürgermeister Sabin, als schlimmer Wendehals und notorischer Wahlbetrüger skizziert, der sich zu allen Zeiten seinen Vorteil zu sichern wusste, ruft das Nationalheiligtum aus und wärmt die gescheiterten Pläne zu einem Dracula-Themenpark auf. Überall in den modernen Medien verbreitet sich die Nachricht vom Grab des historischen Vlad III., der gepfählte Mann wird identifiziert (eine Jugendliebe unserer Erzählerin), der Ort wird digitalschnell berühmt – ein »Kirmes«, der Jahrmarkt um Dracula beginnt und zieht seine Besucher an. Die alte Telefonzelle mutiert bizarr zur Bibliothek für Vampirliteratur – ein nettes Detail. Stephenie Meyers *Twilight*, der bekannteste moderne Vampirzyklus, gelangt in Ma-Margots Hände, und sie lächelt über die fortwährende »peinvolle Enthaltsamkeit« (127) in diesem Werk – das wird uns Dana Grigorcea bei ihrer Protagonistin ersparen.

Denn unsere Erzählerin hört indessen auf zu essen (S. 95), hält mit jedem Atemzug aus der Wasserpfeife die Zeit an (S. 97), treibt sich bei Dunkelheit im Wald herum, ihre Sinne geschärft wie bei den Tieren der Nacht (S. 108). »Von Nacht zu Nacht fühlte ich eine Macht, eine unbestimmte Kraft in mir wachsen« (S. 129), »meine Wirbel knackten«, und die »Verwandlung« (S. 133) nimmt ihren Lauf. Sie spürt eine »gewaltige Abneigung gegen B. und gegen die Welt« (S. 139), eine Wut steigt in ihr auf gegen alle Wesen, »ihre dunklen Absichten, die Habsucht, die Hinterhältigkeit, den unablässigen Trieb, zu ergattern und zu morden«.

All das und ein wollüstiges Sehnen entlädt sich in einer Liebesnacht mit Vlad Dracula, der in »Mannesgestalt« über sie kommt (S. 150 ff.). Weihrauch, Kellermief, ein lauwarmer Körper und dennoch »ungestillte Sehnsucht« und Ekstase. Sie beißt ihn in die Brustwarze, trinkt sein Blut. »Wir sîn gelichen blutes«, sagt er und entschwindet, sie packt sein schwarzes Gewand und greift nur Rauch ...

Die Verwandelte bedient sich ihrer neuen »Macht« (S. 154), erlegt den nächstbesten Hirsch als Blutmahl, fliegt auf das Gipfelkreuz des Hausberges (»Caraiman«, ein Ort der rumänischen Heldenverehrung), heult bestialisch, saust hernieder und kreist über dem Land, das ihr fremd geworden ist, verunstaltet scheint. Müsste sie nicht wie ihr großer Vorfahre, wie die einstigen Helden erbarmungslos alle Korruption und Misswirtschaft zerschlagen? »Hier bin ich, Fürst« (157) ruft sie ihm zu und spürt ihn über sich ...

### *Vlad III – der rumänische Dracula*

Innerlich vereint mit ihrem Vorfahren erzählt sie die Geschichte Vlads III und malt Touristen im Stil des bekannten Portraits. Für Dracula-Kundige, die sich mit den historischen Hintergründen beschäftigt haben, sind die Geschichten nichts neues, aber nett dargeboten.

Vlads Vater gehörte dem Drachenorden an,

einer Gemeinschaft von Kämpfern gegen den Islam, daher der Beiname »Dracula«. Im Jungalter wird er von eben diesem Vater als Unterpand für den Frieden dem osmanischen Sultan überlassen. 1456 gelangt er im Alter von 25 Jahren zur Herrschaft, geht gegen die bestechlichen Adligen (Bojaren) seiner Zeit vor und merzt Betrug, Bettelei und Ehebruch mit gleicher Unnachgiebigkeit aus, wie er unerbittlich gegen die Osmanen zu Felde zieht: Abertausende werden für ihre Vergehen oder als Feinde gepfählt. Vlad wird trotz seiner Brutalität zum Helden und Sinnbild für Moral und Freiheit. Nicht er war das Monster, sondern die Welt selbst war so boshaft, dass sie als Drache besiegt werden musste. Vlad Țepeș (gespr. *Tschepesch*), der Pfähler, gab den Menschen als Rückgrat »den Pfahl« (S. 192).

Schließlich malt sie sich selbst im Bildnis Draculas und findet ihr eigenes Ich nicht mehr im Spiegel. Die Vereinigung mit ihrem Ahnen ist abgeschlossen.

### *Die Rächerin und ihr Ende*

Noch einmal liebt sie Dracula, schiebt ihn von sich und geht auf ihren eigenen Rachefeldzug: In der Nacht brennt der Kirmes in B. und viele leerstehende Häuser – Brandstiftung. Und der Rummel endet. Dem korrupten Exbürgermeister erscheint sie und erpresst von ihm das Geständnis, wer den armen Mann, ihre Jugendliebe gepfählt hat, packt den lausigen Altkommunisten und zerrt ihn durch die Lüfte, will ihn bestrafen und lässt dann beim anbrechenden Tageslicht von ihm ab.

Das Ende ist nüchtern und bricht mit allem, was Dracula versinnbildlicht: »Wann ich aufhörte, ein Vampir zu sein, weiß ich nicht« (S. 259). Unsterblichkeit, zu ewigem Leid und Bösem verdammt, »die Übel der Welt ins Unermessliche steigern« (*Dracula*, S. 315), das wäre angesagt. Wie banal und enttäuschend wirkt dieses aktive Beenden des Vampirdaseins ...

War es ihre eigene Wahl? Wurde sie gar nicht gebissen und infiziert? War es nur gleichen

Geistes und nicht gleichen Blutes? Nur ein Aufwallen der erregbaren Malerinnenseele, ein Aufbegehren gegen die Schlechtigkeit der modernen rumänischen Realität?

### Ein Melange aus historischer Realität und assoziativer Poesie

Meine Zusammenfassung versucht, eine Stringenz aufzubauen, die in der Erzählführung selbst nur leidlich durchschimmert. Manchmal grenzen die Sprünge ins Fantastische sogar an eine systematische Verweigerung von »Reihenfolge«. Wir erinnern uns, dass es darauf nicht ankommt. Auf was dann? In welchen Deutungsrahmen lässt sich der Roman einordnen?

Man merkt den gängigen Rezensionen an, dass die Verfasser weder mit fantastischer Literatur noch mit Horrorromanen vertraut sind, wenn sie gar grausame Details beklagen oder despektierlich mit dem Etikett »Schauerroman« oder »Fantasy« liebäugeln. Beiden Genres verweigert sich der Roman.

Die vergleichsweise sparsamen Gruselemente des Schauerromans nutzt Dana Grigorcea nicht im Sinne einer »Angst vor dem Unbekannten« (H.P. Lovecraft, *Die Literatur der Angst*, S. 7), sondern im Gegenteil. Die Realität der rumänischen Gesellschaft lässt sie erschauern, und das Böse scheint so vertraut und nah, geht unter die Haut wie beim Biss, lässt gefrieren und untot werden ...

Auch die Gattung Fantasy will nicht passen. Typischerweise erscheinen in der Fantasy, die in der Gegenwart spielt (genannt »Urban Fantasy«), Alltagsrealität und Übernatürliches in einer so engen und logischen Verquickung, dass die Fiktion real erscheint. Weil das Publikum am Ende des vorletzten Jahrhunderts noch nicht daran gewöhnt war, verlieh Bram Stoker seiner Dracula-Geschichte den wissenschaftlichen Nimbus eines »Tatsachenbericht(s)« (*Dracula*, S.10), der keine »Verzerrung vergangener Ereignisse aufgrund von Gedächtnisirrtümern« birgt.

Dana Grigorceas Vampirroman löst dieses Prinzip auf. Die Fantasie selbst steigt zu poetischer Dimension auf und spielt mit dem Material um den historischen Vlad und den fiktiven Dracula.



© Foto: Mardiana Sani

### Dana Grigorcea

Dana Grigorcea wurde 1979 in Bukarest geboren, sie ist Germanistin und Niederlandistin und lebt seit vielen Jahren mit ihrer Familie in Zürich. Die Werke der rumänisch-schweizerischen Schriftstellerin wurden in mehrere Sprachen übersetzt und vielfach ausgezeichnet, u. a. mit dem 3sat-Preis beim Ingeborg-Bachmann-Wettbewerb.

Ihr Roman *Die nicht sterben* wurde 2021 für den Deutschen Buchpreis nominiert und 2022 mit dem Schweizer Literaturpreis ausgezeichnet. Dana Grigorcea ist Trägerin des rumänischen Kulturverdienstordens im Rang einer Ritterin.

Zuletzt erschien 2024 der Roman *Das Gewicht eines Vogels beim Fliegen*.

<https://www.grigorcea.ch>

### Vlad-Historik und Dracula-Poesie

Die Nacherzählung nur einzelner Geschichten um Vlad III. wirkt eklektizistisch, aber die zeitgenössische Quellenlage ist nun mal unterschiedlich und interpretationsbedürftig. Trotzdem entsteht in diesen Passagen ein Bild in meinem Kopf, nicht von der schillernden historischen Persönlichkeit des 15. Jahrhunderts, wohl aber von einem Mann mit hehren Prinzipien, der ungehemmt und frei von menschlichen Regungen agiert.

Wie ist er zu Dracula geworden? Nur in der Literatur. Warum ersteht er aus dem Grab? Weil viele Orte in Rumänien zum Touristenfang einen Kult um ihn machen. Laut der Autorin wird ein Ruf nach dem starken Mann in Rumänien wie überall laut, »der fast schon morbiden Lust, sich einem starken Herrscher hinzugeben.«

Reicht das? Tatsächlich war Vlad III. gerade mal 7 Jahre Woiwode der Walachei und konnte die Jahrhunderte andauernde Tributpflicht dieses Landstrichs an die Osmanen nicht verhindern, dennoch hat ihn die kommunistische Geschichtsschreibung zum Helden erkoren. Das Auffinden seines Grabes wäre eine echte Sensation: ein Ort der Heldenverehrung und ein Mekka für Vampirfans. Aber natürlich ist dies Fiktion. Pläne, einen Dracula-Themenpark zu bauen, gab es dagegen an verschiedenen Orten in Rumänien. Gescheitert sind sie meines Wissens nach alle.

Vlad als Dracula, wie er in der Erzählung erscheint, ist nicht zum Gruseln, wirkt auch nicht lächerlich, eher schlicht skurril. Mir hat es gefallen, mit der verwandelten Erzählerin über das Gebirge zu fliegen, Blut zu saugen, den Altkommunisten zu peinigen usw., weil ich es als das nehmen konnte, was es ist: Fantasie. Keine Mystik, kein Erschaffen einer eigenen Welt, sondern Traum und Fiktion. Denn die Regeln eines Weltenbaus durchbricht sie ständig, indem vieles unauflösbar bleibt. Es wirkt mystisch, fügt sich aber nicht zu einem Ganzen.

*Die nicht sterben* ist ein Vampirroman, ja, aber

eben keine Neuinterpretation des Genres, nur ein poetisches Spiel, schön anzuschauen.

### Kulturapokalyptische Dimension im Selbstportrait

Als Malerin pinselt uns die Erzählerin auch Impressionen der rumänischen Gesellschaft: Altbürgermeister Sabin ist ein gieriges Ekel; sein Sohn mit seinem gedankenlosen Weiter-so büßt seine Ignoranz mit dem Tod; die feine Gesellschaft um Tante Margot lebt in einer Sprache der Vergangenheit, klagt über die postkommunistische »Nomenklatura« (das Wort musste ich nachschlagen) und die Unterschiede innerhalb Europas.

Trotz des Beitritts in die EU hat sich Rumänien im Gegensatz zu Ostdeutschland nur sehr schleppend aus der Misswirtschaft befreit. Korruption scheint an der Tagesordnung. Die namentlich im Roman erwähnte Firma *Schweighofer Holz* steht tatsächlich unter Verdacht. Durch Korruption in höchsten Kreisen soll aus Europas größten Urwäldern mehr Holz illegal als legal geschlagen werden.



Porträt Vlads III. Drăculea (spätes 16. Jahrhundert, Schloss Ambras Innsbruck)

Das alles wirkt wie Sozialkritik mit dem Hang zum Kulturpessimismus. Aber für mich entsteht hier kein zusammenhängendes Bild, allemal ein Interesse, sich mehr mit den rumänischen Verhältnissen zu beschäftigen. Sollte das der Zweck sein, dann hätte das Buch ihn nur unbefriedigend erfüllt. Natürlich ist ein Roman keine Reportage, aber wenn die mit Worten Malende wie die Maler selbst »feine Seismografen der Gesellschaft« (S. 37) sein sollen, dann würde ich klarere Konturen erwarten.

Die verstreuten Passagen über das bestimmende Mal-Motiv, das Selbstportrait, musste ich mehrfach lesen, um die Sinnbildlichkeit zu erfassen. Das bekannte Portrait von Vlad III wird lange beschrieben (S. 31 ff.); in diesem Stil malt unsere Erzählerin sich und andere Touristen. »Jeder durfte seine Ähnlichkeit zu Dracula erfahren« (S. 167). Sie selbst verliert dabei ihr Spiegelbild – die Selbstreflexion! Dem Vampir ist das Spiegelbild verweigert, der Blick in die eigenen Augen, die Selbsterkenntnis, und damit beginnt das eigentlich Böse. Und man hört den Appell: Frage dich selbst, wer du bist. Vielleicht eine Bestie? Ist der eigene Blick aber nicht verstellt, besteht Hoffnung: Das ist »die beste Art, das Leben zu feiern: die Freude am eigenen Blick« (259).

### **Fazit: Unbefriedigt in Draculas Fängen, aber großartig**

Das Buch beschäftigt mich, aber es lässt mich unbefriedigt zurück, was vielleicht gar nicht schlecht ist.

Dana Grigorceas *Die nicht sterben* ist zu vielschichtig, um eingängig zu sein, eine intellektuelle Auseinandersetzung, aber nicht immer ein richtiger Lesegenuss, dafür ist auch die Sprache oft etwas zu verkünstelt, die Andeutungen und assoziativen Sprünge zu häufig. Weniger poetische Hermetik und etwas mehr konsistenter Weltenbau wie in guter Fantasy-Literatur wäre vielleicht zuträglich gewesen. Zudem ist es schön, dass die in Rumänien geborene Autorin das dichterische Erbe nicht

nur für das Land reklamiert, sondern geradezu okkupierrt, indem sie Stokers Dracula wieder als Gestalt der Rumänen zurückdeutet. Dracula gehört den Rumänen genauso wie das Holz aus den Karpaten.

Liebe Fantasy-Fans, was soll ich sagen? Wagt euch an dieses Buch und genießt den skurrilen Dracula. Immerhin stand das Buch auf der Longlist des Deutschen Buchpreises 2021 und erhielt 2022 den Schweizer Literaturpreis. Ich danke Dana Grigorcea sehr für das großartige Leseerlebnis.

Und umgekehrt sagt die Schriftstellerin über diese Buchbesprechung: »Herzlichen Dank, dass Sie mich gelesen und so seriös besprochen haben! Da die Autorin ja nicht die Erzählerin ist, habe ich mich problemlos in Ihrem Spiegel betrachtet und Spannendes gesehen. Herzlichen Dank dafür!« †

#### **Publikationsdaten:**

Dana Grigorcea  
*Die nicht sterben*  
Penguin House, 2021  
Gebundene Ausgabe, 272 Seiten  
ISBN 978-3-32860-153-1

#### **Aussagen der Autorin über ihren Roman:**

<https://www.lovelybooks.de/autor/Dana-Grigorcea/Die-nicht-sterben-2793817864-w/leserunde/2832267732/2832272484/#thread>

#### **Publikationsdaten zitierter Werke:**

Bram Stoker  
*Dracula*  
dtv Verlagsgesellschaft mbH & Co. KG, 2014  
Taschenbuch, 592 Seiten  
ISBN 978-3-42314-299-1

H. P. Lovecraft  
*Die Literatur der Angst*  
Suhrkamp, Taschenbuch, 153 Seiten, 1995  
ISBN 978-3-51838-922-5

# Alles andere als blutleer

## Jay Kristoff: Das Reich der Vampire

von Anna Eichenbach

### Vampire. Ausgerechnet Vampire

Sehnsüchtig hatte ich der Ankündigung eines neuen Romanes aus Jay Kristoffs Feder entgegengefebert. Die Nachricht, dass sich dieser um Vampire drehen sollte, nahm ich skeptisch auf. Immerhin hatte mir eine gewisse Jugendbuchreihe, in welcher die Kreaturen der Nacht im Sonnenlicht glitzern und sich oftmals ganz zahm von tierischem Blut ernähren, diese Geschöpfe der klassischen Horrorliteratur vor Jahren gründlich verleidet.

Doch da war immerhin noch Kristoffs fulminante *Nevernight*-Trilogie (erschieden bei FISCHER Tor), eine Reihe, die für mich angenehm aus den heute zumeist eher gleichförmigen Fantasytiteln herausstach. Die Geschichte der 16 Jahre alten Mia Corvere, die sich zur Assasine ausbilden lässt, um an den Mächtigsten des Reiches Rache für ihre Familie zu üben, war keinesfalls der Erstling des Australiers. Im Wesentlichen sind es vier Aspekte, dank derer mich *Nevernight* restlos begeisterte. Erstens die unvergleichliche Erzählweise, sowohl was Sprache als auch Handlungsaufbau betrifft. Zweitens der komplexe, detailverliebte Weltentwurf, dem – drittens – grandios ausgearbeiteten Figuren Leben einhauchen, sowie viertens das Momentum der Unvorhersehbarkeit in Hinblick auf Plottwists.

Nun also Vampire.

Mit hohen Erwartungen machte ich mich auf in *Das Reich der Vampire*.

### Blut & Dunkelheit

Jay Kristoff verspricht uns im Untertitel *A Tale of Blood and Darkness* – und löst dieses Versprechen vom ersten Satz an ein. Die Zukunft Eliadens ist düster-beklemmend, sieht sich das Reich doch der Invasion einer Armee aus Untoten gegenüber. Angeführt wird diese vom Ewigen König Fabiën Voss und seinen Kindern. Diese sind einige von wenigen Edelblütern: Ausgestattet mit besonderen Fähigkeiten – darunter Gedankenlesen oder die Manipulation von Empfindungen – bilden sie die oberste Riege innerhalb der Vampirhierarchie, die bis zu den tumben, zombiehaft anmutenden Elenden reicht. Dabei entscheiden Art und Umstand der Verwandlung, ob ein Mensch zum Edelblut – was äußerst selten vorkommt – oder zum Elenden wird. Ihnen allen ist jedoch eines gemein: Sie sind dem Willen des Ewigen Königs unterworfen.

Dem Autor gelingt damit eine in meinen Augen überzeugende, neuartige Konzeption des Vampirismus. Besonderen Charme gewinnt sie zudem dadurch, dass die Welt der Vampire französisch angehaucht ist: Einzelne französische Begriffe verleihen der Erzählung die Eleganz und Opulenz des Versailler Hofes während der Regentschaft des Sonnenkönigs Louis XIV., vermischt mit der düsteren, romantisch-verklärten Atmosphäre der Favole-Gemälde einer Victoria Francés. Allerdings sind Kristoffs Vampire alles andere als glitzernde Vegetarier.

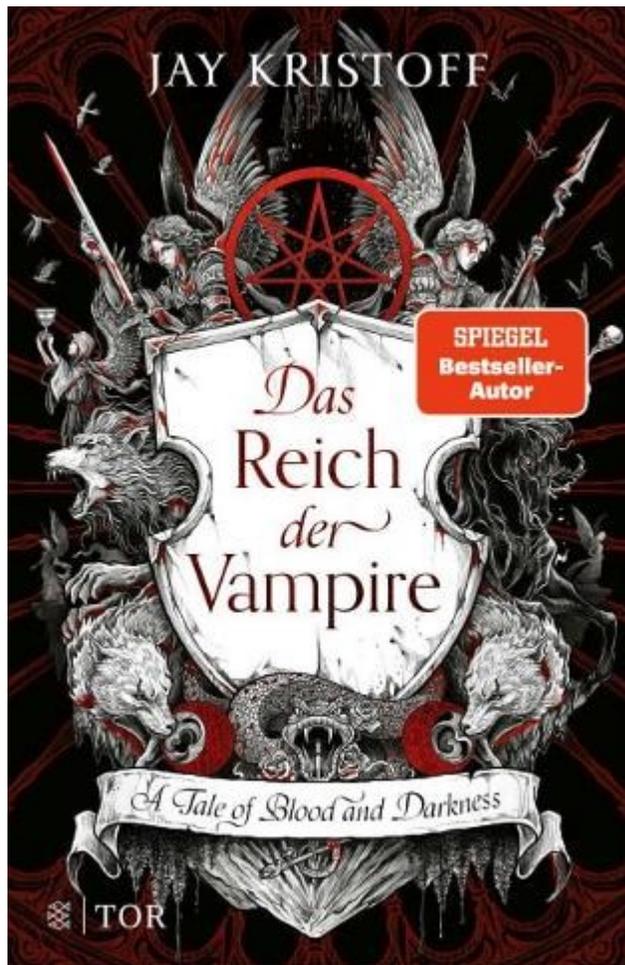
Sie sind grausam. brutal, blutrünstig und ergötzen sich an Leid und Tod. Sie sind die Art Vampire, von denen zu lesen mir eine Gänsehaut bereitet hat. Nicht grundlos sollte der Roman mit einer ellenlangen Liste an Content Notes versehen werden.

Die Einzigen, die sich dem Heer der Finsternis entgegenstellen, sind die Mitglieder des Ordens der Silberwächter. Sie selbst sind Nachkommen eines Edelblutes und einer menschlichen Frau. Je nach Blutlinie verfügen sie daher auch über besondere Fähigkeiten. Allerdings hat ihre Stärke ihren Preis: Allesamt sind die Silberwächter abhängig vom Sanctus, einer Droge, die ihren angeborenen Blutdurst stillen soll. An dieser Stelle sei erwähnt, dass Kristoff nicht davor zurückscheut, den Konsum dieser Droge explizit zu schildern – dabei aber den körperlichen und geistigen Verfall, der mit der zerstörerischen Sucht einhergeht, ebenso explizit deutlich zu machen.

Wenn die Vampire ihr Unwesen treiben und die Silberwächter sich ihnen entgegenstellen, bedient sich der Autor in seinen bildgewaltigen Schilderungen oft der klassischen Elemente des Splatter-Horrors. Definitiv nichts für Zartbesaitete.

## Interview mit einem Vampir

Zartbesaitet ist kein Charakterzug, mit dem sich Gabriel de León, unser Protagonist, beschreiben lässt. Er ist eine Legende unter den Silberwächtern, unter den Vampiren gefürchtet. Zugleich ist er eine verlorene Seele, droht unter der Last der Vergangenheit, seiner Fehler und seiner Herkunft zu zerbrechen. Wir begegnen ihm am absoluten Tiefpunkt: Eingekekert von Vampiren, auf die er sein Lebtage lang Jagd gemacht hat, emotional abgestumpft und auf Sanctus-Entzug wartet er auf seinen Tod. Man mag fast schon sagen: Sehnt ihn herbei, ist sein Lebensmut doch längst erloschen. Bevor er Erlösung finden kann, macht sich ein Vampirhistoriker daran, Gabriels Leben für die Ewigkeit auf Pergament zu bannen.



© Covergrafik: FISCHER Tor

So entfaltet sich eine Erzählung auf gleich drei Zeitebenen, die alle einen gemeinsamen Kern haben: eine Prophezeiung, die vom Ende des Reiches der Vampire kündigt.

Neben Gabriels Gefangenschaft – im Stile eines *Interview mit einem Vampir* inszeniert – erleben wir ihn zum einen in seiner Jugend, auf dem Weg, einer der bedeutendsten Silberwächter zu werden, sowie zum anderen als gebrochenen Mann in seinen Dreißigern, gezeichnet von seinen Verlusten, Entscheidungen und der Sanctus-Sucht. Kristoff gelingt es wahrhaft meisterlich, die verschiedenen Handlungsebenen und -stränge miteinander zu verknüpfen. Jede Passage endet mit einem Cliffhanger. Der Sprung zurück in die Gefangenschafts-Gegenwart der Erzählung bildet dabei die Brücke zwischen beiden Rückblicken. Zudem wird innerhalb der Rahmenhandlung stets eingeordnet, an welcher Stelle der jeweils andere Erzählstrang stehen geblieben ist. Das alles schildert Kristoff gewohnt derb mit feiner Beobachtungsgabe.

## Ein gebrochener (Anti)Held

Gabriel ist ein vielschichtiger Charakter, jemand, den man zugleich bewundern und verabscheuen muss. Er lässt niemanden an sich heran – zunächst auch mich als Leserin nicht. Je mehr sich seine Geschichte auf den verschiedenen Erzählebenen entfaltet, umso mehr blickt man hinter seine Fassade. Unvorbereitet wird er mit dem Geheimnis seiner Herkunft und dem Orden der Silberwächter konfrontiert. Muss sich den Ordensregeln unterwerfen und sich alsbald auf seiner ersten Mission bewähren. Impulsiv, selbst- und ruhmsüchtig wie er ist, geht dabei so einiges schief. So muss er auf die harte Tour lernen, Verantwortung zu übernehmen. Dabei kämpft Gabriel im Verlauf des Romans nicht nur gegen Vampire. Vielmehr ringt er auch mit seinem Ehrgeiz, seiner Arroganz, seinem Geltungsbedürfnis – und mit seinem Glauben. Aus diesem bezieht er – so wie jeder Silberwächter – seine Kraft. Er gibt ihm Halt. Mehr und mehr beginnt Gabriel zu hinterfragen, zu zweifeln. Woran soll er in einer augenscheinlich von Gott verlassenen Welt noch glauben? Neben der klassischen Theodizee-Frage – die Frage danach, wie ein vermeintlich allmächtiger, allwissender und guter Gott so viel Leid in der Welt zulassen kann – ziehen sich auch religions- und kirchenkritische Töne durch den Roman. Vorbild für das Kirchenwesen des Romans sind dabei die monotheistischen Religionen – insbesondere die christliche – unserer Gegenwart, die inklusive all ihrer realen Missstände in das Dark-Fantasy-Setting übertragen werden.

## Wettrennen um den Heiligen Gral

Ein weiteres Motiv, das sich durch den Roman zieht, ist die Suche nach dem Heiligen Gral, der laut Prophezeiung das Ende der Vampire herbeiführen soll. So abgedroschen die oft genretypische Prophezeiung auf den ersten Blick auch scheinen mag, verleiht der Autor ihr einen überraschenden Twist. Zu erwähnen ist, dass einige Rezensent:innen Kristoff vor-

werfen, *Das Reich der Vampire* sei lediglich ein wilder Mix aus zahlreichen Versatzstücken bereits bekannter Fantasyromane. Bei der Vielzahl an phantastischer Literatur, die bereits erschienen ist und jährlich erscheint, ist es wahrhaft schwierig, das Rad neu zu erfinden. Die in den Kritiken häufig erwähnten Reminiscenzen sind mir jedenfalls nicht negativ aufgefallen.

Bei der Suche nach dem Gral mischen mehrere Parteien mit ihrer jeweils eigenen Agenda mit, sodass Gabriel sich – eher unfreiwillig – mitten zwischen ihnen wiederfindet. Der Plot schlägt Haken und Wendungen, bis einem schwindelig wird. Jeder Twist ist Kristoff-typisch gut angelegt und – bis auf zwei Ausnahmen – so subtil, dass er zu überraschen vermag. Nicht grundlos hat mich *Das Reich der Vampire* das ein oder andere Mal sprach- und atemlos zurückgelassen.

Während seines Abenteuers begegnet Gabriel einer Vielzahl interessanter Figuren. War der diverse, inklusive Cast eine der Stärken von *Nevernight*, hatte ich mir von *Das Reich der Vampire* eine ähnliche Vielfalt erhofft. Queere Nebenfiguren erleben in ihrer religiös geprägten Welt Diskriminierung – wie sie heute in einigen streng religiösen Ländern traurige Realität ist. Auch die Frauenfiguren sind in der Minderheit in dieser von Männern dominierten Welt, sind jedoch allesamt starke, komplexe Charaktere, die ihre eigenen Ziele verfolgen – und begegnen Gabriel auf Augenhöhe.

Was zusätzlich zur Atmosphäre des Romans beiträgt, sind die wundervollen Illustrationen von Bon Orthwick. Ursprünglich hatte die Künstlerin nur eine Fanart zu *Nevernight* erstellt und an Kristoff geschickt – woraus diese wunderbare Zusammenarbeit entstand. In den Sonderausgaben des Romanes sind die Illustrationen farbig – wie es sich für ein *Tale of Blood and Darkness* gehört dominieren Schwarz und Rottöne – doch auch in Schwarzweiß fangen sie die Stimmung des Romans unvergleichlich ein und verleihen den Figuren und Schauplätzen ein Gesicht.

Wenn es etwas gibt, das ich an *Das Reich der Vampire* auszusetzen habe, dann ist es der

Überfluss an Rechtschreib- und Grammatikfehlern, die sich in die Übersetzung eingeschlichen haben. Über einige wenige kann ich noch hinwegsehen. Hier allerdings tauchten sie so gehäuft auf, dass es mich arg gestört hat. Auch wenn es nur menschlich ist, solche Fehler auch mal zu übersehen: Grade von einem großen Verlag wie FISCHER Tor erwarte ich in dieser Hinsicht mehr.

### Alles andere als blutleer

Beim Lesen – und auch beim Schreiben dieser Besprechung – hatte ich *Nevernight* als Vergleichsfolie und Messlatte permanent im Hinterkopf. Kristoff gelingt es, eine völlig andere Erzählung abzuliefern, die mich nicht minder begeistern konnte.

Mit *Das Reich der Vampire* legt der Autor den fulminanten Auftakt zu einer neuen Trilogie vor und beweist: Das Vampir-Genre ist alles andere als blutleer und vermag noch immer mit Neuerungen zu überraschen. Packend von der ersten bis zur letzten Seite, voller überraschender Wendungen und mit einem gebrochenen Protagonisten, der allmählich sein Gewissen entdeckt, ist dieser Roman eine klare Leseempfehlung. †

#### Publikationsdaten:

Jay Kristoff  
*Das Reich der Vampire: A Tale of Blood and Darkness*  
 FISCHER Tor, 2022  
 Gebundene Ausgabe, 1024 Seiten  
 ISBN 978-3-59670-040-0

**Redaktioneller Hinweis:** Die Fortsetzung *Das Reich der Verdammten: A Tale of Pain and Hope* erschien auf deutsch im Mai 2024 bei FISCHER Tor.



© Foto: Jay Kristoff

### Jay Kristoff

Jay Kristoff, geboren am 11. November 1973, ist ein australischer Science-Fiction- und Fantasyautor. Seit seinem Debütroman *Stormdancer* 2012 hat er 17 Romane veröffentlicht, sowohl für Jugendliche als auch für Erwachsene. Kristoffs Werke befassen sich mit Themen wie Familienbande, Freundschaft, Liebe, Verlust und Verrat. Seine Romane sollen u. a. unterstreichen, dass »ein Sieg ohne Opfer bedeutungslos ist«.

<https://jaykristoff.com>

**Petra Berger** stammt aus dem Rheinland und lebt seit über 20 Jahren in der Nähe von Karlsruhe. Ihre Begeisterung begann mit den Romanen von Jules Verne, und als sie im Alter von 14 Jahren das erste Mal *Der Herr der Ringe* gelesen hatte, war sie infiziert. Neben den Klassikern der Fantasy stellt sie auf ihrem Blog gerne Bücher von Selfpublisher:innen und aus Kleinstverlagen vor. Petra Berger arbeitet als LKW-Disponentin und entspannt sich mit Lesen nach einem stressigen Tag.

<https://phantastische-fluchten.blogspot.com>

**Manuel Otto Bendrin** lebt und arbeitet in Aachen. Geschichten, ob geschrieben oder selbst erdacht, begleiten ihn sein ganzes Leben. 2017 begann er zu schreiben und hat seither diverse Kurzgeschichten und den Roman *Legende eines Helden* veröffentlicht. Am liebsten tobt Manuel sich in dem weiten Feld der Phantastik aus, wobei seine Schwerpunkte in der Fantasy und dem phantastischen Horror liegen.

<https://manuelobendrin.bplaced.de>

**Frederic Brake** stolpert schon seit mehr als 50 Jahren mehr oder weniger aufrecht durch diese Welt. Zum Schreiben kam er 2009, eher durch Zufall. 15 Jahre und mehr als 60 Veröffentlichungen später schreibt er noch immer, liest vor und moderiert eine Talkshow.

<https://youtube.de/brennendebuchstaben>

**Volker Dornemann** veröffentlicht Microstories und Kurzgeschichten in Magazinen und Büchern. Vor Kurzem ist seine zweite Sammlung an SF-Kurzgeschichten und Microstories unter dem Titel *Prototyp* erschienen. Unter dem Pseudonym **Duke McAbre** erschien die Comicstrip-Serie *Nosfera*.

Für **Anna Eichenbach** gibt es nichts Schöneres, als in phantastische Welten und vergangene Zeiten einzutauchen – und ihre Leser in eben solche zu entführen. In ihrem historischen Romandebüt *Wellensang: Eine Limford Saga* lässt sie die Wikingerzeit wieder lebendig werden.

**Kai Focke**, geboren 1977, schreibt seit 2014 Kurz- und Kürzestgeschichten – von Schmunzelphantastik über Fantasy bis Science Fiction – für verschiedene Verlage und Magazine. Zuletzt erschien in Co-Herausgeberschaft mit Sabine Frambach die Anthologie *Campus 2049* im Oldib Verlag. Mehr Infos zum Autor finden sich auf seiner Webseite:

<https://literaturfragmente.de>

**Christoph Grimm**, geboren 1985, lebt umgeben von Tastengeklacker, Seitenrascheln und Kindergeschrei. Manche Erlebnisse in anderen Welten dokumentiert er als Autor selbst, andere gibt er heraus. Bislang erschienen mehr als 20 Kurzgeschichten, 11 Anthologien und seit 2021 die Zeitschrift *Weltenportal*.

<https://christophgrimm.com>

**Isabell Hemmrich**, geboren 1985 in Würzburg, hatte aufgrund eines undiagnostizierten Asperger-Syndroms in ihrer Kindheit und Jugend oft das Gefühl, Außerirdische hätten sie auf der Erde zurückgelassen. Heute lebt sie in der Nähe von Straubing und arbeitet als Lektorin. Bis das Mutterschiff sie abholt, vertreibt sie sich die Zeit mit dem Schreiben von Kurzgeschichten, erschienen in diversen Anthologien und dem Sammelband *Wenn des Nachts der Tag erstirbt*, den sie auch selbst illustriert hat.

**Lisa-Katharina Hensel** (\*1989) wuchs im schönen Württemberg auf, wo sie ihre Kindheit und Jugend am liebsten in Buchhandlungen und Kinosälen verbrachte. Nach einem Jahr auf den Spuren der Samurai in Japan verschlug das Studium der Medienwissenschaften sie ins Rheinland. Dort schreibt sie mittlerweile für diverse erfolgreiche Fernsehformate. Nach der Veröffentlichung zahlreicher Kurzgeschichten erscheint mit der *Shattered-Trilogie* Ende 2024 ihr Romandebüt.

Instagram: [@lisa.k.hensel.autorin](https://www.instagram.com/lisa.k.hensel.autorin)

**Nicole Hobusch**, Jahrgang 1984, lebt im Bergischen Land. Sie macht beruflich »was mit Medien«. Abends erschafft sie Welten auf

Papier, in denen sich das Blatt ein ums andere Mal wendet. Ihre Kurzgeschichten sind in verschiedenen Anthologien und Magazinen erschienen.

Instagram: [@nicole.hobusch](https://www.instagram.com/nicole.hobusch)

**Christine Jurasek** lebt in einer Kleinstadt am Alpennordrand und ist (physisch) gern in den heimischen Bergen und (fiktiv) in fernen Zeiten und Welten unterwegs. Sie veröffentlichte zahlreiche Kurzgeschichten in Anthologien und schreibt gerade an einem Krimi, der in den Alpen angesiedelt ist.

**Detlef Klewer** lebt mit der wundervollsten Frau der Welt und dem Kater Hagrid am Niederrhein. Erste Veröffentlichungen seiner Comics und Illustrationen erfolgten bereits in den 1970er Jahren in Alternativzeitschriften wie *Am Erker*, *Ulcus Molle* oder *Innisfree*. Geadelt durch den Abdruck eines mehrseitigen Comics im deutschen *Heavy Metal / Metal Hurlant*-Ableger *Schwermetall* liegt der Schwerpunkt seiner Arbeit heute in der Gestaltung von Buch-, CD- und DVD-Covern sowie der Anfertigung von Buchillustrationen und Comics. Sein Comic *Auf den Spuren H.P. Lovecrafts Band 3* wurde 2017 mehrfach preisgekrönt. Derzeit arbeitet er als selbstständiger Coverdesigner, Illustrator und Comiczeichner für verschiedene Verlage und Selfpublisher.

<https://www.kritzelnkunst.de>

**Florian Krenn**, Jahrgang 1980, lebt in Niederösterreich und ist Vater von drei Kindern. Das Verfassen von Texten ist für ihn ein willkommener Ausgleich zu seiner Arbeit mit Zahlen. Mittlerweile wurden mehrere Dutzend seiner Kurzgeschichten veröffentlicht, die thematisch von Horror über Science-Fiction bis hin zu Kindergeschichten breit gefächert sind.

<https://floriankrenn.at>

**David A. Lindsam** schreibt in seinem Blog über Phantastik, Fantasy und das Schöne an der Literatur. Und er stellt sich seinen eigenen

Ansprüchen als Leser, indem er sie in Romane umsetzt – ein spannender Spagat. Erschienen ist von ihm *Dar-Rashûk. Die Macht der Vergangenheit*, 2022.

<https://edition-ars.de/blog>

**Sarah Lutter**, geboren 1983, ging schon früh auf Verbrecherjagd. Da die Erwachsenenbücher als Kind für sie noch zu lang waren, gab es Kinderausgaben von *Sherlock Holmes*, *Miss Marple* und *Kommissar Kugelblitz*. Zwischenzeitlich hat sich ihr Lesespektrum merklich erweitert. Zudem hat sie sich den Traum von der eigenen Bibliothek erfüllt und teilt diese regelmäßig mit ihren Lesern. Seit 2021 veröffentlicht sie Kurzgeschichten und ist als Co-Redakteurin für das *Weltenportal* tätig.

<https://sarah83sbookshelf.blogspot.com/>

**Judith Madera** ist Chefredakteurin des Onlineportals Literatopia und Herausgeberin des Fanzines PHANTAST. Sie steht auf Cyberpunk und Utopien, hat eine Schwäche für wilde Genremixe und mag es gerne düster, aber hoffnungsvoll. Trotz vieler Klischees mag sie Vampire – vor allem, wenn sie richtig zubeißen.

<https://literatopia.de>

**Marcus Mejerski** Ziemlich genau 30 Jahre sind es mittlerweile, in welchen der Autor seine Schreibe nicht professionell, aber mit Leidenschaft verfolgt. Damals aus der Not heraus beginnend, seine Gedanken und Traumbilder nicht mehr als Sänger einer Band, sondern ausschließlich in verschrifteter Weise zu offenbaren, wurde aus der Not eine für ihn selbst wunderbare lange Reise durch die Zeit und die Welten. Es begann mit der vampiralen Existenz und Romantik; entwickelte sich zu Gedanken und Reflexionen des Zeitgeists, Spott, Zynismus, Horror und allem anderen, was vor die inspiratorischen Füße fällt. Die Reise ist nicht zu Ende, und die Vampire leben immer noch.

**Dieter Rieken** stammt aus einer Kleinstadt in Ostfriesland und einer Zeit, in der Autor:innen noch mit Schreibmaschine und Fotokopien arbeiteten. Er studierte Germanistik und Slawistik und ist heute als PR-Manager in der IT-Branche tätig. In seiner Freizeit ist er ein begeisterter Leser und Schreiber, Korrektor und Rezensent. Science-Fiction publiziert er seit 1984. Seine besten Erzählungen finden sich in der Sammlung *Überlebensprogramm* (2018). Sein Buch *Land unter* (p. machinery, 2020) ist eine Mischung aus Zukunfts-, Kriminal- und Heimatroman. Zuletzt erschien die Sammlung »Zweimal langsamer wie du ...«. <https://spbonline.de>

**Michael Schmidt**, der seit 2009 das Horrormagazin *Zwielicht* herausgibt, findet in seinen Geschichten immer wieder zu klassischen Kreaturen wie Werwölfe und Vampire zurück. Die vorliegende Story verbindet dabei den Vampirmythos mit Popkultur und verneigt sich damit vor dem titelgebenden Rocksänger. <https://defms.blogspot.com>

**Friedhelm Schneidewind**, Jahrgang 1958, Autor, Journalist, Musiker und Dozent in Mannheim. 1992 erste Artikel zum Vampirismus. Verfasste 1993 mit seiner damaligen Frau Ulrike das Theaterstück *Carmilla* nach der gleichnamigen Geschichte von Sheridan Le Fanu, mit dem sie bis 2000 auf der Bühne standen. Bekannt für seine Lexika, u. a. über Vampire (1997), das Blut (1999), Himmel und Hölle (2000), Drachen, *Harry Potter* und Tolkien. Gilt als »Deutschlands berühmtester Vampirologe« (*Tabaluga-TiVi* 2000, *VIVA live* 2010) und »führender Vampirologe im Land« (*TV Spielfilm* 2010). Schneidewind hat Romane veröffentlicht, zuletzt 2019 *Das magische Tor im Kaukasus*, sowie Geschichtenbände, Anthologien und Liederhefte. Mitglied

unter anderem in: Verband Deutscher Schriftsteller\*innen (VS), Phantastik-Autor\*innen-Netzwerk (PAN), Gesellschaft für Fantastikforschung (GFF), Deutsche Journalist\*innen-Union (dju), Deutscher Fachjournalistenverband (DFJV) und Gesellschaft Deutscher Naturforscher und Ärzte (GDNÄ).

**Yvonne Tunnat**, geboren 1978, verfasst seit den 1990er Jahren Kurzgeschichten u. a. der Genres SF, Horror und Thriller. Außerdem betreibt sie einen Blog und den Podcast *Literatunnat*.

<https://www.rezensionsnerdista.de>

<https://www.literatunnat.de>

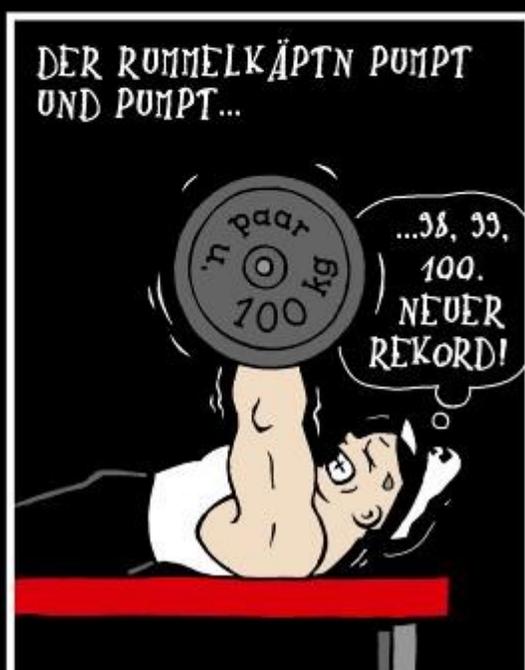
Als kleines Kind ist **Thomas Williams** in einen Topf voll mit Comics und Horrorfilmen gefallen. Seitdem schreibt er Horrorgeschichten und ist inzwischen in über 40 Anthologien veröffentlicht worden. Für die Horrorpunkband *The Other* schrieb er das Hörspiel *The Other und die Erben des Untergangs*. Gelegentlich schreibt er für die Heftromanserien *Geisterjäger John Sinclair* und *Gespenster-Krimi*. Für die Cosplayer Gruppe *FrightGuys* schrieb er das Comicheft *Party-Crasher*, das von Detlef Klewer gezeichnet und mit der #100 des *Virus Magazins* veröffentlicht wurde. Seine Geschichten wurden mehrmals mit dem Vincent Preis ausgezeichnet. Der Autor lebt mit seiner Frau in Bielefeld.

Zehn Jahre lang skriptete und zeichnete **Maximilian Wust** (geboren 1983) Comics für *Häfft*. Heute sind es leider nur noch Packungsbeilagen, die Auswirkungen von Röntgenstrahlexpositionen und gelegentlich einen Comic für das *Weltenportal*, was dem Medizinischen Illustrator aus München große Freude bereitet. In seiner Freizeit liest und schreibt er gerne und viel.

DuK MacAbre®  
**Nosfera** DIE BOSE  
 VAMPOSE



**TRAINING**  
**DAY**



"EIN MANN BRAUCHT  
 DIE VERGLEICHE  
 SO WILL ES DIE  
 NATUR!  
 WIR SIND  
 KRÄFTEMESSEND  
 DEN AHNEN AUF  
 DER SPUR."

- RUMMELSNOFF -

BESUCHT DEN RUMMELKÄPTN  
 IM INTERNETZ:  
[WWW.RUMMELSNOFF.DE](http://WWW.RUMMELSNOFF.DE)

An dieser Stelle geben wir für alle Lesenden, die sich vorab informieren möchten, einen Überblick, welche Inhalte in den einzelnen Comic- und Prosabeiträgen dieser Ausgabe thematisiert werden. Bitte beachtet, dass dadurch bestimmte, überraschend gedachte Wendungen oder Pointen in den Geschichten vorweggenommen werden können.

#### **Generell**

Blut, Tod, Sterben, körperliche und/oder seelische Gewalt, gewaltsames Dahinscheiden und Übergriffigkeit werden thematisiert oder dargestellt.

#### **Craythorne Asylum** | *Anna Eichenbach*

Blut, Selbstverletzung, psychische Erkrankungen/Probleme (Depression, Wahnvorstellungen), Eingesperrtsein

#### **Die Zahnsperre** | *Yvonne Tunnat*

Tod, Sterben, Krankheit

#### **Leer** | *Lisa-Katharina Hensel*

Dystopie, Trauer / Verlust

#### **Der Brief eines Toten** | *Detlef Klewer*

Mord, Übergriffigkeit

#### **Geküsst sind die bleichen Lippen** | *Marcus Mejerski*

Tod, Vergänglichkeit, Übergriffigkeit, Mord, Bluttausch

#### **In Absentia Solaris** | *Florian Krenn*

Blut, Tod, Eingesperrtsein

#### **Lannisters Sehnsucht** | *Frederic Brake*

Bluttausch, Alkohol / Trunkenheit

#### **Das Vorurteil** | *Sarah Lutter*

Tiermisshandlung (auf den Anthropomorphismus der Geschichte bezogen), Mobbing (thematisiert)



# ALIEN CONTAGIUM

ERSTKONTAKT-GESCHICHTEN

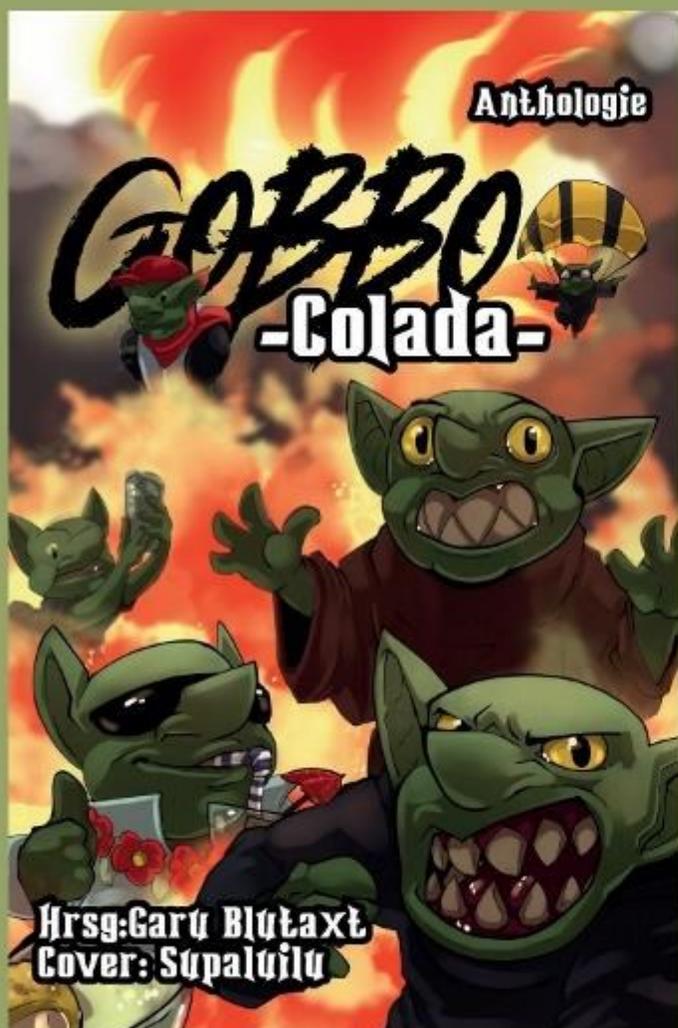
HRSG.: CHRISTOPH GRIMM

ERIDANUS VERLAG

<http://eridanusverlag.de/>

14,90 EUR

NOMINIERT FÜR DEN KURD-LASSWITZ-PREIS 2023



## Anthologie-Ausschreibung: Gobbo Colada

**Thema:** Goblins

**Genre:** Fantasy oder Science Fiction

**Zielgruppe:** Erwachsene, jedoch keine expliziten  
ab 18 Inhalte

**Must have:** Einen oder mehrere Goblins,  
der/die eine tragende Rolle in  
der Geschichte spielen

**Länge:** 2.000-10.000 Wörter (Toleranzgrenze +/- 20%)

**Deadline:** 01.04.2025

**Kleine Details am Cover können sich bis zur  
Veröffentlichung ändern, von Verlagsseite  
ist es jedoch fertig**

**Zur Ausschreibung:**



oder auf [www.tinytusk.net](http://www.tinytusk.net)

Blutsauger ist nicht gleich Blutsauger.  
Deshalb hier nun die wichtigsten Archetypen:

## Der Graf-Vampir

Der klassische Beißschlürfen hat ein ordentliches Monats-einkommen und einen seltsamen Hang zu Kragenmode.



Ich bin so alt,  
ich benutze  
immer noch  
Facebook!

## Der Nosferatu

Das Mutanten-Vamperl ist hässlich wie dein Renten-bescheid, aber genauso liebes- wie blutbedürftig.



Gack!

Die Erde ist übrigens flach  
wie ein Gullydeckel. Ist so!

## Der Vampire Boyfriend

Der Glitzervampir mag zwar recht beliebt geworden sein, wird aber eher als mormonisches „Massagegerät“ betrachtet.



Ich bin 300 Jahre alt und  
gehe immer noch zur Schule.

## Finanzbuchhalter

Seelensaugende, blutleere Kreaturen. Alle, bis zum Letzten!



Nur jeden Wochentag  
von 8 - 12 und 13 - 17 Uhr.  
Außerhalb dieser Zeiten  
sind wir einfach nur  
unerträglich.

## Die Vampirfledermaus (*Desmodontinae*)

Der kleine Lederlatzi saugt Blut, liebt die Nacht,  
lebt aber gar nicht so ewig mit seinen 9-12 Jahren.



He, schau nicht so!  
Im Fledermausdating  
bin ich eine 10 von 10.

Echlotquietsch!

## Autoren



Ich bin keine  
Vampirin! Ich  
bin einfach  
nur müde.

Und blass.

Und nachtaktiv.

Und blutrünstig.

Aber doch nur  
im literarischen  
Sinne ...

Ach verdammt!



Schon seit Urzeiten bedrohen die Alten Götter und andere mächtige Wesen aus anderen Dimensionen die Erde und ihre Bewohner. Sie wollen diese Welt zerschlagen, die Kontinente bersten lassen, das Leben verbrennen ...

Habt ihr euch jemals gefragt, was passieren würde, wenn die Alten Götter aus H. P. Lovecrafts Universum auf mutige Menschen der Antike, des Mittelalters oder gar der Steinzeit treffen würden?

Ägypter, Germanen, Inkas, Kelten, Römer, Wikinger?

Vierzehn Autorinnen und Autoren betreten historische Universen vom Anbeginn der Menschheit bis zur Neuzeit, und schildern diesen Kampf gegen grausame Gegner aus Raum und Zeit.

## CHRONONOMICON

Eine historische Cthulhu-Anthologie  
herausgegeben von Detlef Klewer

AndroSF 195 - p.machinery - 260 Seiten

Paperback: ISBN 978 3 95765 395 6 - EUR 18,90

E-Book: ISBN 978 3 95765 724 4 - EUR 6,49

